1985/1986 DM 10,–

literatur

Konkret

1985

Unsere Dichter. Das Neueste. Das Letzte.

in Literatur konkret 1985

Editorial

Unsere Dichter. Das Neueste. Das Letzte. von Hermann L. Gremliza
Lenz, Walser, Böll: ein Zug durch die bundesdeutsche Großschriftsteller-Gemeinde. Wo wird was erzählt? Und wie? Und wem? Und was taugt diese Literatur?

Der Chinesische Turm im Garten zu Babel von Ursula Krechel
Konvolute von Berichten über die Volksrepublik China haben das Fremde abgefrühstückt, zurück bleibt das große gelbe Meer des nahezu Unbegreiflichen.

Sommerloch, oder: wie das Posthistoire einmal fast Geschichte gemacht hätte von Hermann Peter Piwitt
Manchmal guckt er so bitter und erschöpft wie einer, der einen ganzen Sommernachmittag versucht hat, Fliegen in die Freiheit zu lassen aus dem Fenster raus ...

Kein Wunderland für Alice von Antje Vollmer
»Wenn die Frau das Recht hat, das Schafott zu besteigen, so muß sie auch das Recht haben, die Tribüne zu besteigen.« Oder in der ersten Reihe Platz zu nehmen. Über Ernst Bloch und das Prinzip Hoffnung

Phantastische Literatur - Sittenwächter oder Irritation? von Eberhard Hübner

Synthetischer Zauber von Hartmut Böhme
Publikumsliebling der Saison ist ein Künstlerroman mit feinem Gespür für die Verelendung der narzißtischen Leserwünsche. Der Zeitgeist wird befriedigt, und der Erfolg ist zwingend. Die durch und durch böse Hauptfigur des Romans markiert eine historische Grenze.

Soll man junge Computer taufen? von Martin Frank
Die Frage, ob künstliche Intelligenz eines Tages die menschliche ersetzen wird, ist für Martin Frank keine. Er hält Computer für ein überaus praktisches Romanbauwerkzeug, um das ihn viele Dichter beneidet hätten

Immer galant zu den Dichterinnen von Ingrid Klein
Während sich Literaturwissenscbaftlerinnen um Definitionen zum Thema »weibliches Schreiben« bemühen, verstärkt sich der schriftliche »Geständniszwang«. Ingrid Klein hält beides für problematisch

Wer wagt die de vierfache indirekte Rede? von Walter Klier
Die Qualität der österreichischen Literatur entsteht durch den Vergleich mit sich selbst. Ein Streifzug von Walter Klier

Dauer empfinde ich als verehrungswürdig von Günter Herburger
Der Langstreckenläufer ist Spion, Bote und Kurier, der Orte miteinander verbindet. Der Schriftsteller als Langstreckenläufer ist sein eigener Spion, Sammler und Chronist. Vor und nach seinem Einhundert-Kilometer-Lauf sprach Jens-Peter Behrend mit Günter Herburger

Anzeige
Wenn Sie wenigstens 1 x im Monat sowas lesen wollen:Unschuld und Sühne

Wenn wir die Sterne erobern, dann nur per Rad von Otto Jägersberg
Um das Wohlwollen der Minister Volkssport, Verkehr & Vernunft bemüht sich unsere Abteilung Velo-Poesie mit einigen radkundlichen Anmerkungen, Oden,

Hymnen, einem Lob dem Fahrrad im Gedicht und pedalmüden Seufzern von Otto Jägersberg

Einhundertundsechs Jahre Haft von Walter Boehlich

Der Mensch ist ein Lernwesen, oder kann es sein. Bei dem neuesten Glaßbrenner-Herausgeber meldet Walter Boehlich diesbezüglich starke Zweifel an

Die Kartoffel wird obligatorisch von Michael Wulff

Wo Autoren dichtgedrängt um ihre Profile ringen, sind die der Medien nur mühsam auszumachen. Die Rede ist von Literaturzeitschriften, dem ärgerlichsten aber lebendigsten Teil des Literaturbetriebs.

Dichter ran! von Horst Tomayer

Kennt jemand Sigi? von Frieder Kern

Sigi, kurz das Haar und lang das Bein, ist auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten verschwunden. Frieder Kern stürzt sich ins Getümmel der Buchmesse und sucht sie

Die Situation kurz vor dem Schweigen von Hans Willes

Ein paar Bilder und kurze Texte, fadengeheftet zwischen glänzenden Buchdeckeln und »DaCapo« betitelt, lösten eine kleine Erregung aus.

Die Frau - das liegt weiter zurück als die jungen Frauen denken von Marguerite Duras

Marguerite Duras über das Kino und das Fernsehen, über Peter Handke und Homosexualität, über ihre beiden letzten Bücher, über Frauen, Liebesgeschichten und Schmerz

Wer zum Teufel würde es sonst lesen? von Kristian Klippel, Janwillem van de Wetering

Er studierte Philosophie in London, lebte in Südafrika und Japan, war Chemiehändler in Kolumbien, Landverkäufer in Australien, Polizist in Holland und lebt heute mit Frau und Katzen im US-Staat Maine.

Dispens von der gebräuchlichen Welt von Brigitte Kronauer

Nach dem Erscheinen ihres ersten und einzigen Romans im Jahre 1943 wurde die 26jährige Jane Bowles rasch zu einer Berühmtheit der New Yorker Avantgarde - und bald zu einer Legende.

Melancholie für Fortgeschrittene von Ursula Keller

Die Nachtstücke der Djuna Barnes.

Wenn ich einst bessere Nerven und Humor besitze von Wolfgang Fritz Haug

22 Jahre gab Franz Pfemfert »Die Aktion« heraus. Nach 1918 allerdings ohne Literatur und Kunst. In dem Bereich hatte er zu wenig Mitstreiter gefunden.

Eigenschaften der Verlierer von Karl-Heinz Götze

Eine durch nichts gefährdete Liebe verband Alfred Andersch über zwanzig Jahre brieflich mit seiner Mutter. - Seine unermüdliche Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft als Mäzen zeigt der Briefwechsel mit Arno Schmidt. Karl Heinz Götze über die beiden Dokumentationen

Die Zechs, Grubers und Schlotts von Jürgen Pelzer

Den Mythos der »Stunde Null« demontierte ein Theaterstück von Michael Schneider, das jetzt zusammen mit einer Dokumentation erscheint - aus sehr aktuellem Anlaß.

Du bist anders als all die anderen von Christel Dormagen

Aus der Zweisatzrezension »Ich habe die Bücher gelesen. Und es war nicht umsonst« entspann Christel Dormagen den folgenden Briefwechsel mit der gedoubelten Redakteurin

Dem Leben kann man nur davonlaufen von Matthias Altenburg

Das rote Tuch des Minotaurus von Silvia Bovenschen

Meienbergs Reportagen sind ungewöhnlich, weil er auf die als Ereignis bezeichneten Ereignisse verzichtet und stattdessen genau recherchiert. Er ist ein ernsthafter Chronist, ein indiskreter Mensch und überhaupt nicht nett, aber er kann schreiben.

Schläft das Miezekätzchen? von Detlef Klein

Die letzte Erfindung des Vaters der Atombombe vereist alle Kontinente und Weltmeere. Eine Endzeit-Vision als Science-Fiction-Burleske für die kleine Vonnegut-Kultgemeinde.

Der Arsch der Genossin von Werner Heine

Der Mörder kann nicht der Gärtner gewesen sein, denn nur Genossen hatten Zutritt zur Tagung, die für den Führer der spanischen KP die letzte war.

Zum Schluß bleibt nur noch ein Name von Friedemann Pfäfflin

Geschichten, die das unbeschreibliche Leben beschreiben, schwelgend in nüchternen Sätzen.

Anneli beschließt, ein Mann zu sein von Susanne von Paczensky

Eine Verwaltungsbeamtin in einer bayerischen Provinzstadt hat es verdient, in die Heldenchronik der großen Forscher und Entdecker eingetragen zu werden.

Der Mann ist ein Allgemeinplatz von Dagmar Ploetz

Zwei lustvoll-listige Wiener Feministinnen lasen noch einmal alle Titel, die Frauen bewegten. Ihre schwungvollen Filzstiftanstreichungen markierten die anstehende Befreiung.

Ein halber Sieg, und überdies vorläufig von Martin Dannecker

Die Stellungnahmen, Mitteilungen und Kampfschriften des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees der Jahre 1926-1933 zur homosexuellen Frage hat der Sexualwissenschaftler E Pfäfflin aufgestöbert.

Deutscher Geist, eigenständig von Stephan Reinhardt

Ein Aufklärungsbuch gegen humane Vernunft, das durch die Hintertür sich avanciert gebender Vernunftkritik die alte Herrschaft fordert.

Sehr einfache Grundsätze von Leonhard Mahlein

Die Konrad Adenauer- Biographie von Peter Koch, dem ehemaligen »Stern«-Chefredakteur, aktualisiert das alte Motto: »Geld regiert die Welt«.

Philosophie von Reinhard Pitsch

Monster & Mutationen von Hannelore Heinrichs

Sport von Rolf Lindner

Literatur-Konkret 1985, S. 4

Editorial

Der neue Lenz ist da. Auch Walser hat geliefert. Dazu Bölls letzter Roman. Nur Grass ist nicht fertiggeworden. Zu besichtigen ist die 85er Produktion der nachkriegsdeutschen Großschriftstellerei (BRD). Großschriftsteller ist, über wessen Werke Rezensenten und Publikum sich halbwegs einig sind: Bestseller mit Prädikat. Anders als die jeweils aktuelle Szene-Literatur ist die Großschriftstellerei dauerhaft, unterscheidet sich von jener wie multiple Sklerose von Windpocken. Das Bild ist so schief nicht: Großschriftstellerei ist die Krankheitsgeschichte einer Gesellschaft und ihre Medikamentierung zugleich. Woran wird 1985 gelitten? Was wird verschrieben?

»Leider bin ich kein Grass oder Böll oder Frisch, sondern nur ein mittelprächtig gehender Autor, habe mehr Gegner als Freunde... Das ist meine 'Höhe des Ruhms'...

Aber das macht nichts. Es kommt nur darauf an, daß das, was man macht, so gut wie möglich wird«, schrieb Alfred Andersch seiner Mutter. Literatur, die den Namen verdient, ist immer so entstanden. Dabei ist Unverkäuflichkeit nie ein sicheres Indiz für Qualität, Verkäuflichkeit aber fast immer ein Zeichen für literarische Schwäche.

»Das Parfum« verfliegt rasch.

Die Mode des Jahres ist die »Postmoderne« (der Laie, dem da der Schwarz-Schilling in den Sinn kommt, könnte die Fachleute beschämen). »Postmoderne Sprache ist ein Schummelpaket, das überall herumliegt, von jedem beliebig zu benutzende Verpackung für alles und das Nichts« (Michael Wulff) - das ideale Medium für allen second-hand-Schnickschnack, für die Lust am Exotischen, an Fantasy und Zen, an der Geschichte des Geruchs und der Ästhetik der Kanalisation.

Wer hält stand? LITERATUR KONKRET versucht es. Ohne Anschluß ans Kabelnetz des Literaturbetriebs, ganz altmodisch, schwarz-weiß. Nun schon zum 10. Mal.

Literatur-Konkret 1985, S. 6

Hermann L. Gremliza

Unsere Dichter. Das Neueste. Das Letzte.

Lenz, Walser, Böll: ein Zug durch die bundesdeutsche Großschriftsteller-Gemeinde. Wo wird was erzählt? Und wie? Und wem? Und was taugt diese Literatur?

Im Innern des Landes

EHRET eure deutschen Meister! Man kann's aber auch übertreiben: »Ein makelloses Mosaik aus Erfahrung und Phantasie, aus formstreng gebundener Lebenswahrheit und erlebter Geschichte: Ein überragendes Zeugnis großer Erzählkunst.« Zwei Leserinnen seien schon ganz aus dem Häuschen: »Faszinierend, unbeschreiblich, ein Traum. Wie kann ein Mensch so etwas aus 26 Buchstaben hervorzaubern!« Sowie: »Das ist kein Roman mehr. Das ist Dichtung.« Nämlich der neue Lenz, den Angaben des Verlags zufolge.

Die Differenz zwischen noch Roman und schon Dichtung dürfte der zwischen noch Schnauze und schon Schmidt entsprechen. Mit der makellosen Formstrenge aber verhält es sich so, »Er hat *bestimmt* gewußt, wenn nicht sogar *befürwortet*... Er hat mich lange *grüblerisch* angesehen... Sein *besserwisserisches* Lächeln... Mein *ewiger* Humor ... « Bereits auf Seite 1 ist alles ordentlich an seinem Platz, und auf den 460 folgenden findet jedes Töpfchen sein Deckelchen: Der Feind ist der *ureigenste*, das Erwachen *endgültig*, das Lächeln *traurig*, die Zufriedenheit *grimmig* die Dichtung faszinierend. Die auf die Erzählung angewandte Kunst ist wie der Band, der sie enthält, weniger gebunden als vielmehr gelumbekt - ein Verfahren, das die 461 Seiten ganz gut zusammenhält, wenn man nicht zu gründlich darin liest.

Auffällig ist die neue Liebe zum Fachlexikon. Was der Autor durch hartnäckiges Sitzen auf nur vier Buchstaben da hervorgezaubert hat, bläht den Stoff auf bemerkenswerten Umfang: »Eine Kalmuswurzel - die Wasserspinnen - die Libellen - die Käfer - zwei Bläßhühner, immer nickend - die Schleie - der Iltis« drängen sich auf sieben Zeilen, auf ebensovielen »Okkulier- und Kopuliermesser - Hippen und Schnelläugler - Amboß-Scheren und Baumbeutel und Papageienschnabelscheren«. Lenz hat die Forstschulbibliothek geflöht wie Süskind den Geruchshistoriker Corbin. Der Laie soll staunen. Die Sehnsucht des lesenden Büromenschen, der nur noch ein Werkzeug, die TV-Fernbedienung, zu handhaben versteht und in seiner Not schon angefangen hat, sich bei der eigenhändigen Reparatur des Siphons selbst zu verwirklichen bzw. das Klo zu überschwemmen, ist eine Marktlücke.

Und so findet der entfremdungsgeschädigte moderne Mensch bei Lenz fast alles, was ihm fehlt, zu günstigen Preisen: das einfache Landleben, Natur in allen Farben und Formen, den einfältigen Helden, die Trauer um die »verlorenen Quartiere im Osten« (passend zum 40. Jahrestag), die kleine, überschaubare wirtschaftliche Einheit, die den Chef noch Mensch sein läßt und die Arbeiter Familie, die Neubeginn- und Wiederaufbau-Nostalgie, den Pazifismus im Tetrapak. Zwischen Taxus und Potentilla, Wundgewebe und Adventivwurzeln geht der Held 460 Seiten lang in sich und auf der 461. Seite weg. Lebenswahrheit?

Und erlebte Geschichte? Die Personen des Romans mußten einst das Memelland verlassen. Der Held wird vom »Chef« aus der kalten Ostsee gefischt. Die Flüchtlinge bringen es im Westen zu was. Alles fast wie im wirklichen Leben. Wer, zum Zeichen für den Seinsgrund dieser Idylle, nur mal den Namen Heeremann fallen ließe, stünde statt in einem Biotop hoch über beide Zinsfüße in einer Subventionspfütze. Doch über Kapitalverhältnisse wird im Hause dieses deutschen Dichters nicht gesprochen. Der Waschzettel, an welchem der Autor mit den 26 Buchstaben erkennbar mitgedichtet hat, erläutert:

Dies ist die Geschichte eines Landes, das einmal ein Exerzierplatz war, ein Übungsgelände, auf dem ausgebildet und eingedrillt, angegriffen und verteidigt wurde, bis es nichts mehr anzugreifen und zu verteidigen gab Die Geschichte einer Familie aus Rominten, deren Chef es sich zur Aufgabe macht, den Eingesessenen zu zeigen, »was sich aus einem Land machen läßt, das nur Kommandos und genagelte Stiefel kennt«: unter seiner Leitung entsteht auf dem einstigen Exerzierplatz eine Baumschule, die mit den Jahren wächst und sich breitet und weithin Anerkennung findet - bis sich zeigt, daß auf die Gründer und Sammler die Zerstreuer folgen, und daß auch unter der Pflege kundiger Hände die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Den Soldaten, die auch Verteidigung übten, bis nichts mehr zu verteidigen war (eine schöne deutsche Geschichte!), folgten die Gründer und Sammler (die heroische Aufbaugeneration), den Gründern die Zerstreuer (mit der Anspruchsmentalität). Und alle sind in die Hand einer ewig wachsenden und vergehenden Natur gegeben, die Baumschulen (und Sozialleistungen) nicht in den Himmel wachsen läßt (sondern nur die Metaphern). Mit aller Zurückhaltung, deren sich ein der Literatur unkundiger Mensch befleißigen sollte, sei gesagt: Lenzens erlebte Geschichte ist ein reaktionärer Stuß, für den die sprachliche Anstrengung, die eine Verausgabung beim *ein*drillen durch eine Entsagung beim *aus*breiten wettmacht, nur ungenügend entschädigt. Dem Verkauf von ca. 300.000 Exemplaren und einer Notierung auf Platz 2 der Bestsellerliste

steht also nichts entgegen.

Beim Internisten

Martin Walsers neuer Roman heißt »Brandung«. Der Studienrat Halm wird von einem ehemaligen Kommilitonen zu einem Lehrauftrag an eine kalifornische Universität eingeladen. Er fährt mit seiner Ehefrau Sabine in die USA, verliebt sich in eine Studentin und kehrt unverrichteter Dinge zurück. Es sterben: die Eltern seiner Ehefrau, der Studienfreund, die Studentin. »Und auch diesmal verdient die artistische Gelassenheit Applaus, mit der Martin Walser den ins Epische drängenden Stoff zu einer Erzählung bündelt, in der wir uns selbst und unsere Zeit wiedererkennen«, schrieb die »Frankfurter Allgemeine« zum Vorabdruck des Romans.

Dem ist nur zuzustimmen - vorausgesetzt, wir einigen uns darauf, wer »wir« sind: intellektuelle Kleinbürger, Lehrer, Journalisten, Schriftsteller und der größere Rest, der einen dieser Berufe auch hätte ausüben mögen. Wir erkennen bei Walser unsere Welt wieder, eine Welt, für deren Nabel wir uns halten. Wir sind ein bißchen stolz auf sie, noch mehr aber leiden wir an ihr. In »Meßmers Gedanken«, die Walser kurz vor dem Roman erscheinen ließ, prasselt es auf uns nieder: »Schmerz ist die vierte Kunst« - »Ich wohne günstig. Beim kleinen Schmerz« - »Ich bin gesund bzw. krank« - »Man könnte. Aber man kann nicht« - »Ich bin an ein Leiden geleimt« - »Wir schnuppern in den Düften des Leids«.

Es geht uns gut bzw. schlecht. Walser ist um den genauesten Ausdruck dieses Leidens bemüht. Keiner zeichnet dessen Erscheinungsformen feiner als er. Viel fehlte nicht, und er hätte es auf den Begriff gebracht: Das Kleinbürgergeschwür, das Leben in Erwartung des Krebs, des Alterns, der Impotenz, des Autounfalls. Weil wir zu essen und zu trinken, eine Erbschaft und ein Dutzend Versicherungen haben, muß es schlimm kommen. Schlechtes Gewissen ist karzinogen.

Man müßte denn freilich einen Blick über die Grenzen unserer Welt, die wir lieben bzw. verachten, werfen, auf die Leiden und den Haß der Klassen und Rassen, denen die Muße zur Selbstbeobachtung fehlt. Walsers Thema war das nie. Aber ein bißchen vorgewagt dorthin hatte er sich schon, bis sein vom Buchhandel so geschätzter »FAZ«-Rezensent ihn zurückprügelte. Denn wir leben nur einmal, und zwar jetzt, jetzt, jetzt:

Immer dieser Lachreiz. Dem Reiz zu weinen eng benachbart. Sein Traum hatte sich ausgewirkt, jetzt. Konnte er sich jetzt nicht wohler fühlen? War sein Gewicht jetzt nicht besser verteilt? Er lag nicht mehr an einem Punkt schwer auf, jetzt. Sabines Atemzüge, die wie leise Geigenstriche ein- und ausfuhren, versicherten ihm, daß sie tief schlafe. Was er, ihr zuhörend, empfand, war ihm vertraut. Alles tat sich zusammen und forderte ihn auf zu gestehen, daß er sich jetzt daheimfühle. Da es so dunkel ist, dachte er, kann ich sogar nicken. Was tut man nicht alles für einen ruhigen Schlaf.

Man schreibt solche Romane und nicht andere, an die man - als Meßmer - schon oder noch denkt: »Wir müssen hoffen, daß wir verachtet werden. Würden wir geehrt, das würfe ein schlechtes Licht auf die Zukunft.« Verachtung fällt einem nicht in den Schoß, sie will verdient sein. Selbst ein kleines Talent hat mehr Mühe, den Ehrungen zu entkommen, mit denen diese Gesellschaft sich feiert, als welche zu erringen. Walser müßte sich also heftig ins Zeug legen. Gerade weil er/Meßmer von sich weiß: »Mir tut die Commerzbank leid, bei der ich mein Konto gekündigt habe. So ist das.« Es ist so, aber es macht einen Unterschied, ob wir die Bank dafür hassen oder uns. Was ist der Besitz einer Bank verglichen mit dem Mitleid mit einer Bank!

Der Dichter versucht sich herauszureden: »Wieviel Zolas bräuchten wir pro Woche?» Als wären täglich mehr Dreyfüße zu rehabilitieren, als zehn Walsers schaffen könnten. Aber an »J'accuse«-Rufern ist kein Mangel, wir sind umstellt von Skandalschlägern, Enthüllerichen, Protestdeppen. Walser war mit seinem Studienrat in den USA. Am Rande wird vermerkt, daß dieser den Präsidenten nicht schätzt. Ich stelle mir vor, Hemingway wäre 1935 nach Travemünde gefahren und hätte von dort ein Buch über sein Altern mitgebracht.

Das Innere nach außen

Alles in diesem Roman ist Fiktion, nur der Ort nicht, und der Ort ist unschuldig und kann sich nicht betroffen fühlen.« Die ominöse Anmerkung, in der das unheimliche betroffen das zutreffende getroffen ersetzt, hat Heinrich Böll seinem Roman »Frauen vor Flußlandschaft« vorangestellt und so einen Ton angeschlagen, auf den der Verlag mit vollem Orchester einstimmt: »Der Ort ist das Bonn von heute Nicht das Bonn der Tagespolitik, sondern die Intimgeschichte dieser Stadt: das Netz der menschlichen Beziehungen und Geschichten hinter den Kulissen der offiziellen Selbstdarstellung. Die Frauen, sonst nur gesellschaftliches Beiwerk auf dem Parkett, treten in den Vordergrund. In der Welt der Ränke und Intrigen, die die Männer fast ausnahmslos umtreibt, sind sie das heimliche soziale Korrektiv.«

Mieseres könnte kein Kritiker formulieren als dieser verlagseigene Lobredner, der so tut, als könne in einem Werk der Sprache von menschlichen Beziehungen hinter den Kulissen der offiziellen Selbstdarstellung, von gesellschaftlichem

Beiwerk auf dem Parkett, von einer Welt, die Männer umtreibt, und von einem heimlichen sozialen Korrektiv gehandelt werden. Hat der Verlag an seinem Nobelpreisträger nicht genug verdient, um sich einen besseren Texter leisten zu können? Oder sollte das so? Weil Bölls Roman dergleichen dem Verleger möglich erscheinen ließ? Weil es ja doch die Denk- und Sprachweise eines Milieus ist, das den Dichter liebte und dessen Liebe nicht völlig unerwidert blieb?

Dort wird auch das Personenverzeichnis des Romans auf helles Entzücken stoßen: Paul Chundt, Wubler, Bingerle, Klunsch, Graf Heinrich von Kreyl, Jeremias Arglos, Grobsch, Blaukrämer, Plukanski, Graf Erle zu Berben, Kapspeter, während ich hinter älteren Formen (König, ein Reiter, erster Bote, zweiter Wächter) mehr dichterische Formkraft vermute als solch klatschigquatschige Nomenklatur verspricht. Und tatsächlich werden die Frauen so vorgestellt:

Erika Wubler ist 62, Eva Kreyl-Pint 36, Elisabeth Blaukrämer ist 55, sie ist ziemlich groß, blond, wirkt nicht ungepflegt. Die Ärztin Dr. Dumpler ist Ende 30, eine unauffällige Erscbeinung. Adelheid Kapspeter, so alt wie Eva Kreyl-Pint, ist betont bieder gekleidet. Katharina Richter ist 30, hat einen undefinierbaren Schick, der ihr Ähnlichkeit mit Eva Kreyl-Pint verleiht. Trude gehört zu den Frauen, die sich über ihre Jugendlichkeit täuschen: Sie ist 42, kleidet sich aber wie eine Frau von knapp 30...

Was wollte uns der Dichter damit sagen? Ist es Satire, eine Parodie auf die Sprachlosigkeit der Gesellschaftsjournaille? Oder ist es ein Bekenntnis zur Volksnähe des >je einfacher dichten«, das lieber mit Mumien kegelt, als totgeredete Worte wiederzuerwecken? Nicht ungepflegt, unauffällig, undefinierbar: das kann sich der Leser gut vorstellen, weil er sich dazu nichts vorzustellen braucht und von seiner durch das Namensregister geweckten Neugier auf die Intimitäten hinter den Kulissen nicht abgelenkt wird.

Das Stück, das Roman genannt wird, beginnt sodann wie folgt:

ERIKA WUBLER *blickt auf: Danke, kein Ei für mich. Was macht mein Man n? Ist er schon auf?*

KATHARINA RICHTER: *Er sitzt in der Badewanne und trinkt Kaffee. Herr.. Ihr Mann mei . nt, ich sollte für Sie das graue Jackenkleid aus dem Schrank nehmen, es noch einmal aufbügeln. Er meinte, Sie könnten dazu Korallen tragen...*

Nämlich zum Besuch eines Hochamts im Münster anläßlich der Wiederkehr des Todestags von Erftler-Blum. (Erftler-Blum ist nicht zu verwechseln mit dem Grafen Treutz zu Stumm, sondern mit einem Rosenzüchter.) Die Wublers, Kreyl-Pints, Grobschs, Kapspeters (deutscher Bankier mit drei Buchstaben) reden nun miteinander oder mit sich selbst über einander, über meist undurchsichtige Geschäfte, Tricks, Erpressung, die Kirche, die katholische, immer noch einmal, über Ehen und Verhältnisse, Karrieren und Klaviere - man wäre versucht zu sagen: über Gott und die Welt, aber ob das die Welt ist, die da vorkommt, und gar eine, die weiter reicht als vom sozialpolitischen Arbeitskreis der Kolpingjugend Troisdorf im Süden bis zum Horizont der Funkredakteurin Carola S. im Norden? Das Werk ist nämlich durchaus gespickt mit sympathischen Sentenzen, und deshalb sagt Lore Schmitz auf Seite 238: »Gesetz und Ordnung, Herr Graf, diesen Luxus können wir uns nicht leisten, den leisten sich nicht mal die, die ihn sich leisten können.< (Starker Beifall auf der linken Seite des Hauses).

Bölls Bonn ist, über Parteigrenzen, die nicht gezogen werden, hinweg, ein stinkender Sumpf. Die Herren sind korrupt und leiden unter dem, was Tucholsky coitus tremens nannte, die Damen leiden darunter, versuchen sich sachte zu emanzipieren und gehen in den Rhein, wollen nach Kuba oder werden in eine Klapsmühle gesteckt, die auch jugendliche Beischläfer bereithält. Denn überall ist Hochamt, und man kommt aus dem Staunen nicht heraus, was ein intelligenter Schriftsteller des Jahres 1985 einer geistig so erledigten Sache wie dem Katholizismus und seiner Morallehre an Problemstoff noch abgewinnt: »Eva in Kuba? Warum nicht? Sie könnte die Beziehungen zur Kirche klären, vielleicht verbessern«, sagt der wehrdienstverweigernde Karl von Kreyl, der keine Grafen zeugen will, weil: »Irgendwie löst die Anrede Graf einen Respekt aus, der nur selten gerechtfertigt ist.« Eine szenische Anweisung lautet: »Schlafzimmer von Ernst Grobsch. An den Wänden zwei Poster: Che Guevara und ein Barockengel.« Da fehlt die Bildunterschrift: Ohne Worte.

Überhaupt wundert sich einer, der Bölls Oeuvre nicht kennt, doch ein wenig: über die vielen Platitüden (»So geht's mancher schönen und mancher hübschen Frau - sie gelten als leichtfertig«), über die Untiefen (Vom Sofa erhob sich eine attraktive Blondine«) und über eine Zähigkeit, der es gelingt, 240 Seiten lang jedem Witz auszuweichen.

Die Nachrufe auf Heinrich Böll, in denen die Kritik an seinem neuen Roman unterging, stellten den Mann über sein Werk. Den Feuilletonisten war nicht der große Romancler gestorben, sondern der gute Mensch, die »moralische Institution«. Also wären Einwände gegen die literarische Form überflüssig, womöglich als Kunstkritik getarnte Miesmachung des inhaltlichen »Anliegens«? Aber, erstens: wieso dann Chundt, Kapspeter und Wubler? Und zweitens: der Inhalt ist der Form ja durchaus gemäß. Daß das, was da in Bonn regiert, die Schaumkrone der uns umwogenden Gesellschaftskräfte ist, bedarf keiner - erst recht keiner konspirativ vorgetragenen - Enthüllung. Ein Blick auf Herrn Verteidigungsminister und: basta. Wer immer nur »Das darf doch nicht wahr sein!« ruft, hat und verbreitet den Aberglauben, daß das auch nicht wahr sein müsse. So wird die unentwegte Anspannung der Moral zu einem politischen Gestus, der die Gesellschaft auch zusammenhält.

Für den Dichter wie für den guten Menschen Heinrich Böll war dieser Staat trotz alledem unser Staat, um den er sich Sorgen gemacht hat (anstatt ihn zu sezieren). Das ist der Dichtung und der politischen Opposition, die sich an Böll orientierte, nicht gut bekommen. Im ersten Fall haben wir »Frauen vor Flußlandschaft«, im zweiten haben wir den grünen Salat.

Literatur-Konkret 1985, S. 10

Ursula Krechel

Der Chinesische Turm im Garten zu Babel

Konvolute von Berichten über die Volksrepublik China haben das Fremde abgefrühstückt, zurück bleibt das große gelbe Meer des nahezu Unbegreiflichen.

I. So häufig ist die Geschichte des chinesischen Malers erzählt worden, der malte und malte, während er, vor seinem Bild sitzend, immer kleiner wurde. Als das Bild fertig war, am Ende der immer wieder erzählten Geschichte, tritt er in das Bild und geht in der Landschaft des Bildes davon. Aber nie ist die Geschichte eines Chinesischen Turms geschrieben worden. Ein Chinesischer Turm steht, wo immer er steht, falsch, Man verrücke ihn aus einem Englischen Garten in einen deutschen Biergarten, da gehört er nicht hin, man verrücke ihn aus einem deutschen Biergarten in die Mongolei, da gehört er nicht hin. Ganz Kluge, die beim Erzählen keinen langen Atem haben, rufen dazwischen: Nach China muß er, dorthin, wo er hingehört. Aber in China will man den Chinesischen Turm keinesfalls haben, wohl gebe es Türme, gewiß, wie in jeder kultivierten Architektur, aber doch keine chinesischen, eben Türme, die bei Bedarf gebaut wurden und, wenn sie baufällig werden, abgerissen werden. Chinesische Türme seien unbekannt.

II. Sie werden, sagt der junge Mann in dem hochspezialisierten Reisebüro, China nicht wiedererkennen. Wann waren Sie in China? Vor fünf Jahren? Das ist lange her. Sie werden nicht nur die Städte nicht wiedererkennen. Sie werden auch die Reisenden nicht wiedererkennen. Jetzt sind die Reisenden Reisende geworden, nicht mehr Forscher. Botschafter, Soziologen, politische Schmetterlingsfänger. Die Reisenden wollen nichts als Reisen, die Entfernung, das Fremde, den Kitzel. Wohin die Reisenden kommen, verändern sie das Land. Wie sind Sie damals gereist? Mit einer Delegation? Mit welcher? jetzt können Sie iogar Individualreisen machen, fast überall. hin in China. Ich helfe Ihnen gern dabei. Und er legte frische, glänzende Farbprospekte vor, die das Auge jedes zukünftigen Reisenden erfreuen.

III. Nie, sagte sich die Reisende, als sie von dieser Reise zurückkam, soll mir einer dieser schnell gesprochenen, schnell aufgenommenen und schnell vergessenen Berichte zur Lage über die Lippen kommen. Nie werde ich sagen können/wollen, was ich erlebt habe, wenn ich denn etwas erlebt habe und nicht nur - was sehr viel wäre - mit offenen Augen gelebt habe. Nie werde ich das Bißchen, das ich begriffen habe, und das große gelbe Meerdes nahezu Unbegreiflichen dazwischen in einen Topf werfen. Sie steckte den Schreibfinger mit der, ganzen Hand, die sich zur Faust ballte, in die Tasche Immer hatten ihr die Antworten eines Rom-Reisenden, der nach Rom reiste, als, das nicht jeder tat, gefallen. Auf die F : Hast Du denn auch das Colosseum besichtigt? antwortete er mit ja. Auf andere Fragen antwortete er: Gut. Schön. Nein. Doch.

Das fiktive China, das Puppenspiel der gelackten Chinoiserien, ist die eine Sache. Das System, das jeder Reisende für sich China nennt, das ganz nach Belieben mit verschiedenen Zeichen, Zügen ausgestattet werden kann, ein Denkspiel, das die Zeichen der eigenen, gewohnten Kultur überprüft, ist die andere Sache.

Es gab keine Empfindung für das Erzählbare, keinen Faden, kein Knäuel. (Die unverbundenen Schriftzeichen im Gegensatz zum Schriftband der europäischen Handschriften). Immer wollte sie so an Shanghai denken, als sei sie nie da gewesen. Die ausgedachte Stadt wucherte in die wirkliche Stadt. Reisen: Die kleinere Lösung der Erlösung.

IV. *Als wir in China ankamen, war*
Frühling. Wir stiegen auf eine Weide
und besahen China im Frühling.
Vor seiner Hütte ein Bauer schnitt
aus dem »Neuen Deutschland« ein
Mao-Gedicht aus. Soldaten griffen uns auf,
halfen uns höflich in ihre Panzer und
fuhren lange lange durch mehrere
Bilderbücher und setzten uns endlich
in einem deutschen Mischwald aus.
Es dauerte lange, bis wir
herausfanden. Erst ein chinesischer

Förster
wies uns den Weg, und schon
waren wir wieder in China. Die Luft
machte uns müde, du wolltest schlafen.
Ein Motorradfahrer weckte uns,
ein Telegramm: Brecht in Shanghai
eingeschifft.
Wir stritten mitten im dichten Gedränge
von unbekannten Chinesen, Elefanten,
Autobussen, Silberschlangen, heißt
»eingeschifft« abgefahrn oder eingetroffen?
Es schneite Unwichtig dieser viele Schnee,
sehr langsam und über die grünsten Berge
fliegend verließen wir China.

F.C. Delius hat dieses Gedicht von 1975 »Ein Traum von China« genannt. Es spiegelt alle gegenwärtigen Vorstellungen und Vorurteile, die dem, der an China denkt, in den Sinn kommen. Fehlt nur noch der Alptraum von den Millionen Chinesen, die Coladosen schwenken, japanische Autos fahren und ihre letzten Zöpfe abschneiden. Und während er an China denkt, verbinden sich die Bruchstücke seines Wissens mit seinen Bilderbuch-Erinnerungen, in denen Drachen und Elefanten 'vor exotischen Landschaften zu sehen waren und sich viele Tiernamen von selbst mit dem fremden Land verbanden. Da er seinen halbbewußten China-Traum in der Phantasie entwirft, kann er sich nur an dem orientieren, was er kennt, an den Verhältnissen, in denen er lebt. Die China-Expedition ist eine Reise ins eigene Bewußtsein.

F.C. Delius' literarischer Traum ist nur ein Beispiel für die vielfältige Beschäftigung mit der Volksrepublik China, die seit einigen Jahren in Zeitungen und Zeitschriften, auf dem Büchermarkt, in Rundfunk, Fernsehen und Film zu beobachten ist. Den wenigen Berichten von versprengten Pionierreisenden nach China in den fünfziger und frühen sechziger Jahren stehen jetzt ganze Konvolute von Berichten gegenüber. Und zu allerletzt, als das Fremde schon abgefrühstückt ist, kommen die Chinesen selbst zu Wort, werden Bruchstücke ihrer neueren Literatur übersetzt, zusammenhanglos, beziehungslos hingeworfen, es wird sich schon jemand einen Reim darauf machen können. Wieder kann ein halber Kontinent abgehakt werden. Aber Zeugen, Spezialisten, Spezialreisende sind bessere Mittler des Fremden als die Fremden selbst. Diese wissen ja nicht, was die westliche Kultur wirklich braucht, keine Waren, keine Botschaften, jedoch Sinnenkitzel. Und gut eingefädelte Exportbedingungen.

Kaum eine gesellschaftliche Gruppe hat nicht ihre Delegierten mit China-Erfahrung, die, von der Reise zurückgekehrt, ihre Erfahrung einer bereitwilligen Öffentlichkeit mitteilen. Man sollte meinen, bei einer immer größer werdenden Zahl der Berichterstatter wäre gewährleistet, daß je nach dem Standort des Berichterstatters vielfältige Beobachtungen, Einschätzungen mitgeteilt würden. Aber das ist nicht der Fall.

Es lassen sich vier Gruppen von China-Berichterstattern unterscheiden. Die Traditionellste hat China kaum in, Augenschein genommen. Viele Berichterstatter beobachten nämlich von der Kronkolonie Hongkong aus alle Bewegungen in der Volksrepublik China. Sie beziehen ihre Informationen aus vorwiegend englischsprachigen Diensten, der Landessprache sind sie nicht mächtig. Diese »China watchers« sind die sogenannt gut informierten Kreise, die nie gefragt werden, woher sie ihre guten Informationen haben.

Die von ihnen verbreiteten Informationen, Bilder, Stimmungsberichte stehen gleichberechtigt neben den Berichten, die aus eigener Anschauung der chinesischen Verhältnisse geschrieben werden, und niemand nimmt Anstoß daran. (Vielleicht ist gleichgültig, was gesagt wird, wenn es nur mit dem größtmöglichen Nachdruck gesagt wird.) Man muß sich einmal vorstellen, alle Nachrichten aus Europa würden in Gibraltar gesammelt. Erst seit der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Volksrepublik China und der Bundesrepublik im Oktober 1972 gibt es ständige (ständig wechselnde) Pressevertreter in Peking, verbesserten sich ihre Reisemöglichkeiten. Selbst wenn die Möglichkeiten, etwas in Erfahrung zu bringen, höchst beschränkt sind, geben ihre Berichte eine Authentizität vor, die ihre eigene Beschränkung nie mitreflektiert. Die einzelne persönliche Beobachtung steht für das Ganze.

Von völlig anderen Motiven, China kennenzulernen, ging eine zweite Gruppe der China-Reisenden aus, die Revolutions-Touristen. Will sich die Linke nicht mit den Informationsquellen der bürgerlichen Medien zufrieden geben, so ist sie gezwungen, ihre eigene Ebene des Berichtens zu schaffen. Wer des politischen Anschauungsunterrichtes wegen nach China

reiste, führte eine Tradition der europäischen Linken fort, die seit 1917 die Isolation des Sozialismus als Staatsmacht durch Einzelkontakte aufzuheben suchte.« Aufs Ganze gesehen ist es jedenfalls paradox, daß die sozialistischen Bewegungen des Westens, wollten sie etwas über kollektive Lebens- und Produktionsweisen erfahren, weitgehend auf individuelle Ansichten angewiesen waren, und daß sie sich durch Boten, das heißt, vorindustrielle und sozusagen handwerkliche Informationsträger über riesige Industrialisierungsprozesse unterrichten lassen mußten. Kein Wunder, daß diese Wanderer oft genug eine lächerliche Figur abgaben«, schrieb Hans Magnus Enzensberger über diesen Typus.

Die dritte Gruppe der China-Reisenden unterscheidet sich von den ersten beiden durch den quasi offiziellen Charakter, der alle Reaktionen der Gäste und der Gastgeber öffentlich werden läßt. Sie will ihre eigenen Verhältnisse bestätigen, sie will, was ihr selbstverständlich ist, auch den Chinesen selbstverständlich machen. Das kann ebenso die Auffassung einer politischen Partei wie die Vorstellung eines Wirtschaftsunternehmens von der Verkäuflichkeit eines bestimmten Produkts sein.

Die vierte Gruppe reist mit den Augen. Ihr Altmeister ist Antonioni, ihr Lieblingsjünger Achternbusch. Die Augen trinken, essen, schlafen, sie fragen nicht.

V. Einer bringt aus China eine steife Jacke mit, ein anderer ein Telefonbuch von Shanghai, wieder ein anderer ein Teeservice, dessen Farbe er schon im Flugzeug vergessen hat, die Reisende brachte eine Schautafel mit chinesischen Schriftzeichen und ihrer lateinischen Umschrift mit. Eine Fibelwand sozusagen, die heute in ihrem Arbeitszimmer hängt. Die Fibel bringt ihr Denken durcheinander, reißt es in Strudeln fort, ein Saugen, die Begrifflichkeit taucht weg, eines ist mit dem anderen nicht mehr verbunden: Ehre und Ehrabschneidung und Ehrensold und verehrungswürdig; schmieren, Schmierfink, Schmiergeld, verschmiert, angeschmiert.

Sie kennt das Schriftzeichen für Mensch. Es taucht immer wieder in der Fibel auf, aber in Wörtern, die in der westlichen Vorstellung nichts mit dem Begriff zu tun haben: in »Weg«, in »hinaus«, es taucht in »Fuß« auf, aber nicht in den Zeichen für Pfote oder Tatze oder Huf. Das leuchtet noch jedermann ein. Ist ein Weg etwas, das von einem Menschen beschritten wird? Wäre dementsprechend das chinesische Schriftzeichen für Autobahn, so es indessen eines gibt, ohne das Zeichen für Mensch? Und ist das Wort »hinaus« nur von dem weisenden Menschenfinger her zu begreifen, der Ordnung schafft an sprachlosen Orten? Der Mann, der nichts mehr wissen will und schließlich sehr viel weiß, wird es wissen. Er wird auch wissen, ob Bäume etwas mit dem Wald zu tun haben, ob Liebe etwas mit Menschen, das Zeichen für Fuß etwas mit dem Zeh, die Katze etwas mit dem Panther, Glück etwas mit dem Menschen, dem Tiger, dem Wort »hinaus« oder mit Glasscherben zu tun hat.

Alle Grundzeichen, so wird er wie jeder, der Chinesisch lernt, gelernt haben, kommen in dem Zeichen für »Ewigkeit« vor. Die Welt, die so sorgsam verteilt ist, daß jeder Mitspieler nur seine schlechten Karten kennt, nicht die Trümpfe der anderen, sieht anders aus, wenn man ihr die Wortwurzeln zieht. Die alten Chinesen der Han-Zeit unterschieden ihre Nachbarvölker, die sie nicht ohne Grund für Barbaren hielten, indem sie den zivilisiertesten unter ihnen zu ihrem Stammesnamen das Zeichen für Mensch hinzufügten. Andere Völker erhielten die Bezeichnung für Hund, die ärgsten, deren Sitten und Gebräuche am meisten von denen der Chinesen abwichen, bekamen zusätzlich das Zeichen für Insekt.

VI. Meister Jan kam vom Hofe zurück. Der Meister sprach: »Warum so spät?«, Er erwiderte: »Es gab Regierungsarbeit.« Der Meister sprach: »Es wurden wohl Geschäfte (gemacht). Wenn es Regierungsarbeit gab, so hätte ich, obwohl nicht im Dienst, doch sicher davon gehört.« (Kungfutse Gespräche Lun Yü)

VII. In einer »Kindergeschichte von Peter Bichsel will ein Mann - es ist einer dieser anonymen Männer, die in vielen Geschichten vorkommen und unbeschädigt hinein- und hinausspazieren - nichts mehr wissen, und so heißt die Geschichte auch: »Der Mann, der nichts mehr wissen wollte«. Am Ende der Geschichte, als der Mann merkt, daß er immer noch zu viel weiß und sein Wissen nicht ausschalten kann, bringt seine Frau ihn auf den Gedanken, was er alles nicht weiß, zum Beispiel wie »schönes Wetter« auf Chinesisch heißt. Er lernt Chinesisch, lernt immer mehr und mehr, dies und das. Die letzten beiden Sätze der Geschichte, die zu schön ist, um wahr zu sein, heißen: »Und er führte sein Leben weiter wie bisher. Nur daß er jetzt Chinesisch konnte.« Hier irrt der Mann und mit ihm der Autor, der ihn erfand. Es gibt kein Eintauchen in die Fremdheit, ohne daß sich das Vertraute zu einer unheimlichen Maske verzerrt e. Wo die Fremdheit beginnt und ob sie überhaupt ohne sinnliche Anschauung denkbar ist, bleibt ungewiß.

Das junge Ehepaar aus dem Chiemgau ist noch nie nördlicher als bis Mannheim gekommen. Ja, vielleicht möchten sie einmal nach Berlin, aber dann nur mit einer Reisegruppe.. Darüber lacht der ausgepichte Rucksackreisende, der schon seine Gelbsucht hinter sich hat. Aber weiß er, wer über ihn lacht? Lacht er über sich selbst? Lacht ein China-Reisender? Vor der Reise, nach der Reise? Lebt er wie der Mann aus der Geschichte, als habe sich nichts geändert? Chinesen lachen

über die Leute in den westlichen Großstädten, die veritable Tiere an Stricken hinter sich herziehen.

VIII. Die Zeichen deuten. Ein Kind auf dem Arm seiner Mutter, ein schönes, kohläugiges, rundköpfiges Kind, beginnt jämmerlich zu weinen, als die Reisende, die an einer Bushaltestelle neben der Mutter steht, es anlacht und zu streicheln versucht. So ein großes weißgesichtiges Tier hat es noch nie gesehen. Darauf hatte die Reisende bei ihrer unbedachten Bewegung nicht geachtet; nun schämt sie sich.

Ein Chinese erzählt, er habe während der Kulturrevolution sechs Jahre in Einzelhaft gesessen. Er sei geschlagen und beschimpft worden. Während er spricht, lacht er und lacht. Die Reisende vermutet: er ist verrückt geworden in der Haft. Aber sie hat schon einmal auf dieser Reise jemanden vom Tod eines Verwandten erzählen gehört, auch dieser Mann lachte, während sie entsetzt über seine Mimik war. War er auch entsetzt über ihr Entsetzen? Wie haben Sie 6 Jahre Einzelhaft ausgehalten, fragte sie. Was haben Sie in der Zelle getan? Der Chinese antwortet, er habe seine Zelle mit einer Spinne geteilt. Er habe täglich die Lebensgewohnheiten, Gebräuche, Wach- und Ruhezeiten der Spinne studiert. Er habe ihr sogar Fliegen zugetrieben, damit sie sich in ihrem Netz verfangen. Die Reisende glaubt, er redet in einer kostbaren Metapher, die nur sie nicht versteht, von der er aber annehmen muß, daß sie in ihrer leisen Eleganz verständlich würde Als er weiterspricht über den langsamen Bau des Spinnennetzes, den er verfolgen durfte, traut sie ihm ganz und gar. Es darf keine andere Bedeutung hinter seinen Worten geben. Sie könnte sie ohnehin nicht verstehen.

Das Ich und die Natur. Festgeprüfte Begriffe im westlichen Denken und Fühlen. Eine Caspar David Friedrich-Begrifflichkeit. Am Meer ist das Menschen-Ich ein winziger Punkt. E i n Bauer pflügt das Feld. jemand geht durch einen Wald. Immer nimmt das Ich im Bewußtsein seiner Einzigartigkeit die Natur wahr, dichtet sich selbst auf dem schmalen Strandlaken, umgeben von anderen Strandlaken-Bewohnern, sein Meer-Erlebnis zusammen. Der Reisenden ist diese Begrifflichkeit Ich-Natur in China gründlich zuschanden gegangen. Eine Arbeitskolonne geht durch den Bambushain. Zwanzig Landarbeiter waten im Reisfeld, ein Schwarm von Frauen schwirrt über die Hügel der Tee-Plantage. Es ist schwer, allein sein zu wollen. Kommt das Zeichen für »Mensch« im Zeichen für »Einsamkeit« vor? Es muß dies ein schwieriges, selten gebrauchtes Zeichen sein, das nur die fortgeschrittenen Schüler lernen.

Und dann sitzen an lauen Abenden, während rundherum der Verkehr braust und die Fahrräder schnurren, Menschen im Licht der Straßenlaternen auf dem Boden und lesen in Büchern. Unter jeder der gleißend hellen Peitschenlampen nur ein Leser.

Von Ursula Krechel erscheint diesen Herbst: »Vom Feuer lernen.« Gedichte, Luchterhand, ca. DM 18.-

Literatur-Konkret 1985, S. 14

Hermann Peter Piwitt

Sommerloch, oder: wie das Posthistoire einmal fast Geschichte gemacht hätte

Manchmal guckt er so bitter und erschöpft wie einer, der einen ganzen Sommernachmittag versucht hat, Fliegen in die Freiheit zu lassen aus dem Fenster raus ...

Nach einer vierundzwanzigstündigen Reise mit der Bahn von Bari hoch nach Duisburg schwärmt Tommaso di Ciaula, der Fabrikarbeiter und 'grüne' Dichter: »Wunderbar, dies Deutschland! Der Rhein ... ! Und dagegen unser kaputter Süden!« »Warum sind wir eigentlich nicht stolz auf dieses Land?« fragt in »Hör Zu« Nr. 19 '85 Peter von Zahn. Ganz einfach: Weil das Land voll ist von kaputten Typen wie ihm.

*

Stendhal in 'Wanderungen in Rom´: »Von meinen Reisegefährten ist der eine ein sehr kluger, gutmütiger nachsichtiger Mann von sanfter Heiterkeit: Der Charakter des Deutschen . Er besitzt außerdem eine robuste und tiefdringende Vernunft, die sich durch nichts blenden läßt; nur vergißt er zuweilen einen Monat lang von ihr Gebrauch zu machen.«

*

Anzeige in der »taz«: »Selbsterfahrung und Urlaub in der Toscana. Wir, Cornelia L., Dipl. Psych. und Körpertherapeutin, und Michael K., Dipl. Psych. und Gestalttherapeut, werden ... «, usw. Warum eigentlich wollen sie sich ständig 'selbsterfahren'? So interessant sind sie doch garnicht.

*

jedesmal in der DDR rührt und verwirrt mich die Mischung aus Wohlerzogenheit und Bevormundung, die die Umgangsformen prägt. Ich bin sicher: 95 Prozent aller Westdeutschen könnten dort nach einer gewissen Eingewöhnungszeit genauso angepaßt leben wie hier. Haben sie sich nicht auch von Krieg und Hitler auf Frieden und »Amerikaner« umgewöhnt? So schwer ihnen das auch immer gefallen ist?

Was bin ich froh, daß es die DDR drüben gibt...

*

Achternbusch legt sich in Bayern mit der Kirche an, und die liberale Presse im Norden jubelt. Wo leben wir eigentlich? Und wann? Im 19. Jahrhundert? »Kulturkampf«:? »Wo im Klub der Liberalen/man den Heil'gen Vater haßt« (Wilhelm Busch)? Jesus: interessiert das wirklich noch jemand? Jesus, Gott und so, ob im Nachthemd oder ohne... Du meine Güte! Sollte sich lieber mal mit der liberalen Presse anlegen, der Achternbusch. Schließlich leben wir Ende des Zwanzigsten. Aber da sollte er mal sehen, wo er bleibt. Als Querulant ohne Humor wäre er längst klammheimlich beerdigt. Da könnte er noch so putzmuntere Sachen machen... Also, entweder er ist auch nur ein Feigling oder er weiß es nicht besser.

*

»Es bleibt, nur Haß, maßloser Haß auf Leben und Tod«, zitiert die »taz« Rainald Goetz; das ist, zur Erinnerung, der Mann, der glaubte, sich seinerzeit selbstverstümmeln zu müssen, um die Aufmerksamkeit einer Jury derangierter Trottel in Klagenfurt zu erregen. Immerhin, Haß ist ja schon mal was. Und mit Allmachts- und Allvernichtungsvisionen hat schließlich so mancher klein angefangen; und am Ende ist dann doch manchmal ein ganz passabler und hartgesottener Querkopf daraus geworden. Nur: Haß bloß auf Leben und Tod? Das läßt wenig hoffen. Dann doch wenigstens auf Brechbohnen oder Senkfuß.

*

Wien im Frühjahr 85: Unter dem Titel 'Schönsein - Sichwohlfühlen' diskutiert man, noch blessiert von den Auseinandersetzungen um die Donau-Auen, worüber? Über den Unterschied von Naturschönem und Kunstschönem. Undenkbar das in unserer pseudolinken halbbarbarischen WASP-Szene nördlich der Appel-Apfel-Linie. »Ästhetizismus! Elitär!« Die Souveränität der älteren Kultur....

*

Else Lasker-Schüler wieder gelesen: woher eigentlich dieses hartnäckige und unwidersprochene allgemeine Übereinkommen, diese Gedichte seien kein Kitsch?

*

Kein Politiker verkörpert den inneren Schweinehund der Sozialdemokratie so tragisch wie Willy Brandt. Der SPD verschafft er, heißt es, in den 60er Jahren neues Profil - als Bürgermeister der Frontstadt Berlin. Eine Politik der Verständigung mit den sozialistischen Staaten Europas betreibt er als Kanzler - im Interesse eines ungehinderten kapitalistischen Osthandels. Auf der Europareise des Präsident Reagan wehrt er sich gegen dessen Brüskierungen; aber von

Kohl dafür des Antiamerikanismus bezichtigt, reagiert er mit nachgerade blinder Verzweiflung. Daß er gegen Feuerländer, Eskimos und Indianer nun schon mal eh nichts habe, kommt ihm als Antwort nicht einmal auf Wer über solche Widersprüche *nicht* zum Trinker wird, hat keine Würde.

Einer der bemerkenswertesten Erfolge der Gracchen, heißt es, sei es gewesen, bei den Gladiatoren- und Tierspielen für die Plebs die gleichen Tribünen durchzusetzen, wie der Adel sie hatte. Daß die SPD wenig mehr als in dieser Art leisten kann, wirtschaftlich machtlos, wie sie ist, kann man ihr nicht vorwerfen. Aber daß sie nach jedem 'Sieg' vergißt, dem Volk dies zu sagen, macht sie so unglaubwürdig.

Brandt: Manchmal guckt er so bitter und erschöpft wie einer, der einen ganzen Sommernachmittag versucht hat, Fliegen in die Freiheit zu lassen aus dem Fenster raus, an dem sie sich abtoben. Er bittet, er droht, er wedelt mit einem Handtuch, mal ganz vorsichtig, mal außer sich, er reißt mal dies, mal jenes Fenster auf. Aber sie wissen es besser, sie haben schließlich ihre 'Erfahrungen', zwei Kriege mitgemacht und so... Finden sie aber schließlich doch.den Ausgang, lachen sie sich womöglich ins Fäustchen, daß sie diesem Monster da endlich entkommen sind.

*

Beim Lesen von Baudrillard (»Die Rituale der Durchsichtigkeit«, SEXUALITÄT KONKRET, 1985) fühlte ich mich schnell in eine Art Sog gezogen; dieser Sog ging nicht von der Sache aus, mit der B. befaßt ist, sondern von seiner Eloquenz, einer Fähigkeit, stilistisch zu brillieren in einer Syntax, die geschickt schnell und geschmeidig gemacht ist, so als fürchte B, man könne ihm, wenn er den Duktus einmalverlangsamte, auf die Schliche kommen, auf das Nichts an Inhalt, Erkenntnis, Botschaft nämlich, das sich hinter soviel aufgeregter Glätte verbirgt. »Der Zwang zu sprechen wird umso dringender, als man nichts mehr zu sagen hat«, heißt es in seinem Text. Ein Satz, der ihn beschreibt.

B.'s Thema ist - was auch sonst? - das alte, uralte: Der Mensch als Sklave seiner Produktions- bzw. Reproduktionsmittel. Für das Zeitalter von Fernsehen und Video gefragt: Gibt es für uns überhaupt eine Wirklichkeit, einen Körper, ein Ichgefühl unabhängig von unseren technischen Möglichkeiten ihrer Simulation? Weiter: Woher, aus »welcher Unsicherheit zu existieren«, kommt das ständige narzißtische Verlangen, sich in den Ritualen der Werbung, der Verhaltenstrends, in Video und Polaroid wiederzusehen, sich nur noch simuliert zu erleben, was dann natürlich auch allemal heißt: noch echter als das Original?

Aber damit unterstelle ich B. bereits eine. Leistung, die er nicht bringt: nämlich, daß er Gründe für diese 'Unsicherheit zu existieren' aufbietet. Seine Erkenntnisse bleiben lebensphilosophische Gemeinplätze: »Übrigens spielen wir nur die Komödie der Obszönität, die Komödie der Sexualität, so wie andere Gesellschaften sich die Komödie der Ideologie vorspielen oder wie die italienische Gesellschaft sich die Komödie der Verwirrung (? d. VL) und des Terrorismus vorspielt.« Und wie sollte es auch zu mehr reichen als zu solchen vieltausendjährigen Schlagerweisheiten? Gilt doch B.'s Augenmerk allein der Reproduktionssphäre.

Seine Demonstrationsfiguren entstammen der Weh der Freizeit und des Überbaus: Der junge mit dem Walkman auf dem Skateboard, der Rapper aus der Bronx, der im Roxy herumwirbelt, der Intellektuelle an seinem Wortprozessor, der Besucher einer hyperrealistischen Ausstellung im 'Centre Pompidou'. Daß jeder normale Malocher heute acht, zehn, zwölf Stunden seine Sinne im Original beisammen haben muß, will er sich sozial behaupten, - was heißt das schon? Für B. zählt allenfalls, wie er sich nach Feierabend ein letztes Aufflackern der Sinne per Video niederspritzt.

Entfremdeter Arbeit entfremdetes Philosophieren, das den Namen nicht verdient, geschliffen, geschwätzig, bilder- und ideentingelnd, immer raisonable auf den ersten Blick, also das subversive Risiko der Dialektik nie laufend, sondern der *Raison* verschrieben selbst und gerade dort, wo aufklärerischer Vernunft inhaltlich die Abfuhr erteilt wird, bis hin zur zynischen Beschwörung der 'japanischen Lösung', zum Lobpreis der tätowierten Initialen des Geliebten auf den Schenkeln der japanischen Frauen: »Die ganze Rasse sieht so geschminkt und glatt aus und bewahrt doch animalische Lebhaftigkeit und Gewaltsamkeit.« Der Japaner.- die neue blonde Bestie? Das Exotische und das Archaische - sie waren schließlich schon immer im Sonderangebot von Lebensphilosophie.

Warum Anstoß nehmen an Anlässen, die der österreichische 'Express' in einer Kurzdarstellung der 'neuen französischen Philosophie' erst kürzlich so kommentierte: »Die Zeit, wo der Poststrukturalismus noch offensichtlich Großes vollbringen konnte, ist vorbei - nun kommt er an die Unis und wird dort von modischen New-Wave-Professoren tot-akademisiert.« Warum also?

Vielleicht, weil sie mir schon jetzt leidtut, die 95er-Generation, konfrontiert mit dem Schamott in den Köpfen der 80er, dann nämlich, wenn demnächst die soundsovielte Phase des Posthistoire seit der 'Pax Romana' mal wieder - Geschichte geworden ist. Vielleicht auch, weil eben diese 80er mir leidtun, oder doch die verwilderten Bürgerkinder unter ihnen, wo sie mit neuer französischer Philosophie, Nietzsche oder Benn im Kopf sich womöglich gerad so als Avantgarde verstehen wie wir das 1955 taten, mit Nietzsche, Heidegger und dem Sartre von 'Das Sein und das Nichts, - oder doch hätten tun können, wären wir mit Nietzsche nicht schon - so wie es sich gehört - mit 16 durch und das halbe Dutzend französischer Trend),Philosophen seinerzeit irgendeines Gedankens wertgewesen, der sich nicht besser an die kleinen Göttinnen im

Pettycoat, die Schwänke des Martinus Montanus und den Äppelwein hätte verschwenden lassen, damals, ich meine zur Zeit des jüngst vergangenen Posthistoire, der Ära Adenauer.

Trotzdem gab es immer noch eine Menge Dummheiten zu verlernen seitdem. Wieviele Dummheiten wird es erst für unsere 80er zu verlernen geben, sobald Geschichte wieder flottgemacht ist durch Kräfte, die sie sich womöglich im Augenblick sowenig träumen lassen wie wir seinerzeit? Damals, in den 50ern, gestattete der Zeitgeist - so wahr er der Herren eigener Geist ist - anderem als christlich-existentialistischem Denken gar nicht erst Öffentlichkeit. Als sei Geschichte nie gewesen, machten Bürger, Banker und Baulöwen weiter wie bisher, überließen es den verlorenen Schwarzkitteln, bei Pernod und schwarzen Zigaretten sich ob soviel Ewigkeit und ewiger Wiederkehr ins Nichts geworfen zu fühlen; und daß 'Gesellschaft' auf einmal 'Existenz' hieß, und Existenz eben war wie sie war, die Ur-Sachen hinter den Ur-Bildern verschwanden, und die Erkenntnis, doch nie ein Albert Schweitzer sein zu können, auch gleich alle andern politischen Anwandlungen miterledigte - warum hätte das den Herren wohl nicht passen sollen damals? Da redete ihnen schließlich keiner drein.

Ich bin mißtrauisch gegen vermeintliche historische Gesetzmäßigkeiten; und besonders gegen das eben yerfügte Posthistoire. Aber seit Schopenhauer auf die gescheiterten Hoffnungen der 48er mit der 'Weh als Wille und Vorstellung' reagierte, ist schwerlich zu übersehen, wie so ca. alle dreißig Jahre Geschichte von den einschlägigen Meisterdenkern Zukunft oder auch nur Prozeßcharakter abgesprochen bekommt.

Sei es, daß sie als bloßes Schlachtfeld für Naturgesetze, im Untergang des Abendlands, im Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts, in einem Dritten Reich, im Sein zum Tode oder in der Bombe ihre Erfüllung zu finden hat, sei es, daß sich (Jünger) »der Geschichtsraum« sonstwie »einfach entlehrt«: jedesmal wird der jeweilige Status quo, in dem Geschichte tatsächlich phasenweise angehalten scheint, zum - mal eschatologisch, mal mythisch-völkisch, mal technologisch-bürokratisch determinierten - jedenfalls unentrinnbaren 'Sein' deklariert und als solches erlebt, mit all den auf der Stelle tretenden sinn-, todes- und/oder luxussüchtigen und narzißtischen Ekstasen und Verzückungen, die - 1900, 1930, 1950, 1980 bis hin zur 'neuen Heftigkeit' - nun mal traditionell dazu gehören.

Und immer, seit d´Annunzio im Geist des fin de siècle Jugend als den immerwährenden reichen Herbst des Lebens, als die Zeit der Ernte, auch und gerade des Todes, pries, sind es nicht einmal die unempfindlichsten der je betroffenen Generation, die sich den entsprechenden affirmativen Lebensphilosophien an den Hals werfen.

Wie sollten sie auch nicht? Hineingeboren in scheinbar Endgültiges, wie sie sind? Schließlich, wo kein Weg ist, ist auch kein Willi. Und warum auch nicht? Ist doch für jemanden, der jung ist, *irgendein* Lebensgefühl immer noch besser als ein beschränktes, das, radikal auch mit sich selbst, von vornherein sich auf lange Wege und womöglich nur winzige Siege gefaßt macht. Einfach nur ein revoltierter Teil von Geschichte zu sein, mit der Lotto-Chance auf Revolte, das ist profan. Geil dagegen das Gefühl, daß Geschichte eben gerade bei Null angefangen hat, oder gerade *gewesen* ist, oder aber ihr Ende sich naht. So wie ein Nonkonformismus der Exklusivität geiler ist als einer der Ausschließung.

Grund zur Aufregung? Nein. Sowenig wie es ihn für den alten Goethe gab, als er Eckermann dies notieren ließ: »Aber tut man denn, was wir Alten sagen? jeder glaubt, er müsse es doch selber am besten wissen, und dabei geht mancher verloren und mancher hat lange zu irren. Es ist aber jetzt keine Zeit mehr zum Irren, dazu sind wir Alten gewesen, und was hätte uns all unser Suchen und Irren geholfen, wenn Ihr jüngeren Leute wieder die selbigen Wege laufen wolltet! Da kämen wir ja nicht weiter. Uns Alten rechnet man den Irrtum zugute, weil wir die Wege nicht gebahnt fanden; wer aber später in die Welt eintritt, von dem verlangt man mehr ...«

Guter alter Junge, ich fürchte, wir verlangen zuviel.

*

Wenn denn Sprache verräterisch ist, so verrät die modische Kritik am *'big* Sinn' zunächst einmal dies: nämlich wie dem Kritiker das Angloamerikanische als Ausdrucksund Lebensform, mithin als Weltanschauung selbst zur zweiten Natur geworden ist.

*

»Kaum hast du auf dem Campus mit einem Mädchen ein paar Worte gewechselt«, erzählt B., der studiert, »schon faßt sie dir in des Rücken und ruft: Mein Gott, was bist du verspannt!« Zur Forderung der Zeit, wonach es egal sei, was man aus welchen Gründen immer tue, Hauptsache, man tut es locker, hat sich inzwischen auch das 'St. Pauli Magazin' geäußert: »Die Sinnlichkeit, die oftmals mit 'Erotik' gleichgestellt wird, ist uns in der heutigen Zeit fast völlig abhanden gekommen. ... In den Vereinigten Staaten ist deshalb die 'Erweckung der Sinnlichkeit' (sensory awaking) zu einer Bewegung angewachsen, die Tausende, Studenten, Hausfrauen und Berufstätige erfaßt hat. Von unseren fünf Sinnen sind durch Erziehung nur Seh- und Hörfähigkeit hinreichend, meist sogar nur schlecht, ausgebildet. Geruchs- und Geschmacksnerven sind verkümmert und der Tastsinn durch, jahrhundertealte Tabus gehemmt. Einzelne Wortspiele wie 'jemanden nicht riechen können' oder 'Unsinn lernen', zeigen Möglichkeiten der Sinne auf, aber können Sie heute vielleicht einen Menschen

im wahrsten Sinn des Wortes 'begreifen'? Man kann es! Waschen, massieren, frottieren Sie ihren Partner mal unter der Dusche..«

Ein bißchen verstehen kann man sie sogar, die kids vom Campus. Da haben sie sich, womöglich jahrelang, die Begriffskrüppel der Apo-Jahre und ihre soziologisch-pädagogischen Nachhuten reingequält. »Schluß mit der emotionalen Pest!«, wie es damals hieß... Und nun klaffen die Defizite. Also sorgendes Hinzulernen, korrigierende Neugier? Husten. Die ganze Kompanie kehrt, marsch, marsch! Und was die 'neuen Philosophen' angeht: Die kennet wenigschtens schwätze!

Der Kult einer Sinnlichkeit grassiert, die ganz und gar abstrakt ist, abgezogen von den politisch-ökonomischen Machtverhältnissen als schöner Schein, Geruch, Geschmack, 'Politics of dancing´, 'Parfum´... Unauffindbar nach wie vor: der leidlich *ganze* Mensch. Muß man wirklich immer alles alleine machen?

Literatur-Konkret 1985, S. 18

Antje Vollmer

Kein Wunderland für Alice

»Wenn die Frau das Recht hat, das Schafott zu besteigen, so muß sie auch das Recht haben, die Tribüne zu besteigen.« Oder in der ersten Reihe Platz zu nehmen. Über Ernst Bloch und das Prinzip Hoffnung

Dank der Rotation habe ich das »Prinzip Hoffnung« noch einmal gelesen. Atemlos, als wärs das erste Mal. Es war die richtige Zeit abzusegeln. Aus der Grünen Flaute in den Sturm. Zurück bleibt Trauer, die aufzuklären ist. Ernst Bloch, der so viel wußte über noch-nicht gelebte Hoffnungen, hat wenig, viel zu wenig gewußt und begriffen von Utopien, die Frauen antreiben können.

Das fängt schon mit den Tagträumen an: Der Junge will Schaffner und Jäger werden,

»verschleppt sich selbst auf schnaubendem Roß, mit wehender Feder in die Sicherheit des Abenteuers«. Er zerreißt überall Ketten. Armselig dagegen die weiblichen Tagtraum-Fetzen: »Mädchen arbeiten an ihrem Vornamen herum und an ihrer Frisur« und möchten »umworben« sein. Kein Wunderland für Alice. ER fliegt durch Welt, Zeit und Raum und SIE baut sich eine schöne Nußschale und ein schützendes Nest. So nimmt die Misere ihren Anfang.

II.

Die Ratlosigkeit bleibt, selbst an der Textstelle, die ganz ausdrücklich »dem Kampf ums neue Weib«, dem »Programm der Frauenbewegung« gewidmet ist. »Das Weib liegt unten, ...seit langem dazu abgerichtet«. Da läßt er es auch liegen. Zum Beispiel, wie er die Frauenrechtlerinnen der Jahrhundertwende von »Männerhaß« getrieben sieht, oder wie er - opportunistisch - die Frauenfrage in der Sowjetunion für erledigt hält, weil dort die Arbeiterfrage gelöst sei. Ernst Bloch ist unsicher bei diesem Thema, und so gehorchen ihm, der eine hellsichtige und magische Treffsicherheit der Sprache besitzt, hier weder Bilder noch Worte. Wo er richtig sieht, daß das noch nicht alles gewesen sein kann, daß auch nach der ökonomisch-sozialen Befreiung der Frauen noch etwas sein müßte, nach dem zu suchen und zu graben lohnt, weiß er kein Werkzeug zu benutzen, fällt ihm nur Kitsch in die Hände, wertloses Zeug. »Es ist Sanftes und Wildes, Zerstörendes und Erbarmendes, ist die Blume, die Hexe, die hochmütige Bronze und die tüchtige Seele des Geschäfts. Ist die Mänade und die waltende Demeter, ist die reife Juno, die kühle Artemis und die musische Minerva und was sonst noch alles. Ist das musikalische Capriccioso (Violinsolo in Straußens Aeldenleben) und das Urbild des Lento, der Ruhe. Ist schließlich, mit einem Bogen, den kein Mann kennt, die Spannung Venus und Maria.«

Da ist er nun endgültig abgestürzt. Schade.

III.

Und trotzdem bleibt in diesem Kapitel etwas Widerspenstiges, Utopisches. Zwar nennt er es »überspannte Träume zweifellos«, daß die Frauenbewegung gefragt habe nach »den Grenzen des Geschlechts, und ob es überhaupt diese Grenzen gebe; ob das Weib die Geschlechtsschranke, wenn nicht überspringen, so zur Staffel machen könne, die zu versteckt unbetretenen Inhalten der Menschheit selber führt.« Aber gegen diese Zensur stellt er selbst kurz und präzise die Kardinalfrage: »Zu fragen bleibt bei alledem, was sich in dem weiblichen Aufbruch bewegt«, und findet die Antwort: »Es bleibt ein eigener Zuschuß des weiblich-utopischen Inhalts zum Reich der Freiheit«. Nur: »Das real Mögliche ist am Weib ungestalteter als am Mann, und darum bedarf es hier ganz und gar der »Aufhebung gefrorener Undeutlichkeit«.

So ist es, und weil das so ist, braucht es wohl mehr utopisches Feuer, um diese gefrorene Undeutlichkeit aufzuschmelzen, als sie ein Mann zum Thema »Zukunftsperspektiven von Frauen« aufbringen kann. Das kann auch nicht anders sein, wenn Befreiungen damit beginnen, daß wir selbst auf die Schiffe gehen. Machen wir uns also auf, nach dem, das sich »im weiblichen Aufbruch bewegt«, nach unseren möglichen und unmöglichen Leitbildern und Träumen, nach unseren Versuchen, menschen-ähnlich zu werden. Fäden, aus dem diese Träume gewebt sein könnten, finden sich viele bei Ernst Bloch, und Gründe dafür, warum sie aus so flüchtigem und brüchigem Material sind.

IV.

Bleiben wir zunächst bei der bitteren Wahrheit: Ernst Bloch hat nicht einfach nichts erspürt, wenn es um weibliche Utopien geht. Es sind wirklich wenige da. Und noch weniger sind Sprache und Geschichte geworden. Nicht, daß nicht auch Frauen immer schon in sich hineingehorcht hätten, obs da was gäbe, das ihnen ähnlich wäre. Nicht, daß sie ohne jenes 'Sehnen' existierten, das Bloch den »einzigen bei allen Menschen ehrlichen Zustand« nennt. Und auch bei ihnen, bei uns, äußert sich das Nicht-Haben »als Hunger und was sich tätig anschließt. Als Meinen und Intendieren, als Sehnsucht, Wunsch, Wille, Wachtraum, mit allen Ausmalungen des Etwas, das fehlt. Aber das Nicht äußert sich ebenso als Unzufriedenheit mit dem Gewordenen«, und als Depression, als Hysterie, als Kopfschmerz, als Sucht. Was wars denn, das diese Hoffnungen so müde, die Träume so leicht zerspringend und die Utopien so kurzatmig gemacht hat?

Günther Anders, der sein Leben lang mit Bloch im freundschaftlichen Streit lag, hat gegen dessen philosophischen Ansatz vorgebracht, daß es Situationen gibt, in denen die »Hofferei« der Wirklichkeit nicht entspricht. »Diese hoffnungslos aufs Hoffen eingestellte, eigentlich feige Attitüde hat mich peu à peu tief verstimmt«. Er begründet dies mit Auschwitz und Hiroshima. Für ihn zählt, daß heute die »Diskrepanz zwischen dem, was wir machen und dem, was wir vorstellen können«, so groß geworden ist, daß wir »als moralisch Aktive dümmer zu sein (haben) als wir sind«. Dies bringt mich auf meine Spur: Ich bin der festen Überzeugung, daß Frauen beim Entwerfen ihrer Utopien dümmer zu sein haben als sie sind. Und naiver und trotziger.

V.

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit und der verlorenen Zukunft der Frauen bietet Bloch zwei Leitbilder an: Maria und Venus, die Mutter und die verführerische Geliebte, die Zeit des Matriarchats und die Zeit des Hetärentums. Die Mutter verschwendet ihre utopische Kraft für die Zukunft ihrer Söhne, die Hetäre für das Lebenswerk ihres Geliebten. ER besetzt und beherrscht das Reich der unendlichen Möglichkeiten, SIE die Schatten des möglichen Scheiterns und der Melancholie. Selbst in den Archetypen des Für-sich-Seins und des Für-sich-Redens von Frauen reden und handeln sie Dunkles und Unheil und untergehende alte Zeit. Kassandra wendet das Unabwendbare nicht schreit es nur heraus, Antigone handelt im Wissen, daß die Gesetze des Kreon triumphieren werden.

Die Frauen haben einen festen Platz, aus dem heraus sie handeln: Es ist der Hintergrund des Geschehenden und Werdenden, es ist die zweite und dritte und vierte Reihe. Niemals fast ist es das, was Ernst Bloch 'die Front' nennt. Allenfalls ist es die Heimatfront, mit ganz wenigen Ausnahmen: Jeanne d'Arc stand in der ersten Reihe des Neuen, auch die Frauen der Pariser Kommune, Rosa Luxemburg und Sophie Scholl. Und manche Namenlose.

Diese aber hatten merkwürdige, gleichbleibende Bedingungen: Es sind Frauen ohne Kinder, es sind Frauen ohne Männer (selbst Rosa Luxemburg hielt ihren Leo Jogiches geheim), und sie kommen allesamt früh aufs Schafott, auf den Scheiterhaufen, unters Fallbeil oder in den Landwehrkanal. Die Lehre ist eindeutig.

Zwar wurde auch Thomas Müntzer gevierteilt, auch Jan Hus brannte und Karl Liebknecht wurde ebenfalls im Landwehrkanal versenkt. Aber Martin Luther und Karl Marx und Lenin und Mao Tse-Tung überlebten, hatten Erfolge und starben im Bett. Die Hexen und Revolutionärinnen brennen ausnahmsloser.

Die wirklich offene Zukunft, eine, bei der zu Beginn des Aufbruches noch nicht feststeht, was wird: Erfolg oder Niederlage, aufrechter Gang oder Knechtschaft, Sieg oder Tod, hat für Frauen keine Vorbilder. Für uns heißt es: im Regelfall gebrochene Kreuze. Im Regelfall die Guillotine. Und dennoch: Wenn es nur das wäre, diese sichere Aussicht auf den Preis der eigenen Existenz, sie würde nicht ausreichen, Frauen, die vorwärts wollen, zurückhalten. Auch Männer sind zu Millionen in sichere Tode gezogen. Im Rausch der Bewegungen, und wenn eine und einer jung ist, wiegt das eigene Leben wenig.

Was Frauen mehr schwächt als jede Niederlage, was ihnen das Mark des Widerstands aus den Knochen saugt, was ihren utopischen Visionen die Flügel stutzt, ist noch etwas anderes, etwas, das wir millionenfach und jahrtausendelang im Blut haben.

VI.

Für die Sozialisten und Kommunisten, die einmal die absolute Gleichrangigkeit der Frau als Mitstreiterin für die proletarische Revolution und die neue Zeit proklamiert hatten, stellte sich bald die Frage, warum es so wenig gelang, die Frauen in Massen zu gewinnen. (Lassen wir einmal die Genossen außer acht, denen es damit niemals besonders ernst war, und denen das Weib an Heim und Herd immer am meisten die Seele und Füße wärmte). Lenin erklärt dies in seinen Gesprächen mit Clara Zetkin (um 1920) mit der Enge, der Rückständigkeit, dem gesamten isolierenden Lebenszuschnitt der meisten Frauen. »Die unpolitische, unsoziale, rückständige Psyche dieser Frauenmassen, ihr isolierender Betätigungskreis, der gesamte Zuschnitt ihres Lebens sind Tatsachen. Es wäre töricht, sie nicht zu beachten, absolut töricht. Wir brauchen eigene Organe zur Arbeit unter ihnen, besondere Agitationsmethoden und Organisationsformen. Das ist nicht Feminismus, das ist praktische, revolutionäre Zweckmäßigkeit«.

Aber die Frage bleibt beharrlich im Raum stehen und verschärft sich noch angesichts der Tatsache, daß alle sozialistischen Länder mannhaft bemüht waren, diesen engen Lebenskreis der Frauen aufzubrechen und sie an der ökonomischen Produktion und dem, was sich 'gesellschaftliches Leben' nennt, teilhaben zu lassen. Diese Bemühungen waren, was Frauen in der ersten Reihe der proletarischen Parteien betrifft, je länger sie währten, mit rückläufigem Erfolg gekrönt. Relativ zahlreich waren die Frauen an der Front der politischen Bewegungen immer nur zu den Anfangs-, den Aufbau-, den Illegalitätszeiten. Dies gilt für die Pariser Kommune, für die Sozialdemokratie unter den Sozialistengesetzen, für die Anfänge der USPD und der KPD und für die Jahre der zaristischen Jagd auf die Vorläufer der KPdSU.

VII.

Meine These lautet: Es ist nicht nur der Mangel an utopischen Leitbildern an der Front des Neuen, der Frauen gelähmt hat, ihre eigene Zukunft zu entwerfen. Es war nicht nur die gewissere Aussicht auf das Schafott und die sichere eigene Niederlage, die sie zurückhielt. Es war auch nicht nur der klassisch enge Zuschnitt ihres Lebens und die mangelnde Teilnahme an der gesellschaftlichen Produktion und dem öffentlichen Leben, der sie auf Dauer hätte zurückhalten können. Es ist die ewige immergleiche, nie-endende, Kräfte-auszehrende Sisyphus-Arbeit, Hoffnungen zu Grabe tragen zu müssen, Niederlagen als Geschlagene zu überleben und die Verdammung zur Passivität in allen großen gesellschaftlichen Konflikten.

Es sind die Frauen, die Männer und Söhne in den Krieg oder in Revolutionen ziehen lassen und Nächte, Monate und Jahre auf ihre Wiederkehr warten. Es sind die Frauen, die die Geschlagenen in Empfang nehmen und so gut wie möglich körperlich und seelisch wieder aufbauen. Es sind die Frauen, die in dem Bombenkellern sitzen und nichts, gar nichts tun können, um die Not zu wenden. Es sind die Frauen, die die Gefangenen besuchen. Es sind die Frauen, die die besetzten Länder und ihre Körper den Siegern überlassen müssen in ohnmächtiger Wut. Es sind die Frauen, die Strahlenopfer und Napalm-Kinder gebären.

An der Front wird gekämpft, und dort stirbt es sich schnell. Niederlagen aus der Position der absoluten Wehrlosigkeit sind bitterer, und das Überleben mit Toten in der Seele dauert unendlich lang. Da bleiben Trümmer, die nie wegzuräumen sind. Das verkürzt die Perspektive grausam, und die Hoffnungen bekommen einen kurzen Atem.

Für die Mehrzahl der Frauen gilt, daß alle großen Ereignisse - selbst die mit glückhaftem Ausgang - auf sie zu allererst ihre Schatten werfen. Diese Schatten haben das Gewicht von Fesseln, wie kein Mann sie trägt. Sie zu sprengen bedeutet eine übermenschliche Kraftanstrengung.

Der Weg von Frauen - trotz dieses Wissens - in die erste Reihe der großen Menschheitsutopien ist länger, da sie viel mehr hinter sich und außer acht lassen müssen. Deswegen ist er auch radikaler. Einmal vorne angekommen, führt selten ein Weg zurück.

VIII.

In neuerer Zeit hat die Studentenbewegung viel frischen Wind in die bundesrepublikanische Restauration geblasen und im Bereich. der sozialistischen Staats-Verkrustungen manche Schneise für Ausblicke auf neues utopisches Terrain geschaffen. Die Freundschaft zwischen Ernst Bloch und Rudi Dutschke kam daher, daß zwei sich in die gleiche Richtung aufmachten.

Der Beitrag der Studentenbewegung zur Befreiung der Frauen war dagegen äußerst mäßig. Antiautoritär wie sie war, konnte sie zwar schlecht das Matriarchat als Leitbild für Frauen wieder entdecken, aber die Annehmlichkeiten des Hetärentums waren allerorten sehr beliebt und wurden reichlich in Anspruch genommen. Es mußte ja nicht bei einer Hetäre bleiben, und die Sex-Pol- und Kommune-Bewegung mit ihrer Kritik an den bürgerlichen Besitz- und Eigentumsverhältnissen der herkömmlichen Zweier-Beziehungen lieferte die Theorie dazu. Zur rechten Zeit stellte sich dann auch die Pille ein, um die Frauen für die neuen Lebensmodelle leichter verfügbar zu machen. Selbst die große eigenständige Kampagne der Frauen gegen den 5 218 zu Beginn der 70er Jahre hatte zwar richtig die unsägliche Anmaßung von Männern, Ärzten und Staatsorganen über Lebensfragen von Frauen im Blick, sie blieb aber ein reiner Abwehrkampf. Ihre utopische Aussagekraft über das, was Frauen sein und werden könnten, war gering. Es war mehr zu fordern, als daß unser Bauch uns gehört.

Im Alltagsleben der Studentenbewegung stellten die Frauen das Gros der Flugblattverteiler morgens um 6 vorm Werkstor, sie puzzelten die diversen linken Zeitungen zusammen, sie putzten die Kinderläden und beschrifteten rote Tücher. Sie füllten, als Zuhörerinnen, die Teach-Ins. Die Rhetorik der Studentenbewegung war ausschließlich von Männern bestimmt, die auch wieder 'Führer' genannt wurden. Ihr Feld war die Strategie-Debatte und der endlose Kampf um die Rechtgläubigkeit und die richtige Linie, die Milltanz und die Aggressivität.

Da standen wir schon wieder draußen vor den Toren.

IX.

Ein Exodus der Frauen - für den der SDS endlich seinen Teil Mitverantwortung übernehmen sollte - führte besonders weit ins Abseits und im wörtlichen Sinne 'an die Front': Der Weg der Frauen in die Stadtguerilla, die Rote-Armee-Fraktion.

Die steckbrieflich belegte Tatsache, daß anteilsmäßig so viele Frauen in der RAF organisiert waren, hat mancherlei Erklärungsversuche gefunden. Das reicht von der besonderen »Fanatisierung« von Frauen über ihre besondere »Opferbereitschaft« bis hin zu ihrer »Hörigkeit« gegenüber den dominant-potenten Männern der RAF. Das alles sind Mythen, die nichts erklären.

Geklärt werden müßte, was Frauen dazu bringt, alles auf die Karte eines elitär-gewalttätigen Kampfes zu setzen, der seinem Wesen nach männlich-aggressiv und in jedem Fall selbstmörderisch war. Wer ernstlich nach den Ursachen fragt, wird nicht daran vorbei können, daß der Weg dieser Frauen in die RAF - unabhängig von den Motiven ihrer individuellen

Lebensgeschichte - von utopischen Bildern inspiriert war, von Utopien, die gerade auf Frauen eine große Anziehungskraft auszuüben im Stande sind.

Dreifach ist diese Utopie zu umschreiben: Es ist das Bild der Rebellin, der *Frau in der ersten Reihe*, es ist das Bild der *Frau als Einzelkämpferin* und es ist das Bild der *Frau als Außenseiterin*.

Die Rebellin, die *Frau in der ersten Reihe* ist die Frau, die radikal die Rollen tauscht. *Sie* zieht aus und läßt alle hinter sich. *Sie* lernt die Kunst, Menschen zu verlassen. Es mag ja noch einfach gewesen sein, daß Ulrike Meinhof einen Klaus-Rainer Röhl und Gudrun Ensslin einen Bernward Vesper verlassen haben, schwerer schon war es, die moralischen Welten der Eltern aus den Bekennenden Kirchen zu verlassen, ganz schwer aber ist es, sich ganz und gar von Kindern abzunabeln. Die Radikalität dieses Einsatzes muß den Preis lohnen. Wer so lebt, erfährt den Höhenflug als Abgrund.

Die *Frau als Einzelkämpferin* orientiert sich am einzigen Modell des politischen Widerstands, das uns Kindern der Mitläufer des Nationalsozialismus überliefert ist. Zwölf Jahre nationalsozialistischer Tyrannei und dreizehn Jahre bundesrepublikanische Restauration hatten gründliche Arbeit geleistet. Ausgelöscht waren in den KZs nicht nur die Menschen, die andere kollektive Formen des Widerstands gelebt hatten: die Kommunisten, Sozialdemokraten, und Bekennenden Christen, ausgelöscht war auch die Erinnerung und die Summe ihrer Erfahrungen, die sie uns hätten lehren können. Wachgehalten in Filmen und Geschichtsstunden war einzig das Gedächtnis an den einzelnen Widerstandskämpfer aus der Elite der 'Männer' des 20. Juli und seine Kernfrage:

Darf ein einzelner trotz seines Eids den Tyrannen morden? Antwort: Er muß es tun, auf seine eigene Verantwortung. Also darf und muß geschossen werden.

Als selbsternannte Einzelkämpfer(innen) waren die Mitglieder der RAF echte Kinder der deutschen Lehren aus der Geschichte Das gilt auch in anderer grausamer Zuspitzung: Dies Land sucht gern in seinen Kindern die nie aufgearbeiteten Sünden der Väter und zahlt es ihnen heim. Auch eine Art, sich von der Vergangenheit zu befreien, es kostet nur die Zukunft.

Die *Frau als Außenseiterin* sammelt einfach alles ein und besetzt positiv, was hierzulande als verachtenswert anzusehen man(n) gewohnt ist. Am besten auszumachen an Rosa Luxemburg: Sie war Jüdin, Polin, Kommunistin, Frau, dazu nicht einmal schön, sondern leicht hinkend, scharfsinnig-intellektuell und rebellisch gegen die reformistische Kunst des Möglichen. Das geborene schwarze Schaf.

In einem Volk von Staatsräsonisten und Untertanen sind die Außenseiter immer diejenigen, die am deutlichsten die Melodie spielen, die etwas Neues, Frisches ankündigt. Sie üben eine große Faszination auf die aus, die eh schon bereit waren zur Abreise.

X.

»Wenn die Frau das Recht hat, das Schafott zu besteigen, so muß sie auch das Recht haben, die Tribüne zu besteigen«, forderte Olympe de Gouges 1791 in ihrer »Erklärung der Menschenrechte der Frau und Bürgerin«. Zwei Jahre später starb sie unter der Guillotine der Jakobiner. Aber vorher hatte sie die Tribüne erobert.

Auch die Grünen Frauen haben die Tribüne erreicht, allerdings mit einem feinen Unterschied: mit der Perspektive des Überlebens und mit dem Ziel, lange dort zu bleiben. Aber es ist auch nicht »die Zeit, um wunschlos zu sein.« Wir sind so unbescheiden, einen nicht mehr vernachlässigbaren Machtfaktor im Gefüge der GRÜNEN Partei spielen zu wollen, ohne den und an dem vorbei nichts mehr geht.

Von dieser Art war das »Feminat« der Frauen in der GRÜNEN Bundestagsfraktion, und das Schönste daran war ein geradezu übermütiges Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit, was wir uns vorgenommen hatten, auch durchführen zu können. Seit ich denken kann, war ich, wollte ich als Frau handeln, infolge der allüberall herrschenden männlichen Mehrheitsverhältnisse, davon abhängig, daß ich teils wohlwollend, teils überzeugt, teils gönnerhaft von Männern gestützt wurde. Einzig die Parität schafft den unschätzbaren Vorteil, den männlichen Zensor im Kopf und auf den Versammlungen auf die Plätze zu verweisen, wenn nötig!

Die Reaktion blieb nicht aus: Von hier er wird das Neue am leichtesten, auch innigsten verspottet. Seine Bringer(innen) stören, denn angeblich gewöhnt sich der Mensch an alles, auch ans Schlechte. Ungewohntes bleibt dem Kleinbürger eine Fundgrube von Spaß und Abneigung; das hängt mit seiner unsicheren Selbstzufriedenheit zusammen. Der Komiker sagt es frei heraus, die neuen Damenhüte sind ein Graus; nach diesem Rezept wird nun der Ulk der Zukunft ausgekocht und angerichtet.« (Bloch)

Nicht nur mit diesem Spott haben wir zu tun, sondern mehr noch - besonders in den eigenen Reihen - mit dem Vorwurf der mangelnden Kompetenz von Frauen für die großen politischen Aufgaben und dem Versuch, uns heimzuholen ins gemachte Bett der reformistischen Tages- und Realpolitik. Da sage ich mit Ernst Bloch: »Doch mindestens ebenso verdächtig wie die Unreife (Schwärmerei) der unentwickelten utopischen Funktion ist die (...) Bundesgenossenschaft, worin der dicke

Bourgeols wie der flache Praktizist das Antizipierende allemal, in Bausch und Bogen nicht nur verworfen, sondern verachtet haben.«

Die sicherste Methode, uns freiwillig zum Rückzug aus der ersten Reihe zu bewegen, ist die Vorbereitung von Kriegen. Kaum ertönt das Kriegsgeschrei, räumen wir von selbst den Posten und besorgen das Überleben unserer Liebsten. *Darum* sind Pazifismus und Gewaltlosigkeit Grundbedingungen für die Beteiligung von Frauen an den politischen Auseinandersetzungen. *Darum* war der Anteil von Frauen in den Nachkriegszeiten in den politischen Parteien immer relevant höher als in den Vorkriegszeiten.

Die zweite Bedingung unseres Scheiterns liegt in uns selbst. Als Einzelkämpferinnen werden wir ebenso machtlos sein wie mit der Lagermentalität des Außenseitertums. Ersteres macht verzweifelt schwach und plant den eigenen Untergang mit ein. Das zweite akzeptiert in unzulässiger Weise die bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die Herrin und Knechten, Bürgern und Unmenschen ihren Platz diktieren. Wenn irgendwo Rebellion angesagt ist, dann hier. Aus genauerer Kenntnis haben wir einen Grund mehr für den »Kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist.« (Karl Marx)

Rosa Luxemburg achtzigjährig, Johanna von Orleans mit einer Schar von Enkelkindern, Sophie Scholl, durch viele Erfahrungen weise und ironisch geworden und mit unglaublich zäher Unbeugsamkeit, die Frauen der Pariser Kommune nach dem gründlichen Schleifen der Guillotine guter Dinge und lebenssatt in der Nationalversammlung und in den Markthallen von Paris, ... das wäre wirklich etwas Neues.

Literatur-Konkret 1985, S. 23

Eberhard Hübner

Phantastische Literatur - Sittenwächter oder Irritation?

Zur vielleicht ganz unfreiwilligen Selbstironie der bürgerlichen Literatur gehört es, daß sie den Typus eines Helden kennt, dessen Problem darin liegt, daß er zu viel liest. Madame Bovary und Don Quijote sind seine prominentesten Vertreter. Die Welt der Bücher verwirrt ihnen den Sinn für die Wirklichkeit, und in den Labyrinthen zwischen Dichtung und Wahrheit verlaufen sie sich. Emma Bovary erwartet vergebens von ihren Liebhabern und von sich selbst die Glut der übergroßen Gefühle, die sie aus ihren trivialen Romanen kennt, und versinkt in Enttäuschung. Und Don Quijote denkt sich in'die phantastischen Abenteuer der Ritterbücher zurück, die er seiner prosaischen Gegenwart einfach überstülpt. Die Irrtümer, die daraus folgen und ihn der Lächerlichkeit preisgeben, sind sprichwörtlich geworden, wie sein Kampf gegen die Windmühlenflügel, die er für bösartige Riesen hält. Seine Freunde, besorgt um seinen Geisteszustand, beraten, was zu tun sei. Sie halten eine Art Literaturgericht ab, sprechen Don Quijotes Bibliothek schuldig und überantworten sie dem Scheiterhaufen. So steht am Beginn der bürgerlichen Literatur eine wenn auch nur erfundene Bücherverbrennung.

Man sieht, es geht gar nicht so sehr um Selbstironie, als vielmehr um Abgrenzung, denn natürlich werden nicht alle Bücher verbrannt, sondern nur die falschen. Auch Emma Bovary hätte sich einiges ersparen können, hätte sie nur zu den richtigen gegriffen; daß sie daran gar nicht interessiert war, ist das Problem: der Sog der falschen Bücher. Cervantes wandte sich nämlich mit seinem »Don Quijote« gegen all die Romane, die von kühnen Helden, übernatürlichen Fabelwesen und wunderbaren Ereignissen voll waren; gegen die phantastischen Formen und Themen der Literatur setzte er ‚die ernüchternde Wirklichkeit der beginnenden Neuzeit (und es muß für ihn die Trauer notiert werden, mit der er diesen Zivilisationsprozeß beobachtete.)

Damit zeigte sich gleich am Anfang des 17. Jahrhunderts eine ganz grundlegende Option der bürgerlich-aufgeklärten Literatur für das Wahrscheinliche, eine Art literarisches Realitätsprinzip, vor dem alle Ausflüge ins allzu Phantastische sich nun zu rechtfertigen hatten. Wann immer die Literatur solche Grenzen nicht akzeptierte und sich aufs Spielfeld des Wunderbaren begab, drohte ihr die Strafe des Entzugs von Legitimation: sie konnte als Spielerei auf den Abfallhaufen des Nur-Privaten geworfen oder in die Nähe des Infantilen abgeschoben werden (es lohnte eine Untersuchung, welche nicht ausgeschöpften Möglichkeiten der Literatur in den Kinderbüchern Europas überwintern), sie konnte als Irrationalismus aus der Kommunikationsgemeinschaft der Vernünftigen ausgeschlossen werden oder den Interpretationsmaschinerien der aufgeklärten Kritik anheimfallen, die bereitstanden, um die Bilder der freien Phantasie flugs als Symbole für Prinzipien, Kräfte, seelische und gesellschaftliche Mächte aufzufassen und so wieder ins Gefüge der festen Wirklichkeit einzubauen.

Der aufgeklärte Realismus verlangt daher nüchterne Leser, die zwischen Windmühlenflügeln und Riesen wohl zu unterscheiden wissen, oder besser: den Wunsch, beides zu verwechseln, so recht nicht mehr verspüren. Einsicht, Aufklärung und Kritik sollen das Lesen wertvoll machen, vielleicht auch noch Selbsterkenntnis und Identitätsbildung - um es in der Sprache der Deutsch-Lehrpläne zu sagen, denn die Absage an die Räusche der Phantasie erst macht die Literatur zu einem möglichen Gegenstand der Pädagogik.

Kurz: es scheint, als hätten sich Verzauberung und Erkenntnis seit Don Quijote in der Literatur voneinander getrennt. Verzauberung kann von der prosaischen Welt der bürgerlichen Romanhelden, die um sich selbst oder um ihr Leben kämpfen, nicht mehr ausgehen, denn eine Welt, in der für die Verwirklichung der Träume gerungen oder gearbeitet werden muß, ist nicht verzaubert; das ist sie nur, wenn das wunderbar Andere einfach da, sinnlich anwesend ist, als phantastische Bilderwelt das Denken verführt.

Nun gibt es seit einigen Jahren schon ein neues und überaus starkes Interesse an phantastischer Literatur und phantastischen Filmen. Natürlich hat die aufgeklärte Kritik ihre Messer schon längst gewetzt und das Phänomen psychologisch, soziologisch und politisch geklärt. Dabei zeigen solche massenhaften ästhetischen Grenzüberschreitungen doch nur, daß die Grenze selber eine Fiktion geworden ist und die Literatur auch in ihren populären Bereichen über all die Punkte hinausgekommen ist, die sie daran hindern könnten, auch nur eine einzige ihrer Möglichkeiten ungenutzt zu lassen.

ich möchte hier die phantastische Literatur gegen diese aufgeklärte Kritik verteidigen (oder sie für sie vereinnahmen? man wird sehen). Natürlich habe ich nichts mit der schwülen Mittelaltermystik der Druiden- und Drachenstorys im Sinn, denke aber, daß gerade die phantastische Literatur an all den modernen Entwicklungen teilnehmen kann, die die Literatur seit dem Beginn dieses Jahrhunderts gemacht hat. Es geht hier nämlich gar nicht immer nur um eine Regression ins Beliebige, sondern es lassen sich auch Experimentierfelder der Phantasie erschließen, die sehr bestimmt die festen Linien der Wirklichkeit irritieren und ihre Verbindlichkeiten stören wollen. Phantastische Literatur kann eine Respektlosigkeit der Realität gegenüber sein, eine spielerische Subversion des Lebensernstes, die gefahrlos einzig in der Kunst unternommen werden kann.

Was ich damit meine, möchte ich an zwei Büchern erläutern, wobei das erste., die »Unendliche Geschichte« von Michael Ende, der erfolgreichste Roman des Genres, nur den Kontrast für das interessantere zweite machen soll.

Ich kenne viele Leser der »Unendlichen Geschichte«, die mit leuchtenden Augen von ihr sprechen, die Lehren ihrer Handlung diskutieren und einander liebevoll die Possierlichkeiten ihrer Fabelwesen ins Gedächtnis zurückrufen. Verbunden ist das in der Regel mit vager Zivilisationskritik: Die guten Kräfte des Traums werden beschworen, die Gewalt der Phantasie, die unendliche Freizügigkeit der Einbildungskraft; und all das wird einer frostigen Realität entgegengestellt, die es endlich - wieder die Leuchteaugen - zu erwärmen gelte.

Was sich so als freier Flug ins phantastische All gebärdet, verläßt in Wahrheit die strenge Trennung von Phantasie und Realität überhaupt nicht. Michael Endes »Phantásien«, das Land, in dem er seine phantastischen Abenteuer spielen läßt, kann allein schon deshalb den Wirklichkeitssinn der Leser kaum durcheinanderschütteln, weil es selbst als, wenn auch intensive, so doch nur subjektive Illusion identifiziert wird. »Phantásien« ist nämlich im Roman selber Schauplatz eines Romans, in den der Held des Ganzen vor der frustrierenden Wirklichkeit flieht, um nach einiger Zeit daraus in seinen schlechten Alltag wieder zurückzukehren, nicht ohne für sich und die Leser eine Weisheit aus dem Phantasieland mitzubringen: man muß die Menschen lieben.

Nun ja, darüber will ich nicht spotten, sondern vielmehr darauf hinweisen, daß sich hier eine eigentümliche Transformation vollzieht: Die phantastische Welt »Phantásiens« findet ihre Nutzanwendung für die Alltagswelt zum Schluß in einer Moral. Ich denke, das ist ein Verrat am Phantastischen. Das Glück der sinnlichen Präsenz des Wunderbaren, aus dessen irritierender Gewalt das Phantastische sein ästhetisches Recht bezieht, wird dann doch in seinem Anspruch so ernst nicht genommen, daß es nicht als allenfalls vage Zielvorstellung auf die lange Bank der moralischen Mühen geschoben würde Eine Moral kann nicht verzaubern; sie kann die Kräfte stärken (oder auch schwächen), ist aber nahezu das Gegenteil dessen, woraus das Phantastische seinen Reiz bezieht: daß auf einen Schlag alles anders ist.

Eben diese Unmittelbarkeit, dieses Nicht-Warten-Können bei der Verwandlung der Welt muß der bürgerlichen Literaturkritik anstößig erschienen sein. In diesem Sinne betätigt sich Michael Ende als Sittenwächter: Er biegt die zur Ungebärdigkeit neigenden -Phantasien auf den tristen, weil immerwährenden Gegensatz von Ideal und Leben zurück, den sie in ihrer moralischen Ungeduld eigentlich sprengen wollten.

Ein Phantasiebuch für Phantasielose also, die sich das Phantastische nur in Beschränkungen seiner gewohnt-harmlosen Rolle., als Exotisierung der Innenwelt vorstellen können. »Phantásien« wirft als Spiegel der Seele eben ein angenehmeres Bild zurück als die garstigen Erfindungen der Psychologie Der phantastische Reichtum des Innenlebens bietet hier all das im Überfluß, was die Kargheit der Außenwelt einem versagt, letztlich die Befriedigung, sein eigentliches, das heißt: sein besseres Ich dort wiederzufinden. Denn das Land der Wünsche entpuppt sich natürlich als das der durch und durch guten Wünsche (die schlechten werden mit Beherztheit überwunden): Liebe, das moralische Geheimnis von »Phantásien«, meint nicht etwa das Begehren, sondern - versteht sich - ihr altruistisches Rosarot. Die Botschaft lautet: die Menschen sind eigentlich gut, nur die Welt ist immer noch so schlecht.

Auf diese Weise wird das Phantastische hier zur Abrundung der Wirklichkeit, eine eigene Hinterwelt, die von den quälenden Zweideutigkeiten, ~n denen man sich außen erfährt, im Innern erlöst. Michael Ende gelingt so die Domestizierung der ungebärdigen Phantasien zu eben jener neuen Harmlosigkeit, die dem Don Quijote allenfalls vorwerfen würde, sich durch die Niederlage im Kampf mit den Windmühlenflügeln im Glauben an die Riesen verunsichert haben zu lassen.. Die »Unendliche Geschichte« macht Appetit auf beides: auf Windmühlenflügel und Riesen zugleich, damit man immer, wenn einem die Konzentration auf eins zu viel wird, zur moralischen Erfrischung das andere aus der Tasche ziehen kann.

Nicht so sicher wie bei Michael Ende sind die Grenzen der Phantasie in dem zweiten Buch gezogen. Es heißt »Die Hortensien« und stammt von einem in der BRD nahezu unbekannten Autor aus Uruguay, Felisberto Hernández, der 1964 in Montevideo 62 Jahre alt starb. Seine Geschichten sind in einer Auswahl jetzt zum ersten Mal auf deutsch erschienen. Sie unter den Begriff der »phantastischen Literatur« zu stellen heißt, diesen Begriff so vollständig entmystifizieren zu müssen, daß er seinen Inhalt verändert.

Dabei gibt es hier phantastische Motive genug. Da wird von einem Kino-Platzanweiser erzählt, der die seltsame Fähigkeit entwickelt, im Dunkeln sehen zu können, denn seine Augen senden Lichtstrahlen aus. Anstatt jedoch diese Eigenschaft für seinen Beruf zu nutzen, gibt er sich nachts ausgedehnten Seh-Exerzitien an in Vitrinen ausgestellten Gegenständen hin. Vitrinen, Orte des Glücks für den Blick des Voyeurs, spielen auch in der Titelgeschichte der Sammlung eine wichtige Rolle. In ihnen läßt ein Mann mit ausgedienten Schaufensterpuppen Szenen arrangieren, deren Bedeutung beim Betrachten zu erraten ist. Daraus entwickelt sich eine erotische Beziehung zu einer dieser Puppen, die zuletzt seine Ehe zerstört. Dann geht es um die unglückliche Liebe eines einsamen Mädchens zu einem Balkon, der zur Eifersucht neigt, oder darum, wie eine Frau im Gedenken an ihren gestorbenen Mann ihr Haus unter Wasser setzen läßt, so daß man die Zimmer im Erdgeschoß nur mit dem Boot befahren kann. Und das alles ist immer wieder durchsetzt mit dem autobiographischen

Motiv des einsam Reisenden: wie der Schriftsteller als zweitklassiger Pianist durch die Kleinstädte Uruguays zieht, um in den örtlichen Musikzirkeln mit Konzerten sein Geld zu verdienen.

Das ließe sich alles als eine Art poetischer Privatmythologie lesen, als jenes Arrangement von Bildern und Situationen, in dem sich die Probleme einer Biographie immer aufs neue kristallisieren. Es sind - um es sofort zu sagen - die schwächsten Stellen bei Felisberto Hernández, an denen die Motive so aufdringlich zusammengestellt sind, daß sie sich wie die verstümmelten Bilder in einem tiefenpsychologischen Rebus ausnehmen. Nicht der phantasierende Leser ist dann gefragt, sondern der dechiffrierende Schriftgelehrte. Vor allem aber hebt das dichterische Verfahren sich an solchen Stellen selber auf. Eine Phantasiewelt, die auf Traumsymbolik spekuliert, degradiert sich selber zum poetischen Dekor und steht so in der Gefahr, von ihren klugen Interpretationen beim Wettlauf um die sicherste Formulierung des Inhalts überholt zu werden.

Der Anspruch auf Gültigkeit hätte sich dann von den Bildern auf die Bedeutungen verlagert. Diesem Stillstand des Phantastischen entgehen die Geschichten von Felisberto Hernández jedoch meistens dadurch, daß er ihre Bilder so sehr ins Konkrete weitertreibt, ihre Details so wuchern läßt, daß man über ihre Falten und Ecken alle sterilisierende Hintergründigkeit vergißt. In der Geschichte vom »Überschwemmten Haus«, die mir am besten gefällt, ist interessanter als alle Symbolträchtigkeit des Wasser die Vorstellung davon, wie es in diesem Haus zugeht, in dem man sich nur per Boot fortbewegt:

»In diesem Zimmer sah ich einen Serviertisch. Durch die Wellen des Bootes bewegte er sich auf den aufgeblasenen Gummireifen, und die Gläser und die Ketten, mit denen er an der Wand festgemacht war, klirrten ein wenig. Auf der anderen Seite des Zimmers befand sich eine Art rundes Floß mit einem Tisch in der Mitte und Stühlen, die an einem Geländer lehnten: es war wie ein Geheimtreffen Stummer... Später zog Frau Margerita an einer Schnur ihren Nachttisch ans Bett. Dort schwammen die Möbel auf aufgeblasenen Gummireifen, solchen, wie Kinder sie an den Strand mitnehmen.«

Solcher Stellen wegen sollte man Felisberto Hernández lesen. Ihr Reiz besteht nun überhaupt nicht darin, aus einem quasimystischen Hinterland der Phantasie mit Exotismen zu locken, sondern im Gegenteil in der fast witzigen Konkretheit der ungewöhnlichen Kombination. Die phantastischen Motive scheinen in diesen Geschichten allesamt dazu erfunden, ein Ambiente zu schaffen, in dem Einzelbilder und -vorstellungen möglich werden, die sich in geläufigeren Zusammenhängen nicht herstellen ließen.

Die gewohnte Seh-Ordnung wird von der Phantastik hier außer Kraft gesetzt, damit die Dinge sich neu konstellieren können. Das ergibt zwar keine neue Ordnung, ermöglicht aber doch immerhin Momente der Imagination, in denen das Geschehen in einem Bild, einem Vergleich, einem Eindruck gleichsam stillesteht, die alle keinen anderen Zweck zu haben scheinen als den, sich selber vorzuzeigen. Die Geschichten zerfallen so in Einzelbilder, besser: sie ziehen von Bild zu Bild, die den Leser um so mehr anspringen, je weniger sie vom Bedeutungstransport im Gang der Handlung belastet sind. Das ist wie im Traum (also doch wie im Traum, aber nicht psychoanalytisch, sondern strukturell:), wo die geträumten Geschichten häufig unterbrochen sind von überscharf wahrgenommenen, vielleicht ganz unwichtigen Details, die sich der Erinnerung, man weiß nicht warum, fest eingebrannt haben.

Die phantastische Bilderwelt entpuppt sich so weitgehend als das Repertoire des Unbemerkten. jemand schenkt ein Glas Wein ein, Felisberto Hernández formuliert das so: »Andere Male überraschte uns der dunkle Fleck Wein, der sich in der Luft zu vergrößern schien, während das Kristallglas ihn festhielt.« Die sinnliche Präsenz eines solchen Bildes liegt nicht in seiner Anschaulichkeit. Das ist nämlich eine Kategorie, die in der Regel nur das Ausmalen all der konventionellen Zusammenhänge meint, auf die die Trägheit unseres Wahrnehmungsvermögens festgelegt ist, das ja nicht eigentlich sieht, sondern immer schon die Dinge als solche identifiziert hat.

Es scheint, als hätten Felisberto Hernández' Sätze sich vorgenommen, solche Anschaulichkeiten aufzubrechen, das visuell Unbewußte, das ja, obwohl genau so nie ge sehen, in ihnen enthalten sein muß, für ei: nen Moment an die Stelle der üblichen Vorstellung zu setzen und damit ihren konventionellen Verkleisterungen einen Riß zuzufügen. Der visuelle Bestand der Wirklichkeit scheint noch ganz unentdeckte Schichten zu enthalten; sie als Konjunktive der Dinge anzureißen, ist die Fähigkeit von Felisberto Hernández' Sprache. (Übrigens geht es auch um unentdeckte Akustiken, die auf gleiche Weise nur imaginierbar sind: »Ich gehe zum Beispiel gern auf einem Holzboden, auf dem Zucker verstreut ist. Dieses kleine Geräusch ... «)

Solche Sprachbilder entwickeln immer eine ganz andere Sinnlichkeit als die Bilder im Film, die man sieht. Das liegt daran, daß die imaginierten Bilder in einem viel größeren Ausmaß von Nicht-Visuellem angereichert werden können: durch den Satzbau, der die Vorstellungskraft per Logik leitet, so daß sie sich nicht allein an den äußeren Umrissen der Dinge orientieren muß, und durch die größeren Herausforderungen an die Phantasie, die ja Äußeres und Inneres so streng nicht auseinanderhalten kann. Sinnlichkeit ist nämlich keine Qualität des Wahrnehmbaren allein, sondern eher ein Reflex psychischer Energien.

Das heißt nicht, daß Felisberto Hernández die matte Wirklichkeit nur mit den Leuchtfarben des Phantastischen übermalt, um ihr eine Sinnlichkeit anzuheften, die sie von sich aus nicht hätte. Die Geschichten präsentieren ihre Realität nicht als

bunten Bilderwald; es durchzieht sie im Gegenteil ein Hauch von Einsamkeit und Trauer. Die Bilderwelt wirkt melancholisch, weil sie in Fragmente zerfallen ist, die momenthaft wie durch Blitze den Horizont beleuchten, ihn aber nicht dauerhaft erhellen können. Die Farben wirken nur deshalb so bunt, weil sie sofort wieder verlöschen; die Sinnlichkeit der Bilder ist zuweilen wie gerahmt. »Der Umstand, die Puppen in Vitrinen zu sehen, ist äußerst wichtig, des Glases wegen; es verleiht ihnen gewissermaßen die Qualität von Erinnerungen«, sagt der Mann, der Schaufensterpuppen zu Szenen arrangiert.

Der Preis für die fiktive Verwandlung der Weit in Bilder ist die Distanz von ihr. Hernández thematisiert das als erotische Obsession. Seine Figuren neigen zu jenen Formen des Liebesgefühls, die sich auf Fixiertheiten und Rituale zurückziehen, weil sie die lebendigen Beziehungen nicht aushalten. Die Sinnlichkeit der Obsessionen muß deshalb immer von Überbesetzungen leben; aus ihren Fixpunkten, den Gegenständen ihrer Begierde, muß sie all das saugen, was sonst, breit verstreut, der Reichtum einer erotischen Beziehung insgesamt gewährt.

Ich verstehe das als einen Kommentar zur Definition des Phantastischen. Die Phantasie ist hier gar nicht der Hort des wahren Ich oder der authentischen Seele, sondern sie nimmt teil an all den Beschädigungen der Wirklichkeit, die sie, den trivialen Auffassungen über sie zufolge, doch gerade ausgleichen soll. Ihre Produktivität gewinnt die Phantasie dann nicht aus ihrer inneren Fülle, sondern aus der Asymmetrie der befremdlichen Gefühle. Das Phantastische entspringt gerade den wunden Stellen des Innenlebens, hellen kann es sie aber nicht.

Diese Sperre der Innenwelt für ein selbständiges Reich des Phantastischen macht den entscheidenden Punkt aus. Die Geschichten von Felisberto Hernández geben eine Vorstellung davon, wie sich phantastische Literatur heute schreiben ließe. Das Phantastische ist in ihnen einfach eine Art Wirklichkeitssinn. Ich stelle mir das so vor, daß der Autor (und mit ihm der Leser) von einem fiktiven Punkt jenseits der normalen Alltagswirklichkeit (eben jenem Punkt, den Michael Ende zur Festung »Phantásien« ausgebaut hat) auf diese zurückblickt, und sie löst sich auf in Bilder; und eben diese Auflösung ist hier schon das Phantastische selber. Es sind nämlich nicht die Tröstungen der Phantasie, die Felisberto Hernández interessieren, sondern ihre Aufgaben. Er gönnt den Phantasien keinen eigenen Ort, sondern zwingt sie zur Realität zurück und macht sie so zu einer Dynamik ihrer Veränderung.

Da, wo jeder meint, sich seinen unverbindlichen Sinn fürs Höhere oder Tiefere leisten zu können, und seine privaten Irrationalismen pflegt, da klagt Felisberto Hernández die Realität ein als den Bereich, in dem die sonst nach außen fliehenden Phantasiekräfte tätig zu werden haben. Die Dinge der Wirklichkeit sind ja tatsächlich noch lange nicht zu ihrem Ende gekommen, als daß man sie schon verlassen und ins phantastische jenseits abschwirren könnte. Felisberto Hernández stellt gegen solche Resignationsformen seine Nüchternheit des Phantastischen und nimmt damit teil an einer Literatur, die auf ihre eigenartige Weise nach Möglichkeitsformen der Wirklichkeit sucht.

in auf Don Quijotes zurückzukommen: die strikte Unterscheidung zwischen realistisch und phantastisch, die sich auf ihn beruft, läßt sich heute nicht mehr aufrechterhalten. Die Literatur hat sie auch längst hinter sich gelassen; und im Ernst kann wohl niemand im Blick auf eine Gesellschaft, die selber droht, ins Phantastische ihrer Fortschrittsträume und -alpträume überzugehen, heute noch traditionell realistische Literaturkonzepte vertreten.

Eine Errungenschaft des Don Quijote scheint mir jedoch auch jetzt noch bedenkenswert. Sein Fehler bestand ja nicht eigentlich im Phantasieren selber, sondern in einer Verwechslung, darin, daß er die Phantasien für wahr hielt. Seine Irrtümer sollten ihre Unwahrheit erweisen und sie als Wahngebilde entlarven. Damit definieren sie aber zugleich die Phantasie als subjektives Vermögen und ziehen eine Grenze, die nach rückwärts zu überschreiten historische Regression bedeutet. Phantasie als Gebilde der Seelen und Köpfe nämlich kann keinen Zugang zur Wahrheit gewähren.

Immer wenn sie sich zu Himmelskunde oder Tiefenforschung aufschwingt und damit auf verborgene Eigentlichkeiten spekuliert, überanstrengt sie sich. Aller mystischer Rauch ist hier nichts als Don Quijoterie; und die Literatur, die einen Zugang zum Höheren ja nirgendwoher nehmen kann, hat geradezu die aufklärerische Aufgabe, die Phantasie immer wieder in die menschliche Wirklichkeit zurückzurufen. Versteht sich die phantastische Literatur aber als Alternative zur Realität, begibt sie sich aller Möglichkeiten, sie läßt dann von vornherein schon alles so, wie es ist.

Michael Ende: »Die unendliche Geschichte«, K. Theinemanns Verlag, Stuttgart

Felisberto Hernández: »Die Hortensien« Aus dem Spanischen von Anneliese Botond, Suhrkamp Verlag Frankfurt, Bibliothek Suhrkamp 858

Literatur-Konkret 1985, S. 28

Hartmut Böhme

Synthetischer Zauber

Publikumsliebling der Saison ist ein Künstlerroman mit feinem Gespür für die Verelendung der narzißtischen Leserwünsche. Der Zeitgeist wird befriedigt, und der Erfolg ist zwingend. Die durch und durch böse Hauptfigur des Romans markiert eine historische Grenze.

Die Idee ist einfach: im Paris des 18. Jahrhunderts, der Welthauptstadt des Gestanks, wird ein Mensch geboren - Grenouille (= der Frosch) -, der alles aufs genaueste riechend selbst nach nichts riecht. Vom verachtetsten aller Sinne, dem Geruch, handelt der Roman. Die Orientierung Grenouilles, die Raum- und Zeitordnung, das Gedächtnis, die Phantasie' der Eros - alles steht im Dienst des zu unendlicher Feinheit gesteigerten Geruchssinns. So ungewöhnlich dieser Einfall erscheint, ist er doch nur die Variante eines alten Musters, das seit den Künstlernovellen der Romantik kodifiziert ist.

Denn Grenouille ist das Genie, zugleich Inbegriff des Außenseiters. Ihn trennt vom dumpf-warm Menschlichen die Geruchlosigkeit, wie der fehlende Schatten Peter Schlemihl zum Einsamen macht. Er ist die göttliche Begabung auf einem Gebiet, dem Geruch, auf Kosten der Entwicklung aller anderen, besessen von einem fetischartig erhöhten Ideal - dem PARFUM AN SICH. Und er wird wie E.T.A. Hoffmanns Cardillac im »Fräulein von Scuderi« in der ebenso totalen wie unmenschlichen Obsession seiner Idee zum Massenmörder.

Die andere Variante, den Mythos vom göttlichen Kind, hat uns Milos Forman in »Amadeus« beschert, Mozart, das Genie des Lichts, der unvergleichlichen Begnadung, die sich selbst verzehrt. Hier sein Gegenbild: Grenouille ist der Komponist des Geruchs, der im absoluten Parfum die »Schönheit schlechthin« sucht, jedoch zum schwarzen Genie wird, zum »omnipotenten Gott des Duftes« - getrieben, sich für seine Liebesverlassenheit zu rächen, die Menschen zu unterwerfen, «weil er durch und durch böse« ist.

Die Welt der Begnadung, lehrt Süskind, ist gnadenlos, also eine Welt des Fluchs. Seit der Renaissance pendelt die Reflexion des Genies zwischen dieser Variante und der anderen, der Göttlichkeit der Kunst. Mit der »schwarzen Romantik«, mit Ludwig Tieck und besonders E.T.A Hoffmann, schlägt das eine ins andere um. Die exzentrische Bahn des Genies verläuft durch Höllen. Das Böse, Lebensfeindliche ist das Stigma der Kunst. Die Verschwisterung des Schönen und des Guten ist dahin. Wahnsinn, Verbrechen, Einsamkeit, Krankheit, Lebensekel, Menschenhaß, Melancholie, Leere einerseits wie andererseits Rausch, Taumel, Entgrenzung, Leidenschaft und die panischen Rituale der Lust sind der Preis und der Lohn der Kunst. Marquis de Sade wußte zuerst, daß Talent und Größe sich nur noch in der Kunst des Verbrechens finden. Diese Faszination des Bösen führte über die Romantik, Baudelaire, Nietzsche bis zu Thomas Mann (»Doktor Faustus«), über die Sade-begeisterten Surrealisten bis zu den Theoretikern des Poststrukturalismus. Es ist unübersehbar, daß der modernen Kunst der Antihumanismus innewohnt.

Ein kleinerer Bruder dieser Ahnen ist Patrick Süskind - kann es heute wieder sein. Denn nach dem politischen Moralismus der Literatur um 68 und der Neuen Subjektivität der 70er Jahre sind wir, so scheint es, wieder bereit für solche Töne, sie sind wieder à la mode.

»Das Parfum« ist also ein Künstler-Roman mit der Lust am Bösen. Er spielt mit der aktuellen Nachfrage nach historischem Kostüm (»Der Name der Rose« Umberto Eco, »Der Zauberbaum« Peter Sloterdijk), kennt sich aus in den französischen Forschungen zur Geschichte der Peripherie (Tod, Geruch, Sinnlichkeit, Wahnsinn, Verbrechen), die den Lesern so leicht eingehen. Süskind spürt etwas von der neuen Lust nach sattem Lesestoff, nach Ornament und Phantastik, nach üppigem Detail gemischt mit den Lüsten der Kriminalerzählung, zumal der 'unheimlichen' à la Poe.

Und er weiß etwas von der Übersättigung an Bekenntnis-Literatur, von den Wünschen nach spielerischer Identifikation mit dem Abgründigen (nach der Flucht vor dem real Abgründigen des Terrorismus der 70er in die Neue Innerlichkeit). Er weiß vom Hunger nach saftigem und blutvollem Erzählen, das uns weder belehrt noch bessert noch zur Reflexion einlädt. Und er versteht sich aufs Alice-Miller-Fieber, auf das Drama des begabten Kindes, das pendelt zwischen grandiosen Omnipotenzphantasien und depressiver Leere; er kennt den Kreislauf von Sucht, Rausch und Verzweiflung, kennt den untergründigen Ekel und den Haß auf die stinkende, lieblose, verseuchte Gesellschaft und die Sehnsucht nach dem reinen, paradiesisch duftenden, beseligenden Weltzustand, dem Glück, dem absoluten Geliebtwerden - kurz: er weiß um die psychosoziale Verelendung der narzißtischen Wünsche und ihren Zusammenhang mit dem Dreckfaß und Ekelobjekt Gesellschaft/Welt.

Patrick Süskind ist also ein guter Parfumeur, der die Aromen des Zeitgeistes mit feinem Gespür auswittert und zu ebenso spannenden wie intelligenten Kompositionen synthetisiert. Der Erfolg ist zwingend. Wie die Parfums Grenouilles Paris bezaubern, so sättigt »Das Parfum« unseren Lesehunger. Dies Süskind anzulasten, wäre albern. Den fürs Werk autonom verantwortlichen Autor gibt es ohnehin nicht. Haben wir die Lektüre, gierig oder enttäuscht, hinter uns, verlangen wir gewöhnlich nach dem Autor, als sei er real, obwohl er doch eine nicht weniger phantomatische Figur ist als Grenouille. Dieser bringt sich am Ende zum Opfer, als er durchschaut, daß der Bann, in den er die Menge schlägt, nicht ihm, dem nach

Liebe Hungernden gilt, sondern ein Effekt des Imaginären ist, dem selbst er als dessen Schöpfer unterliegt. Im Finale läßt er sich vom dionysisch entfesselten Pariser Gesindel zerreißen und auffressen wie Orpheus, der der erste Zeuge vom Tod des Autors im Imaginären ist.

Das immerhin hat Süskind begriffen und ist darin hellsichtiger als unsere eingenebelte Literaturkritik. Grenouille, der Schöpfer des absoluten Parfums, allegorisiert den Tod des Autors: aber natürlich ist - wie alles - auch diese Schlußapotheose epigonal. Man kann dies nachlesen in Foucaults Vortrag über den Begriff des Autors, seit der Romantik ist es klar, daß der Tod des Künstlers immer eine Selbstopferung, ein indirekter Selbstmord, eine grandiose Schmähung des Publikums ist, das den Autor zum Außenseiter verurteilt, um seiner um so sicherer habhaft zu werden. Der bürgerliche Lesehunger ist sublimer Kannibalismus, der sich im Autor möglichst fette Beute züchtet. Wer dies nicht als Spiel des Imaginären durchschaut, sucht immer den realen Autor, der gerade in seinem Fetisch, seinem PARFUM, abwesend ist.

Die moderne Kunst hat den Kannibalismus des Lesens immer wieder durch den Bruch mit dem Illusionismus und durch die Reflexivität ihrer Kunstmittel zu durchkreuzen versucht. Vergeblich. Die hoffnungslose Naivität der Erzählhaltung Süskinds bezeichnet dagegen, was heute allüberall verkündet wird: das Ende der Moderne. Süskind wirft uns Grenouille zum Fraße vor, und wir, längst dem asketischen Reflexionszwang der Moderne überdrüssig, entdecken unseren Lesehunger wieder - ohne zu bemerken, daß dieser Roman, der sich als taufrisches Erzählen gibt, durch und durch Synthetik ist: statt Blut Plastik, Versatzstück, Eklektizismus, Fetisch.

So haben wir den Roman zu entziffern als Rezeptur unserer Lesebedürfnisse. Und die gehen offenbar auf postmodernes Allerlei, das um so besser schmeckt, als wir jedes Detail schon kennen, ohne daß wir es gleich zu identifizieren vermögen.

Sehen wir aufs Zentrum des Romans, die Sinnlichkeit, den Geruch. Seit zehn Jahren halten wir's mit der Neuen Körperlichkeit: »Die Wiederkehr des Körpers«, »Vom Schwinden der Sinne«, »Die Geschichte des Geruchs«, »Der sexuelle Körper - ausgeträumt?«, ein Dutzend Bücher übers Auge, soeben eine »Kulturgeschichte unserer Tränen«, Geschichten des Geschmacks, Essens und Trinkens, sogar der Scheiße; abgesehen davon, daß in Therapien und Beziehungen, Romanen und Filmen, Fitnesscentern und Bioenergetik-Wochenenden dem Körper ebenso nachgejammert wie seine Wiederauferstehung herbeigesehnt wird. Natürlich liegt darin nach dem Ende der »innerweltlichen Askese« (Max Weber), die noch die Studentenbewegung beherrschte, eine gewisse Logik. Und die Wissenschaft hat ein neues Feld. Alain Corbin (»Pesthauch und Blütenduft«) oder Pierre Bourdieu (»Die feinen Unterschiede«) demonstrieren im Gegensatz zu dem Abklatsch des Frankreichkenners Süskind den Wert solcher Forschung. Als kulturelle Hausse aber ist die Neue Körperlichkeit höchst zwiespältig; und auch das zeigt - unfreiwillig? - der Roman unseres Publikumsliebling Süskind.

Die Welt nach der Signatur des Geruchs aufzubauen, scheint dem Bedürfnis nach sinnlicher Unmittelbarkeit entgegenzukommen. Was geschieht, ist alles andere als Befreiung der Sinne, nicht einmal ihrer Dämonie, sondern ihre restlose Rationalisierung. Bei Balzac, Flaubert, Baudelaire, Huysmans, vor allem bei Proust funktionieren die Aromen und Düfte als höchst differenzierte soziale Chiffren oder, worin die eigentliche Entdeckung lag, als Medien der Erinnerung. Geruch und Geschmack bilden feiner als jede optische Wahrnehmung das Netz des Gedächtnisses, das aus flüchtigsten Spuren die erinnerte Welt und die Erfahrungsgeschichte des Subjekts entzifferte.

Der Geruchskosmos bei Süskind jedoch ist, trotz der Staffage aus dem 18. Jahrhundert, eine Welt der restlosen Entsubjektivierung. Auch hier arbeiten Geruch und Erinnerung zusammen: nur ist das Gedächtnis Grenouilles das totale Archiv, die computerisierte Datenbank schlechthin. Sein Geruchssinn zerlegt - ebenso wissenschaftlich wie kriminalistisch - alle Personen und Dinge in kleinste Informationseinheiten und speichert sie als Kombination von bits. Nichts also von sinnlicher Erfahrung, statt dessen die Entdeckung, daß das Individuellste, die Aura der Person, ein Set von Daten ist. Das Subjekt ist nicht das unverwechselbare Zentrum von Erfahrung, die ihren tiefsten Halt am Sinnlichen hat, sondern der leere Kreuzungspunkt von Zeichenprozessen. Der Körper ist bei Süskind nicht konkret, sondern imaginär und semiotisch. Die Sinnlichkeit ist nicht Rückhalt für das Subjekt, sondern geeignetstes Medium seiner Ausbeutung.

Grenouille ist darum nicht Genießer, Sensualist, sondern eine eigenartige Mischung aus der Rationalität de Sade'scher Helden und einem Computergehirn. Diese Kombination ist erfüllt von einer Energie, die eher etwas über die Welt der Neuen Medien erzählt als über das 18. Jahrhundert. Es ist die Idee, daß Herrschaft sich erst dort vollendet, wo sie nicht mehr materiell arbeitet, sondern als semiotische Ausbeutung funktioniert. Grenouille 'entnimmt' den realen Subjekten ihre Duftnoten, versammelt sie zu einem riesigen Archiv und erzeugt daraus - wie jedes System, am perfektesten der Computer - beliebig viele neue Geruchs-Physiognomien.

Das wird besonders klar im Mittelteil des Romans: dem Leben Grenouilles in der menschenleeren Auvergne, als »guter Wilder«, Höhlentier, Embryo, Weltflüchtling. jedoch gerade hier, am archaischen Ort, perfektioniert sich Grenouilles digitale Welt auf neuestem technologischen Niveau. Wie heute die computergesteuerte Bildanimation so weit ist, aus der optischen Datenanalyse einer Person diese beliebig neu zu animieren, so daß das Bild nicht mehr auf eine Person verweist, die abgebildet wird, der Körper also Phantom wird -: so kreiert Grenouille aus der Millionenmenge seiner Daten einen ungeheuren Kosmos neuer Auren, subjektloser Subjekte. In größter Menschenferne ist Grenouille der narzißtische Gott

seiner Datenwelt, berauscht sich an der Potenz seiner ars combinatoria wie ein Kokainschnupfer und verleibt sich seine Phantom-Körper rauschhaft ein: bis er entdeckt - erst jetzt -, daß er selber geruchlos ist, subjektloses Phantom wie der schattenlose Schlehmil.

Man kann Grenouille der den absoluten Geruch hat, nicht riechen - das ist die Allegorie fortgeschrittenster Computertechnologie, die heute davor steht, das Allerindividuellste, die Aura der Person, perfekt zu simulieren. Grenouille löst die Welt in Zeichen auf - es gibt keine Wirklichkeit. Das computererzeugte Phantom ist das Ende des Realen.

Das Zentrum dieser simulierten Welt ist der Fetisch, den Grenouille sich bei seinen Séancen immer bis zum Schluß aufhebt: die Duftspur »junger Mädchenblüte« (Proust), das Konzentrat des ewigen Fetischs der Kindfrau als Zentrum des Begehrens. Ließ sich seit Petrarca über Goethe (Mignon) bis zu Marguerite Duras (Lol Stein) die Kindfrau nur aneignen im Akt ihrer Zerstörung, so hat Süskind begriffen, daß die Simulation den totalen Triumph über das Fleisch darstellt. Grenouille löst sich von der quälenden Abhängigkeit des sinnlichen Reizes vom Objekt und schafft eine Revolution: nicht als Aufstand gegen die Diktatur der Produktionsverhältnisse, schon gar nicht als Rebellion der Sinne gegen das Gefängnis des Geistes, sondern, im Gegenteil, als Triumph des Imaginären über das Reale, des Semiotischen über das Sinnliche, des Artifiziellen über das Natürliche. Dadurch kommt Grenouille hinter das Geheimnis moderner Herrschaft, die immer mehr zur semiotischen Ausbeutung in Gestalt der totalen Simulation wird.

Naiv mutet dagegen an, wenn Süskind seinen Grenouille den göttlichen Triumph seiner Computer-Sinnlichkeit noch durch 25 Morde an Jungfrauen, denen er durch Enfleurage ihren Duft entzieht, vollenden läßt. Das ist überholtes Spiel mit sex-and-crime, wo es längst um anderes geht. Das absolute PARFUM, durch welches Grenouille im Moment seiner bevorstehenden Hinrichtung eine Massenorgie entfesselt, demonstriert ironisch, daß Sinnlichkeit nicht das Unmittelbare, sondern restlos Vermittelte ist.

Was Süskind am Ende zeigt, ist der Rausch der Neuen Medien: die Simulation, in der Herrschaft perfekt wird, indem sie das Begehren nach Entgrenzung, Entfesselung, Abschaffung des beklemmend Realen in künstliche Arrangements vollendet zur Aufführung bringt. Die heidnischen Mysterien, seit der Renaissance ein Gegenstrom zum Christentum wie zur Rationalität, werden hier reproduziert als Inszenierung einer selbst empfindungslosen Rationalität des Kaltblüters Grenouille. Daß dieser seinen Triumph nicht empfinden kann, ist Rückfall ins psychologische Zeitalter, das zu Ende ist: als bestünde noch die Psychologie des Herrschers, von der uns Thomas Mann in »Mario und der Zauberer« erzählt, wo der narzißtisch verarmte Despot süchtig nach der Liebe der Unterworfenen ist.

So ist es der aufschlußreichste Widerspruch, daß Süskind Grenouille am Ende in psychologische Tragik verwickelt - hier rächen sich die hemmungslosen Anleihen beim Psycho-Drama des Künstler-Romans. Süskind sitzt der Subjekt-Mythologie gerade da am stärksten auf, wo der Tod in Gestalt der kannibalistischen Opferszene dem Subjekt sein innigstes Begehren zu erfüllen scheint: vor Liebe gefressen werden zu wollen. Die Zerstückelung, das spurenlose Verschwinden Grenouilles hätte woanders hinweisen müssen: daß im Zeitalter der Phantomisierung des Wirklichen der Mensch seinen Anspruch auf Subjektivität abtritt an eine Informations- und Zeichentechnologie, die besser als jeder lebendige Körper die Fetische des Begehrens aufzuführen verspricht. Dazu bedarf es keines Grenouilles mehr, der die erlösungslose Verstrickung in seine Obsession erkennt und sich seines despotischen Narzißmus im Tod entledigt. Die neuen Maschinen, die Phantom-Maschinen sind perfektere Grenouilles, weil sie die Empfindungslosigkeit nicht mehr wie dieser empfinden müssen. Dies nämlich macht das Monster schließlich doch noch menschlich.

Lesen wir Grenouille also als Figur einer historischen Grenze: zwischen der Epoche, in der die Gesellschaft den Künstlern den Zauber des Sinnlichen anvertraut hatte, und einer neuen, kommenden, von der absehbar ist, daß ihr die äußerste Verschmelzung von künstlicher Intelligenz und Sinnlichkeit gelingen wird - unter Ausschluß des Menschen.

Literatur-Konkret 1985, S. 32

Martin Frank

Soll man junge Computer taufen?

Die Frage, ob künstliche Intelligenz eines Tages die menschliche ersetzen wird, ist für Martin Frank keine. Er hält Computer für ein überaus praktisches Romanbauwerkzeug, um das ihn viele Dichter beneidet hätten

Jede technische »Revolution« ruft einen Troß von philosophischen Marketendern auf den Plan die aus dem Stand erklären können, warum mit Velo, Büstenhalter oder, wie dieser Tage, mit dem Computer ein neues Zeitalter beginne. Für mich hat das letzte dieser Zeitalter mit der Möglichkeit der totalen atomaren Vernichtung begonnen - es könnte gut das allerletzte sein. Zumindest ist eine noch folgenträchtigere technische »Revolution« schwer auszudenken, obwohl im Bereich Instant-Tod (ABC-Waffen) intensiv geforscht wird.

Vergleichsweise sind die »Revolutionen« in der Dichterarbeit harmlos: Daß ich meinen letzten Roman »La Mort de Chevrolet« mit einem Computer geschrieben habe, merkt nicht einmal der aufmerksame Leser, denn mir dient der Computer (ich habe ein Modell Hewlett-Parckard HP 3000/I mit der Textsoftware TDP benützt, das mir die Firma Nova Automation zur Verfügung gestellt hat) als superschlaue Schreibmaschine, die mir erlaubt, in kurzer Zeit zu vollbringen, wofür ich ohne sie tagelang schwitzen würde.

Vielen Kollegen wird diese Einstellung völlig amoralisch erscheinen, »wer ein Getriebe benützt, wird durchtrieben« meinte schon Laotse. Bis aber die Reklamationen dieser auf Schrift und mechanische Beförderungsmittel verzichtenden Rhapsoden eintreffen, will ich kurz beschreiben, wie ich mit dem (ziemlich alten) Bruder Computer gearbeitet habe:

»La Mort de Chevrolet« ist ein Roman von 428 Schreibmaschinenseiten in Schweizer Umgangssprache. Ich erzähle darin drei Tage eines)ungen Mannes, Jimmy Duende, der anfänglich bei einer Autoscooterbahn als Gehilfe beschäftigt ist. Dabei habe ich versucht, durchgehend aus der Perspektive meines Helden zu erzählen, gewissermaßen, als hätte ich in seinem Kopf einen Flug- oder in diesem Falle Lebensschreiber eingebaut, und (das ist viel schwerer) alles zu beschreiben, was in der Zeitspanne dieser drei Tage von ihm wahrgenommen wird.

Als erstes habe ich eine Art Inhaltsverzeichnis geschrieben: Erster Tag, zweiter Tag, dritter Tag und je was passiert, dann habe ich dieses (alles schon am Bildschirm) verfeinert, bis ich auf der Ebene einer Inhaltsangabe für alle Stunden des Romans angelangt bin. Anschließend habe ich begonnen, in dieses Superinhaltsverzeichnis einzelne Handlungssätze oder -brocken je mit einer Datum- und Zeitangabe (bezogen auf die drei Tage des Romans) abzulegen, wobei ich (Mundartautoren sind schlau!) ausnahmslos keine Pronomina verwendete. So wurde möglich, daß ich an beliebigen Stellen des nun langsam Gestalt annehmenden Textes beliebig lange weitere Textstücke einsetzen konnte, wobei auch Verschränkungen - der Held macht was und denkt oder spricht dazu - und ähnliche Stilmittel einfach zu realisieren sind. Im fertigen Romantext habe ich dann mit maschineller Unterstützung die korrekten Pronomina eingesetzt, und das wars schon fast. Mit Hilfe von Suchbefehlen konnte ich irgendwelche Stellen sehr schnell finden, oder beispielsweise die Zigarettenmarke »Marlboro« überall durch »Parisiennes« ersetzen. Aber das wichtigste war, daß ich gleichzeitig überall an meiner Geschichte arbeiten konnte.

Zusätzlich habe ich mir mit einem kleinen selbstgestrickten Programm das gesamte Vokabular des Textes (wahlweise nach Alphabet oder nach Häufigkeit) ausgedruckt. Dieses habe ich verglichen mit einer Liste der Ausdrücke, die mir für die Atmosphäre der Handlung charakteristisch schienen. Das erlaubt wichtige Retuschen einer völlig neuen Art. Und selbstverständlich konnte ich ständig überall korrigieren, erweitern, kürzen, verändern - und hatte doch immer (am Bildschirm) ein vollständiges Manuskript vor mir, unverschmiert durch Streichungen und Korrekturen. Und fand ich gar, »gestern abend hast Du nur Mist gebaut, so konnte ich auf einfachste Weise zur Version von vorgestern zurückkehren.

Wer Marcel Prousts und Robert Musils Leiden kennt (und es vielleicht mal selbst versucht hat) kann ermessen, wie sehr diese Möglichkeiten dem Romanbauer die Kunst erleichtern. Die anfangs erwähnten Philophaster der technischen »Revolution« quält die Furcht, eines Tages könnte künstliche Intelligenz uns Dichter überflüssig machen, die Computer würden ohne uns Bestseller schreiben (als wäre an Schreibern ein Mangel - mehr Leser täten not) oder noch schlimmer: Superintelligente Computer könnten »echte Kunst« produzieren. Da nähert sich die Frage, ob Computer Bewußtsein entwickeln oder besitzen können - oder gar eine Seele... Müßten junge Computer nicht getauft werden?

Meine Erfahrung mit Computern (fünfzehn Jahre), Menschen und Tieren (je fünfunddreißig Jahre) widerspricht der Annahme, daß der Mensch zutiefst irgendwo eine goldene Zündkerze besitzt, die ihn über Tiere und Computer erhaben macht, oder zumindest scheint diese goldene Zündkerze wenig wert zu sein. Deshalb halte ich für gut möglich, daß Computer eines Tages Romane schreiben und Menschenaffen die Illustrationen dazu zeichnen werden - na und?

Ich glaube, die Abneigung vieler Schriftstellerkollegen gegen Computer ist im Grunde nur geistige Trägheit: Wer nicht bereit ist, sich hinzusetzen und mit irgend einem Groß- oder Kleincomputer solange zu spielen, bis Angst zu Wissen wird, hat eben zum Thema nichts zu berichten. Der Schriftstellerstammtisch ersetzt nicht die permanente Erziehung.

Literatur-Konkret 1985, S. 34

Ingrid Klein

Immer galant zu den Dichterinnen

Während sich Literaturwissenscbaftlerinnen um Definitionen zum Thema »weibliches Schreiben« bemühen, verstärkt sich der schriftliche »Geständniszwang«. Ingrid Klein hält beides für problematisch

Sie wirkt wie eine Frau, »die Arbeitsteilung und Konkurrenz gelassen ertragen kann und für die die Leiden der schreibenden Haus-Frauen schon recht langweilig sind«. Die Rede ist von einer Lektorin, die aus ihrem Berufsalltag referierte. Ort der Handlung: ein Symposium in Darmstadt zur Frage »Weiblichkeit - ein poetisches Konzept?«

Meine schnelle Antwort auf diese Frage ist ein schlichtes Nein. Eine bösartige wäre, Gedichte Ingeborg Bachmanns den allerneuesten von Ulla Hahn gegenüberzustellen. Die nachdenkliche ist ein Fragezeichen. Ich wüßte es wirklich gern. Außerdem wäre es angenehm hilfreich für meine Arbeit, denn bisher habe ich mich bei der Entscheidung: ist das ein guter oder ein schlechter Text, mit Fragen der Qualität und des persönlichen Geschmacks begnügen müssen.

Und hiermit eröffne ich meine kleine Qualitäts-Rätselecke:

1. »die sonne geht durch die berge. die berge sind pflaumig rund. der buchstabe geht durch das kreuz. übermorgen fang ich an zu lieben. leck mich arm arsch. der arsch leckt am schuh ... «

2. »Das Schließen

meiner Augen

öffnet lautlos

das geheime Tor

durch das ich

bis auf

meinen Grund hinabgleite«

3. »Mein Gedächtnis ist mein Körper. Mein

Körper ist löchrig.«

4. »Er rülpste aus der dumpfen Tiefe seines Leibes in das gleißend helle Licht eines machtvollen Blitzes.«

5. »Die Augen nun erst waren von einer Feinheit, wie kein Maler sie nachahmen konnte. Stahlblau war ihre Farbe, jedoch war es kein einheitliches Blau...«

6. »Ihr ganzer Körper befand sich auf einer wortlosen, reglosen Wanderung, ich sah es und lärmte jetzt nicht mehr dagegen an.«

Es handelt sich nicht nur um Zitate aus unverlangt eingesandten Manuskripten zu Hause schreibender Frauen. Ich habe einen schreibenden Mann darunter gemogelt und zwei Schriftstellerinnen. Eine wurde letztes Jahr von der Kritik bejubelt, eine hat dieses Jahr den Fontane-Preis bekommen. Ich komme darauf zurück.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß Frauen in der Literatur nur entweder als Thema (allerdings als das große Thema) oder als Muse eine Rolle gespielt haben, aber seit langem hat sich ihre Mitwirkung an der Literatur von einem Quantitäts- zu einem Qualitätsproblem entwickelt. Die authentischen Frauenberichte (Ursula Krechel: »jedes Buch eine Lebenskrise, jeder Beginn ein drohendes Ende«) spielen nach wie vor eine bedeutende Rolle im Büchermarketing, weil sie am besten verkäuflich sind. Insofern ist das eingeklagte Mitleid mit »schreibenden Haus-Frauen« erstens kein relevanter Maßstab und zweitens kein Hinweis auf die Qualität »weiblicher Poetik«.

Interessiert las ich die Dokumentation des wissenschaftlichen Symposiums. Die Organisatorin resümiert: »Auch in der konvergenten Betrachtung der verschiedenen Thesen und Analysen bleibt mithin von der Frage »Weiblichkeit - ein poetisches Konzept?« ein beträchtlicher Rest.« Das hilft noch nicht sonderlich weiter. Aber Wissenschaftlerinnen sind gründlich, immerhin hatten sie gut zehn Jahre Zeit, solange existiert das Phänomen »Frauenliteratur« - mindestens.

Jede gründliche Bestandsaufnahme beginnt mit einer Abgrenzung: Diese Wissenschaftlerinnen verstehen sich nicht als »feministische«, und »Frauenliteratur«, das heißt »Betroffenheits- und Emanzipationsliteratur« ist ihnen, so wie sie ist, nicht recht. Recht eigentlich finden sie vieles zu banal, um sich ernsthaft damit abzugeben, aber »die im Gefolge von Popularisierungsprozessen sozialer Bewegungen stets auch unvermeidbaren Trends zur Trivialisierung und Dogmatisierung haben (...) in Bezug auf die Einstellung gegenüber dem engeren Bereich der wissenschaftlich orientierten Beschäftigung mit 'Frauenliteratur' und 'weiblicher Ästhetik' bestehende Vorurteile bestätigt. Trivialität, Dogmatismus, Irrationalität u.ä. wurden häufig zu einem generalisierenden Bewertungsetikett für eine auf 'Frau' und 'Weiblichkeit' bezogene

Literaturwissenschaft«. Mit anderen Worten: die »Frauenliteratur« hat sich als Kuckucksei im wissenschaftlich sauberen Nest erwiesen, das dringend einer analytischen Reinigung bedarf.

Jede Analyse beginnt wiederum mit einer Definition. Hier ist es der Begriff »Weiblichkeit«. Ich kürze ab: im Prinzip wird das »Weibliche« vom »Männlichen« unterschieden. Das ist so neu nicht, auch wenn es mehr oder weniger klug, bemüht, verständlich oder unverständlich geschieht und klingende Namen als Zeugen aufgerufen werden: Freud, Foucault, Lacan, Nietzsche... Ich will nicht ungerecht sein, aber die Bemühungen, eine »Poetik der Weiblichkeit« oder »weibliche Schreibweisen« zu kreieren beziehungsweise in der Literatur festzustellen, mögen ein lobenswerter Anspruch sein, Ergebnisse sind aber für mich in dem verbreiteten Begriffsnebel nicht auszumachen. Es bleiben hilflose Gebärden, ob sie nun »derridistisch-poststrukturalistisch-dekonstruktivistisch« oder sonstwie daherkommen.

»Um zu uns selbst zu kommen, (...) haben wir uns nicht nur die Kultur, sondern auch die gesamte Forschung neu zu schaffen indem wir sie in Beziehung stellen zu dem, was uns betrifft.« Ein hoher Anspruch von Peter Weiss, einem Mann zwar, aber immerhin. Darunter tun es die Wissenschaftlerinnen (die er zwar nicht direkt gemeint hat) mit ihren Meta-Reflexionen nicht. Eine typische Frauenhaltung. Wir meinen ständig, die Männer übertrumpfen zu müssen. Heraus kommt in diesem konkreten Fall zunächst nur, daß alles anders werden muß, weniger männlich, weiblicher eben. Das soll mir recht sein, wenn es tatsächlich besser ist, und wenn es mir zu den hausgemachten Beurteilungskriterien Qualität und Geschmack andere, hilfreichere bietet.

Sigrid Weigel, eine der Referentinnen des Symposiums, zitiert u.a.: »Mein Gedächtnis ist mein Körper. Mein Körper ist löchrig« (s. Beispiel Nr. 3). Ihre Textinterpretation: »Ich möchte den Text (...) nicht als Beispiel einer weiblichen Schreibweise verstanden wissen und festlegen. Er ist für mich das Beispiel einer Schreibweise radikaler Subjektivität aus der Perspektive einer Frau. Wobei Subjektivität nicht die Thematisierung des Privaten und das Schreiben aus individueller Perspektive und Betroffenheit meint, sondern eine in Beziehung zu den etablierten und vergesellschafteten Diskursformen disparate Wahrnehmungs- und Äußerungsweise des Individuums.« Das *will* ich nicht verstehen, so wie ich die enthusiastischen Kritiken zu Anne Dudens Erzählungen »Übergang«, aus dem das Zitat stammt, nicht verstehen *konnte*. Karin Strucks erstem Roman hat die Kritik damals auch weibliche Empfindsamkeit nachempfunden...

Ich habe nichts gegen empfindsame Texte, zum Beispiel gegen die von Brigitte Kronauer, der diesjährigen Fontane-Preisträgerin, deren Erzählung »Die Frau in den Kissen« das Zitat Nr. 6 entnommen ist: »Ihr ganzer Körper befand sich auf einer wortlosen, reglosen Wanderung, ich sah es und lärmte jetzt nicht mehr dagegen an.« Das sind Sätze, bei denen sich sofort meine Leselust regt, was bei keinem der anderen Beispiele der Fall ist. Unabhängig von der Geschlechtszugehörigkeit (daß das Beispiel Nr. 2 von einem Mann kommt, ist irrelevant), der Klassenlage, dem Alter und anderen soziologischen oder psychologischen Kategorien entspricht keines dieser Schreibprodukte meinen Qualitätsvorstellungen. Alle benutzen schiefe Metaphern und abgestandene Klischees, sind hingeschludert statt erarbeitet, wecken weder Interesse noch erzeugen Spannung. Mit dem »Wink des Zaunpfahls« erschlagen sie jeden Leser.

Nun mag das ja mein persönliches Problem sein, wie es auch das persönliche Problem der eingangs erwähnten Lektorin sein mag - in deren Verlag übrigens »Übergang« erschienen ist -, daß sie »Kassandra« von Christa Wolf nicht zu Ende lesen mochte, weil das Buch sie »unglaublich gelangweilt hat«. Über Geschmack ließ sich schon immer streiten, gewiß, aber abgesehen davon, daß ich es für mutig halte, ein literarisches Großereignis wie »Kassandra« auf einem Frauen-Symposium für langweilig zu halten, spielen Fragen des persönlichen Geschmacks nur die Rolle eines Verstärkers von Qualitätsentscheidungen, setzen sie aber nicht außer Kraft. Wenn mir jede Geschichte, die in einem Sonderheft von KONKRET veröffentlicht wird, *nur* gefallen würde, hätte ich die Gewißheit, ein schlechtes Heft redigiert zu haben.

Leider sind wir damit wieder am Anfang. Über den Umgang mit weiblichen Schreibprodukten habe ich nichts Neues gelernt, außer daß man Mitleid haben müßte. Das bringt niemanden weiter. Und Definitionen der »weiblichen Sprache«, der »weiblichen Ästhetik«, der »weiblichen Kunst« etc. auch nicht. Ich denke, sie behindern den künstlerischen Entwicklungsprozeß von Frauen mehr, als daß sie ihn fördern. Insofern habe ich nicht die Absicht, den vorhandenen Definitionen eine neue hinzuzufügen, mein Interesse als Redakteurin ist von praktischer Natur. Ich möchte literarische, journalistische, erzählerische, analytische, polemische, satirische Texte veröffentlichen, deren Qualität jenseits des weiblich-männlichen Abgrenzungsgewusels für sich spricht.

Dazu ein kleiner Exkurs aus der Redaktionspraxis: Vor sieben Jahren, ich volontierte gerade bei KONKRET, sprach mich eine Autorin an: »Wie toll, daß du jetzt da bist, dann wirst du ja dafür sorgen, daß endlich Frauenthemen in diesem Männerblatt stattfinden.« Lassen wir mal beiseite, daß es ihr selbstverständlich um ihre Themen und Texte ging. Dieses Beispiel - übrigens kein Einzelfall - ist symptomatisch für den Umgang, den Frauen für sich und ihre Artikel erwarten. Und es ist leider kein alter Hut, denn inzwischen schreiben auch die Töchter der damals unterdrückten Mütter, und auch diese sind wieder unterdrückt und wollen sich schreibend von dem Schrecken dieser Welt unter besonderer Berücksichtigung der schrecklichen Männer befreien.

Die Amateur-Dichterinnen mit ihren »selbstverfaßten Werken« (!) und geheimsten Bekenntnissen, die sie früher höchstens ihrem Tagebuch anvertraut hätten, verwechseln Verlage und Redaktionen mit Therapiezentren. jedenfalls nimmt der schriftliche »Geständniszwang« (Foucault) eher' zu als ab. Schon dreizehnjährige Töchter werden von ihren Müttern gefeaturet. Nun kann ich zwar die Tochter nicht vor ihrer Mutter schützen, aber unsere Leser vor beiden. Und ich sehe nicht ein, daß ich deswegen in persönliche Nöte gerate, weil, als Frau darf man ja keiner anderen usw. Egal, wie man sich verhält, es wird grundsätzlich mißverstanden. Vorsichtiges Drumrumreden, Ausreden, Formbriefe: ein Verrat an der Frauensache. Sachliche und deutliche Kritik: der männliche Zugriff.

»Ich will Dir sagen, was Du machst«, schreibt mir eine Autorin, der ich eine Erzählung zurückgeschickt hatte, »Du trennst bei dem Mann zwischen Person und Autor, bei mir, der Autorin, werden Schreiben und Person nicht getrennt.«

Eine andere schreibt sich ihren Frust unter Pseudonym so von der Seele: »Mancher Verlag behielt das Geschreibsel nicht einmal 24 Stunden. Wie schnell und gut muß ein solcher sein. Dieser Zustand ließ aber mich und Mutter nicht verdrießlich werden ... «

Mich aber, und es bleibt mir unverständlich, wieso die »weibliche« Sensibilität und Intuition hinsichtlich der Qualität der eigenen, um nicht zu sagen »selbstverfaßten«, Texte schlicht versagen. Damit behaupte ich nicht, daß Männer selbstkritischer sind. Die bewahren sich über politischen Verfolgungswahn vor besserer Einsicht. Seit den 68ern bis heute wird die KONKRET-Redaktion mit Manuskripten beliefert, die vorher der »Spiegel« oder der »Stern« abgelehnt haben, was grundsätzlich so interpretiert wird, daß man dort »kalte Füße« bekommen hätte. Daß eingeschlafene Füße der Grund für die Nichtveröffentlichung des »hochbrisanten Textes« sein könnten, auf die Idee ist noch kein Mann gekommen. Leider auch keine Frau. Jede Absage ist männlicher Chauvinismus. Oder weiblicher.

Daß ich nur über die *Veröffentlichung* eines Textes entscheiden muß, erleichtert mir den Umgang mit solchen Begleitbriefen: »Die Situation ist nicht nur privat, sondern auch beruflich nicht einfach.« Schwerer hat es eine Kollegin, die in einem Literatur*förderungs*gremium sitzt. Sie klagte mir jüngst ihr Leid, daß auch dieses Jahr wieder alles ganz furchtbar sei: »Lauter geschriebenes Bauchweh, das sich Literatur nennt. Und dann auch noch dieser Roman von Frau XYZ, und der geht es doch so furchtbar schlecht.« Und wieder das Mitleid, und vor allem das falsche. Natürlich gibt es das auch andersrum. Wer kennt nicht den Szeneklatsch über den Lyriker soundso, der nur deswegen einen Literaturpreis bekommen hat, weil ihm seine Frau weggelaufen ist?

Vor vier Jahren hat Ingrid Strobl in der »emma« den Bericht »Das verkannte Genie« geschrieben. Unter falschem Namen hatte sie eine leicht abgewandelte Kurzgeschichte von Virginia Woolf an verschiedene Verlage geschickt, und alle, bis auf einen winz-feministischen Verlag, haben die Geschichte abgelehnt. Unter anderem auch die mehrfach erwähnte Lektorin. Mal wurde die Ablehnung begründet, mal nicht, mal gab es Belehrungen, Kritik, Ausflüchte, Formbriefe, oder es wurde einfach geschwiegen.

Das zweite Beispiel: Vor einem Jahr mußte Doris Lessing sich und der literarischen Welt »beweisen«, daß ein Roman von ihr auch unter dem Pseudonym Jane Somers veröffentlicht werden. würde, weil Qualität sich eben immer durchsetzt. Das ganze Manöver wurde zur peinlichen Demonstration einer alternden Autorin, die sich durch geschickte Werbestrategie im Gespräch, also im Geschäft halten wollte (s. LITERATUR KONKRET 1984). Und daß im Fall Virginia Woolf ausgerechnet eine Autorin von »emma« die einzige Verlegerin war, die die Geschichte hingerissen hat, nun ja.

Beide Versuchsanordnungen waren so konzipiert, daß sie gelingen mußten. Bewiesen haben die Fälle nicht, daß unbekannte Autorinnen auch eine Chance beziehungsweise schon deswegen keine Chance haben, weil sie Frauen sind. Letzteres stimmt heute nicht mehr. Ich kenne viele Schriftsteller, die sich angesichts der Buchmarktlage mehr oder weniger ernsthaft überlegen, ob sie nicht mal ein Manuskript unter weiblichem Pseudonym einreichen sollten.

Weibliches Schreiben, überhaupt Schreiben einzuschätzen, bleibt eine Frage der Qualität. Das Problem ist, daß jeder weiß, was damit gemeint ist, aber jeder etwas anderes darunter versteht. Insofern bin ich dagegen, den Begriff in ein zu enges definitorisches Korsett zu zwängen. Aber wie erkennt man Qualität? Die Dinge sind kompliziert, sagen wir es einfach:

In dem Film »Die glorreichen Sieben« kommen zwei Mexikaner zu dem Revolvermann Yul Brynner, weil sie fähige Männer suchen, die ihnen bei der Verteidigung ihres Dorfes gegen Banditen helfen sollen. »Woran erkennt man einen guten Mann?« fragen sie ihn. Seine Antwort: »Man erkennt ihn.«

Literaturhinweise:

1. »Weiblichkeit - ein poetisches Konzept' - Über den Eingang von Weiblichkeitsbewußtsein in literarische Produktion und literaturwissenschaftliche Analyse«, die Dokumentation ist zu beziehen über: Babara Lersch, Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft, TH Darmstadt, Hochschulstr. 1, ca. DM 8.-

2. Argument-Sonderbände Nr. 71, 92, 96, 120 und 134

3. Silvia Bovenschen: »Die imaginierte Weiblichkeit«, exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen, Suhrkamp, 1979

Literatur-Konkret 1985, S. 37

Walter Klier

Wer wagt die de vierfache indirekte Rede?

Die Qualität der österreichischen Literatur entsteht durch den Vergleich mit sich selbst. Ein Streifzug von Walter Klier

Den wichtigsten Teil der österreichischen Gegenwartsliteratur bildet die Produktion des Residenz-Verlags, der seinem Namen inzwischen Ehre macht: Er ist in Staatsbesitz übergegangen. Bei diesem Verlag wird höchstes Augenmerk auf die künstlerische Vollendung gelegt. Das fängt bei den Umschlägen an, die ein bildender Künstler entwirft, und geht im Innern der Bücher weiter. Am beliebtesten sind Autoren, die eine möglichst abstruse Sprachmanier über Jahre durchhalten oder gar ausbauen.

Das höchste ist ein im Konjunktiv II und in doppelter indirekter Rede geschriebenes Buch, das höchste, was zur Zeit geboten wird, ist also Gert Hofmann, der Symposionstiger. Wer wagt die drei- oder vierfache indirekte Rede? Noch höher ist nur Thomas Bernhard, der die Theorien der Repetitive Music (oder heißt das Minimal Musik) auf das Romanschreiben übertragen hat und durch wohldosierte, in das Kunstwerk ein gestreute persönliche Beleidigungen dafür sorgt, daß er im Gespräch und also im Geschäft bleibt.

Seine Invektiven gegen den Kulturbetrieb und dessen einzelne Vertreter hindern den grämlichen Sprachdiarrhoetiker aus Oberösterreich nicht, auf das Behäbigste an dem teilzuhaben, was er so haßt und dessen giftigste Blüte er ist: dem heimatlichen Kulturbetrieb, was heißen soll: Eine zwischen Residenz/Salzburg, Forum Stadtpark/Graz und dem Graben in Wien, wo alle, die dazugehören, einander begegnen, um dann mit- oder gegeneinander ins Café Hawelka zu stolzieren, das sich in einer kleinen Nebengasse befindet, also eine zwischen diesen drei Eckpfeilern aufgehängte Dunstglocke, bei genauerem Hinsehn mehr ein Dunstkreis, wo, kreisförmig angeordnet, einander alle Beteiligten liebreizend umschmeicheln und hinterrücks dann verleumden.

Der erwähnte Dunst verhüllt das degoutante Innenleben vor dem Publikum, das an Hohes und Hehres denken soll. Deswegen hassen sie den Bachmann-Wettbewerb mit aller Kraft, weil hier das verwesende Innere des Betriebs sich nach außen stülpt und sich aller Welt zeigt.

Es geht um Kunst, und das kompromißlos und nach beiden Seiten. Die sprachliche Produktion ist auf das höchste künstlerisch zu 'nennen, noch nie wurden in der Geschichte unsrer Literatur so viele Konjunktive verwendet, um so wenig zu sagen; und andererseits die Promotion, also die Public Relations, also wie sagt man auf deutsch, die Freunderlwirtschaft, das hinter der schön verschnörkelten Fassade verborgene Cliquenwesen, das schleimige, mit ernster, gesammelter Stimme vorgetragene Hochlob des jeweiligen Kollegen aus dem Rennstall in einem der staatstragenden und -eigenen Medien Rundfunk 1 bis 3 und Fernsehen 1 bis 2. Am possierlichsten ist das Schauspiel, wenn der zu Lobende gar kein Schriftsteller ist, sondern bloß nebenbei ein Buch geschrieben hat, wie der pleitegegangene Verleger Fritz Molden oder der emeritierte Wiener Aktionist Günter Brus.

Es geht um die Kunst, durch das Vergleichen der einzelnen Vereinsmitglieder deren Rang in einem wechselseitigen Aufschaukeln schließlich so weit hochzujubeln, bis beim geneigten Publikum der Eindruck entsteht, es könne sich um gar nichts andres handeln als um die pure neue Weltliteratur. Die schmückenden Beiwörter sind geduldig. »Zoderers empfindliche und doch verschwiegene Sprache treibt an den Dingen und Vorgängen eine heimliche Unheimlichkeit hervor, die aufs höchste und kunstvollste befremdet.« Oder: »Der Chinese des Schmerzes' ist ein poetischer Versuch der Selbstbefriedigung, Selbsterlösung und Selbstfreisprechung durch inständige philosophische Naturbetrachtung.« Zitate aus »profil«. Abteilung: Selbstmystifikation eines ganzen Bereichs der sozialen Marktwirtschaft, die, was die Rohstofflieferanten anlangt, nicht einmal sozial ist.

Die Sichtverhältnisse im Dunstkreis sind so beschaffen, daß Vergleiche mit ausländischen Produkten gar nicht erst in Betracht kommen. Wir erklären uns zum Weltmeister durch vorzeitige Disqualifikation aller potentiellen Gegner, oder besser: Sie werden nicht disqualifiziert, weil wir sie gar nicht erst bemerken. Diese Haltung zur Außenwelt heißt seit Karl Kraus »Gar-net-ignorieren« und tritt nur dann außer Kraft, wenn auf dem Wege des unvermeidlichen kulturellen Sickerprozesses über die Stationen New York - London/Paris - Bundesrepublik, der Schwerkraft folgend, die Mär von neuen Großtaten bei uns eintrifft.

Den drei geografischen Grundpfeilern entsprechen drei operationelle. Erstens der Schulterschluß nach außen (durch interne Giftigkeiten zu kompensieren), zweitens die möglichst vollständige Subventionierung durch den sich als Kulturnation - was immer das sein soll - gebärdenden Staat, und drittens, was aus der Subventionierung folgt, der pflegliche Umgang mit den zur Debatte stehenden Themen. Wie jeder Souverän zu allen Zeiten beschenken die vom Kulturvolk gewählten Vertreter nur jene, die ihnen Honig ums Maul schmieren oder, was für die Relevanz des Geschriebenen auf das gleiche hinauskommt, sich edel über das Gewimmel heben in jene Bereiche, die man Kunst nennt (»Sie machen Journalismus? Verdirbt das nicht den Stil?«) oder, heutzutage, da das alte Lartpourlart wegen peinlicher Koalitionen 1914-18 und 1933-45

von seinem Glanz eingebüßt hat, Sprachreflexion und Sprachkritik: Das, was der ewige Handke in seinem Germanistenrührstück so herunterbanalisiert hat, daß es auch der letzte Kasper begreifen konnte und durfte, weil es in dieser Form niemanden schmerzt: daß Herrschaft etwas mit Sprache zu tun hat und so, irgendwo, nicht?

Inzwischen wird schon jeder ungrammatikalische Satz als Sprachreflexion begrüßt und die Unfähigkeit, einen Text zu organisieren (worin die Arbeit des Autors bestünde) als das kongeniale Abbilden des Bewußtseins von unserer chaotischen, vielfach gebrochenen modernen Welt gefeiert, und wie die Leerformeln heißen, ohne zu bedenken, daß es sich womöglich nur um das kongeniale Abbilden des eigenen verschlampten Dichtergehirns durch Gerhard Roth oder Peter Rosei handelt.

Zurück zum Honig-ums-Maul. Das ist in einer reflektierten, vielfach gebrochenen Zeit wie der unsren nicht einfach. So wie bei Klassiker Grillparzer (den wir mangels Klassikern zu einem solchen ernannt haben, und der jenseits von Braunau niemanden interessiert und diesseits nur, zwangsläufig, jene bedauernswerten Mittelschüler, die gerade eine sogenannte Reifeprüfung ablegen) gehts ja nun nicht mehr, der vor sich hindichtete, »Es ist ein gutes Land, wohl wert, daß sich ein Fürst sein unterwinde, wo habt ihr dessengleichen schon gesehn, schaut ringsumher, wohin der Blick sich wendet, lachts wie dem Bräutigam die Braut entgegen« usf., oder der von Robert Musil so gehaßte Anton Wildgans, der in unsrem Jahrhundert weiterkitschte, »Wurzelheil, Kraft und Mark, pflichtgewillt, duldensstark, einfachundecht von Wort, wohnen die Menschen dort« usf.

Diese Tugenden werden es gewesen sein, mit deren Hilfe wir unsere Heimat Stalingrad gegen die bösen Russen verteidigen. Also so geht es nicht. Wir sind ein seit fünfzehn Jahren sozialdemokratisch regiertes Land, das heißt eine sozialdemokratische Kulturnation mit einem gewaltigen Erbe, das auch mitgezahlt werden muß, zum Beispiel die Lipizzaner, diese weißen Pferde, deren gesundheitsschädliche Verrenkungen eine Touristenattraktion bilden. Ein weiteres Erbe und integraler Bestandteil der sozialdemokratischen Kulturnation sind die Bundestheater (Burgtheater, Staatsoper, Volksoper, Akademietheater), die in der Saison 1982/83 mit 126 DM pro Theaterkarte subventioniert wurden.

Ein sozialdemokratischer Souverän muß den Honig dialektisch ums Maul appliziert bekommen, nämlich durch Kritik am Bestehenden, das er, der Souverän, nicht verbrochen hat, sondern angeblich gerade angetreten ist zu verbessern. Was hier herangezüchtet wird, könnte man als k.u.k. sozialdemokratische Hofopposition bezeichnen. Namen würden hier dem deutschen Leser wenig sagen, da die betreffenden Autoren so sehr damit beschäftigt sind, ihre ehrliche, harte, ja beinharte Gesellschaftskritik den zuständigen Wiener Ministerialräten zur gefälligen Kenntnisnahme und Subventionierung zu unterbreiten, daß für das Verfassen der kritischen Werke nur noch wenig Kraft und Zeit bleiben. Häufig findet sich dann kein Verlag, es sei denn, die Publikation würde angemessen subventioniert. Der einzige namhafte österreichische Verlag, der auf der Basis der Marktwirtschaft operiert, Paul Zsolnay, verlegt keine inländischen Gegenwartsautoren.

Allerdings gibt es zahlreiche Preise und Stipendien für stromlinienförmige Gesellschaftskritiker, um sich eine Zeitlang über Wasser zu halten. Die materielle Lage der Schriftsteller ist insgesamt sehr schlecht, besonders jener, die nichts schreiben.

Neuerdings wird die Gesellschaftskritik stark von Umweltschutzgedanken durch- oder ersetzt. Wie Sie wissen, stirbt ja der Wald. Auch damit, will sagen, davon läßt sich leben. Ein Autor, der. die Hand (oder sagt man Feder? oder Olivetti?) fest am Puls der Zeit hat, ist Peter Henisch, Romancier. Zuzeiten fühlt er sich jedoch zur Lyrik gezogen, die bekanntlich einen viel spontaneren Ausdruck von dem erlaubt, was auf der Seele oder in der Luft liegt.

Henisch nach 68: »ein zwillingspaar schädel: rosa/luxemburg karl/liebknecht (festgestellt wurde/die einwirkung harter/gegenstände/von hinten oben/noch vor/dem einschlag der/projektile)« usf., gedruckt mit Unterstützung der Ersten Österreichischen Spar-Casse.

Henisch nach Hainburg (1984): »Noch/ steht hier keine Mauer/Wenigstens hier/sind unsere Seelen/nicht aufgestaut/(NOCH nicht)/nisten die seltensten Vögel« usf. (»Die Herausgeber legen Wert auf die Feststellung, daß aus dem Erlös dieses Buches das Konrad Lorenz Volksbegehren und die von ihm vorangetriebenen Umweltschutzbestrebungen unterstützt werden«).

Henisch ist nicht der Schlimmste, bei weitem nicht. Öko- und Friedens-Kitsch prasseln in schrecklichen Mengen auf uns nieder; auf dem Umweg über die Natur werden wir uns demnächst wieder auf die ewigen Werte besinnen. Der wendige Günther Nenning tastet sich schon in diese Richtung vor: »Wollen wir Natur aus Gottes Hand oder aus Fremuths (österreichischer Elektronik-Wirtschafts-Boß) Hand?« Da fällt mir die Wahl schwer.

Literatur-Konkret 1985, S. 40

Günter Herburger

Dauer empfinde ich als verehrungswürdig

Der Langstreckenläufer ist Spion, Bote und Kurier, der Orte miteinander verbindet. Der Schriftsteller als Langstreckenläufer ist sein eigener Spion, Sammler und Chronist. Vor und nach seinem Einhundert-Kilometer-Lauf sprach Jens-Peter Behrend mit Günter Herburger

Vorher, der Dichter in seinem Märchenbüro...

VORGESPRÄCH:

Behrend: In einem Ihrer Gedichte habe ich den Spruch gefunden: Von neuem, so wir Botschaften besitzen, dringen wir nach Marathon vor.

Herburger: Eine Fiktion. Das Laufen, die Strecke bedeuten, von sich wegzulaufen einerseits und in großen Bögen wieder zurück.

B: Was ist Marathon?

H: Der Langstreckenläufer ist der Erzähler, der Bote, der Kurier, der etwas zu berichten hat, Botschaften mitbringt, Orte miteinander verbindet, von Dorf zu Dorf eilt, über Hochebenen, auf Straßen. Vielleicht ist er auch ein Spion, der Fremden berichten möchte. Oder aber er hat etwas erfahren und weiß, es ist gefährlich, wenn andere es erführen. Auf jeden Fall möchte er die Welt kennenlernen; er ist abhängig von der Natur, lebt in ihr, kann sich auf seinen Körper, auf seine Augen verlassen. Er ist geübt.

B: Sagen wir es allgemein: Der Marathonläufer, der Sportler, der mit vielen an den Start geht, ist jeder von ihnen ein Botschafter?

H: Für sich selbst, sicherlich. Wenn wir an Wettkämpfe denken, was nicht die Hauptsache ist, sondern das Training ist es, so bringt der Läufer zugespitzte Aufregung in die Welt, um eine Portion Sehnsucht zu befördern, wenn er alleräußerste Kraft in sich wachsen läßt, wenn er sich entlädt. Es ist ein kleines Purgatorium. Seine vielen vorhergesehenen Tode sind angenehm. Er möchte ein anderer werden, eilt sich nach und er.reicht sich ab und zu in einzigartiger Weise. Pathetisch ausgedrückt: Wahrscheinlich sind sie alle dann ein wenig besser geworden, ruhiger, gütiger, nachsichtiger. Die Sinne haben sich geschärft, ein Tosen faucht durch die Gehirnlappen.

B: Haben Langstreckenläufer etwas mit anderen Sportarten gemeinsam?

H: Jeder Marathonlauf ist das Erklimmen eines Nanga Parbats ohne Sauerstoffgerät. Ich kenne nur Langlauf, auch Skimarathons oder lange Strecken mit dem Fahrrad. Kurze Strecken, gar Kraftsport interessieren mich nicht.

B: Was sind das für Menschen, die Sie dabei kennengelernt haben?

H: Sie sind verrückt, mehr bei sich angekommen. Ich nenne sie normal, den Möglichkeiten nähergerückt, Leute aus verschiedenen Berufen, die sich auf eine Konsequenz eingelassen haben in einem Maße wie noch nie. Darin stecken Entscheid und Wendung. Vielleicht haben sie schon Sehnsucht danach gehabt, hatten es jedoch nie gewagt, in ihren Berufen, Ehen, Liebschaften, in ihren Tragödien oder während vielerlei Launen tatsächlich in Phantasie und deren Konsequenzen mitten hineinzuspringen. Die mühende Langstrecke bürgt dafür. Dazu gerät noch der Suchtcharakter. Wer ein Jahr lang Langstrecke trainiert und bei wöchentlich hundert Kilometern angekommen ist, kann ohne das Laufen kaum mehr bestehen. Erstens vermittelt das Training ein Tagesgerüst, außerdem hat sich der Stoffwechsel umgestellt. Der Körper ist durchlässiger geworden. Wir erleben, w as wir nicht nur mit unseren Sinnen, sondern auch mit unserem fleischigen Körper bewerkstelligen können. Daß er nicht hinfällig ist, eher ausgestattet für höchste Strapazen. Dieses Wohlsein, jene Kühnheit hat zur Folge, daß Ernst und Sicherheit eintreten. Ein Kern, der in jedem Menschen vorhanden ist, festigt sich. just nicht Selbstbewußte, die ängstlich ihrem Ich auswichen, sind ihrem Ich nähergewichen, phantastischerweise. Sie sehen die Welt mit anderen Augen, genauer, nicht mehr zynisch, naiver, zum Teil sogar kindlicher. Das ihnen Bekannte wird fremd gesehen, wie neu.

B: Ist dieser Volkssport, der er fast geworden ist, ein besonderer Ausdruck unserer Zeit? Vor zehn, zwanzig Jahren hat es ihn noch nicht gegeben.

H: Früher wurde behauptet, Marathon sei tödlich für die meisten. Impulsiv sind viele Leute, als sie zu rennen begannen, zu trainieren, aus Protest gelaufen, gegen einen Rang von Zivilisation, von dem sie nur noch Nutznießer waren, den sie nicht mehr beherrschten. Dazu kommt, wie in allen Spätphasen, eine Vernichtungstendenz. Vieles ist nicht eingetreten, wie begehrt. Und nun die Beherrschung der Beine, von Herz, Leber, Lunge, des Gesichts, zum erstenmal völlig bei sich zu sein.

B: Hat diese Protesthaltung eine politische Wertung?

H: Sicher nicht.

B: Also Protesthaltung? Grün, alternativ oder nur privat?

H: Vielleicht ist das Laufen eine impulsive Sitte geworden. Wir möchten zwar aufs Land, aber wir wissen, daß wir von der Stadt abhängen, von Fabriken, Büros, technischen Berufen, den Verwaltungen. So laufen wir eben auf Asphalt. Politisch erfolgt daraus nichts. Umgedreht: Wer läuft, sondert sich ab, ist bei sich, da er mit landläufigen Konsequenzen nichts mehr zu tun haben möchte.

B: Individuelle Glückssuche, gleichzeitig Eröffnung eines Massenphänomens?

H: Als der jüngere Mittelstand sich Lehrer suchte, doch die meisten konnten nicht nach Indien wallfahren, ernannten sie sich selbst zur Mitte, als wären sie zu Hornochsen geworden.

B: Marathon als Droge?

H: Langstreckenlauf erfindet Leid nahe dem Zentrum. Es wurde eine der Taktiken des Suchens übernommen.

B: jeder wird sein eigener Guru?

H: Während des Trainings ist zwar die Fähigkeit vorhanden, sich einer vermeintlichen Stille zu nähern, aber man verläßt sie in dem Augenblick, wenn man wieder aufhört, banalerweise. Das Suggestive bleibt, immer wieder zu beginnen, denn es gab noch nie jemanden, der aus dem Stand heraus sich durch Marathon gebissen hätte. Das tägliche Üben hat haushälterisch Zeremonielles an sich, kann zu einer Art Trance führen. Ich laufe immer allein, und die Verrückung, die ich erwünsche, die keineswegs oft passiert, bleibt als Traum. Ich fange an, wie auf der Stelle zu trippeln, es erfolgen Zeitsprünge, ich sehe und höre zwar alles, passe auf, stolpere nicht über Wurzeln, trete nicht falsch, stürze nicht, aber ab und zu spüre ich, daß ich an ganz anderen Orten bin, Kilometer rannte, ohne zu merken, daß ich lief: In meinem Beruf selbstverständlich.

Wer am Schreibtisch sitzt und Gedichte schreibt, Romane, Erzählungen, es über viele Jahre tut, begibt sich, in dem er die Welt abtastet, außerhalb ihr, als säße er auf dem Mond. Er muß einen Zustand penetranter Wachheit erreichen, auch der Kontrolle, die nicht mehr auf Umgebung achtet, nur darauf gerichtet ist, was fiktiv zu erringen wäre, nämlich die Errichtung eines anderen Gebirgs, zusammengesetzt aus bekannten Stücken. Die Dramaturgien Marathons und des Langstreckenschreibens sind sich sehr ähnlich.

B: Ein Stichwort!

H: Man rennt, trainiert wie mit geschärften Augenschalen und befindet sich nicht mehr an seinem Ort. Entdeckt Dinge, um die man vorher ängstlich herumgeschlittert ist, und wagt sich in deren Unglück oder Heilsanspruch hinein. Die Zeitabschnitte, wie ein Lauf sich aufbaut, innerlich, sind ähnlich den Temperaturen von Büchern: Die Welt zu verlassen, um ihr von einer anderen Seite her wieder zu begegnen als Literatur, jeweils verschieden pro Charakter. Ein Parallelspiel.

B: Schreiben als Lauf für den Schriftsteller oder der Lauf als Poesie für den Läufer?

H: Während ich renne, mich mühe, in Schweiß gerate, mich vielleicht der Trance nähere, die Sequenzen des Vortags durchtrenne, doch mitschleppe, was mir gefällt, nächste Szenen entwerfe, es muß jedoch nicht sein, ich kann mich auch von ihnen entfernen, jedenfalls assoziiere ich in großen Schleifen damit. Neue Gedanken tauchen auf, die ich vorher nicht gehabt habe. Das Laufen bedingt und stört das Schreiben, dagegen erzeugt Schriftstellerei keinerlei Begeisterung für Sitzriesen andererseits. Hunderttausende vermögen zu laufen, zweifelhaft, ob Hunderttausende täglich dichten, aus den Fugen geraten und per Satzbau, Semantik wieder in den familiären Leim zurückkehren wollten.

B: Also eine Disziplin, sich selbst auferlegt, um ein Reglement zu übertragen?

H: Ich empfehle, die Disziplin des Laufs auf das Schreiben zu übersetzen. In meinem Fall nicht nötig. Als Langstreckenschreiber ist mir Marathon subkut bekannt.

B: Mit welchen Erwartungen treten Sie an?

H: Angst davor, daß ich es wage. Es hat andere Gedanken erst in Gang gesetzt, wie in einer verspäteten Omnipotenzphase, zu wünschen, auch in Wut zu geraten. Wir haben gelernt, daß es vieles nicht gibt, daß deshalb unser Leben überhaupt verläuft, sonst würde es sich permanent selbst vernichten. Doch jeden Tag ein Todesverlangen? Diese Widersprüchlichkeit gedeiht in der Agar-Agar-Kultur des Zimmerbodens.

B: Schmerzen, verbunden mit Risiko?

H: Dadurch erwacht Entlastung, ein Triumph der Ruhe.

B: Bewegung gehört also dazu?

H: Immanuel Kant dachte geziemend zeremoniell, in einem nämlich bestimmten Rechteck, das er sich anlegen ließ in seinem Garten. Da er klein und verwachsen war, konnte er nur schwer atmen, vielleicht hatte er auch Asthma. Er setzte sich

in Bewegung, ging aus seinem körperlichen Format in die Gedanken hinein.

In unserem Grad von Zivilisation, nachdem die meisten sich mit ihren Möglichkeiten nicht mehr glauben, ausdrücken zu können, bleibt es mitnichten selbstverständlich, abends im Garten zu harken, bis der Rücken schmerzt, um befriedigt über Beete zu schauen.

B: Kant liefe heute Marathon?

H: Wer Holz sammeln mußte, damit er im Winter etwas zu verbrennen hatte, wie es selbstverständlich war im letzten Jahrhundert, wieso sollte er laufen? Im schlimmsten Fall waren viele jeden Tag zwanzig Kilometer zu Fuß unterwegs.* Ich kannte noch Leute, die vom Land in die Kleinstadt kamen, dort arbeiteten, zum Mittagessen gingen sie zurück, kehrten nach eineinhalb Stunden wieder, arbeiteten bis abends in einer kleinen Fabrik, dann wanderten sie erneut acht Kilometer.

B: Und nun hundert Kilometer.

H: Es kann sein, daß ich nur sehr viel Mühen begegne. Schon die Vorbereitung darauf hat Folgen gehabt. Dazu fielen mir Gedanken ein, die ich vorher, hätte ich mich nicht entschlossen, hundert Kilometer durch die Nacht zu rennen, nie gehabt hätte. Ich ahne eine Art Versenkung, wie ich sie wahrscheinlich noch nie erlebt habe. Vielleicht passieren Visionen in Obsession. Was am nächsten Tag geschieht, in Sonnenschein oder Regen, wie das Erlebnis verebbt, nachhallt, sich verklärt, wieder vergeht, ich weiß es nicht.

B: Haben Sie Ängste?

H: Dem Masochismus zu begegnen, empfinde ich als wichtig. Ich vergleiche gern mit dem ersten Marathonlauf. Er war der verrückteste, der tollste, der schönste, der schrecklichste zugleich. Man wurde von den körpereigenen Endorphinen aus dem Hypothalanius überschwemmt und schwebte einen Nachmittag drei Millimeter über dem Erdboden.

B: Was wird es nun für ein Gefühl sein?

H: Wahrscheinlich völlige Vernichtung und Triumph in einem, hoffe ich. Vielleicht kriecht man zuletzt nur nbch übers Ziel, bleibt liegen, muß an einen Tropf angeschlossen werden. Auch möglich. Vielleicht ist die Vernichtung so tief, daß man nichts mehr spürt. Was aber geschieht hinterher? Das langsame Sich-wieder-Aufrichten, die Auferstehung, was beinhalten sie? Ich kann es damit vergleichen: Wenn ich jahrelang an einem Buch saß, dann ist das Ende kein Triumph. Es tritt Wehmut ein, vor allem Depression. Der Prozeß dorthin, es tatsächlich zu wagen, einen langen Roman zu bauen, hat mit hundert Kilometern durch die Nacht zu tun. Der Verlauf der Mühe, auch des Glücks ist das Bleibende.

Jedoch ebenfalls möglich, daß ich die hundert Kilometer nicht durchhalte, scheitere. Es gehört dazu. Das Spiel wäre sonst nicht leichtfertig genug.

B: Also Kapitulation?

H: Obwohl ich am Schreibtisch noch nie aufgegeben habe, es gibt keine weggeworfenen Romankapitel, allerdings zerrissene Gedichte. Vielleicht brauche ich das Aufgebenkönnen auf diese Weise, weil ich es mir am Schreibtisch nicht gestatte.

B: Und Sie behaupten, Sie seien nicht ehrgeizig.

H: Wenn man anfängt, hört man nicht nach zehn Kilometern auf.

B: Ist es ein Ausdruck calvinistischer Erziehung?

H: Die Dauer ist das Allerwichtigste: das Kontinuum. Zeit spielt für mich keine Rolle. Natürlich poltert sie, gehörig sogar, aber Zeit soll vorhanden sein, und sie ist es, die subjektive Zeit, für jeden. Dauer empfinde ich als verehrungswürdig. Sie ist ein Luxus meines Berufs.

B: Denken in Etappen, um sich einschätzen zu können, in welcher Zeit man welche Distanzen bewältigt. Auf der anderen Seite sagen Sie, daß Sie unsere Zeitbegriffe oder Zeitkategorien aufheben, außer Kraft setzen. Ein Widerspruch?

H: Es gibt fünf verschiedene Zeiten: Eine mathematische Zeit, eine physikalische, eine subjektive, dann die historische und die Zeiten, die man als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft klassifiziert, wobei die Gegenwart überhaupt nie geschieht. Im Augenblick, wenn wir daran denken, ist die Gegenwart bereits vorüber. Wir befinden uns ständig im Zeitfluß. Was ist das überhaupt, das aus der Vergangenheit kommt, durch die Gegenwart stößt und sich in die Zukunft richtet?

B: Beim Marathon zum Beispiel?

H: Es gibt die Renner, die möglichst schnell sein möchten. Die Zeit aber von, sagen wir, zwei Stunden fünfundfünfzig oder drei Stunden fünfzehn Minuten, sie wird zwar gerannt an einem Stück, sie ist jedoch eine ganz andere Zeit als die physikalisch terminierte. Fährt man eine Marathonstrecke mit dem Fahrrad ab, wird man feststellen: Um Gottes willen! Der Lauf ist zunächst längst nicht so lang. Die letzten zehn Kilometer dehnen sich dann wie fünfundzwanzig Kilometer, dem subjektiven Empfinden nach, wenn der Stoffwechselsprung eingesetzt hat, das direkte Fettverbrennen, die Depression,

der Schmerz. Wir befinden uns in sehr differenzierten Zeiten, die nichts mehr miteinander zu tun haben. Die Flugzeugzeit ist ebenfalls eine völlig andere als die Fahrrad- oder Autozeit. Zeit abgegangen zu Fuß, bleibt überblickbar, während im Flugzeug Entfernung keine Rolle mehr spielt. Damit beginnt eine Sinnestäuschung, als sei alles erreichbar. Der Erdball schrumpft, jede Glückserwartung scheint erfüllbar zu werden.

B: Der Lauf kämpft demnach gegen die Selbstverständlichkeit an, gegen den vermeintlichen Überfluß.

H: Der Realismus bringt einen, indem man sich von der Erde entfernt, ins Märchenhafte, zugleich zurück auf die Erde.

B: Verheddert sich nicht die individuelle Erfahrung mit dem Massenphänomen, wenn viertausend Leute zu einem Rennen antreten?

H: Überhaupt nicht. Ich bin gern unter Leuten.

B: Steckt es an?

H: Die Erregung beschleunigt. Dann der gemeinsame Antritt. Es ist ein tiefes Atemholen. Ich habe das Gefühl eines Untertauchens wie als Korrektur des Lebens. Ich arbeite immer allein und stelle etwas her, das nicht verlangt wird, von dem ich aber behaupte, es sei wichtig. Ich lebe in der Stille, und nun das Verschwinden mit vielen in gemeinsamer Phantastik, in einem Teil Glück. Natürlich kommt die Neugier meines Berufs dazu. Ich bin mein eigener Spion, der Kurier, der Bote, der Sammler, der Chronist. Das Schriftstellergehirn wählt permanent aus.

B: Der Kurier, der sich selbst belohnt.

H: Auch.

B: Oder sich selbst erschlägt.

H: Er gestattet es sich.

B: Gibt es unter diesen Verrückten welche, die Ihnen angenehmer und unangenehmer sind?

H: Natürlich. Ein flackernder Prozeß.

B: Und während des Laufs?

H: Alles verschwunden. Man kommt sich sehr nahe, macht etwas gemeinsam innerhalb eines Kontinuums. Dieses Ausgerichtetsein, das nicht alltäglich ist, verbindet, öffnet. Man erfährt viel, gibt auch. Schon wieder ein kleiner Schritt auf eine Utopie hin.

B: Typisierung?

H: Die kalkuliert Ehrgeizigen, die Mürrischen, die Sonderlinge und jene, die nie ihren Ehrgeiz sättigen werden, vergeblich hinter Wünschen herjagen. Es gibt die Spieler, zu denen ich gehöre, und die Abwesenden, die bereits in einer anderen Welt angekommen sind. Sie sind selten. Ich habe zum Beispiel eine Handarbeitslehrerin kennengelernt, aus Wien, die jahrelang Vize-Europameisterin des Hundertkilometerlaufs war. Wien, Lehrerin, Handarbeit, hundert Kilometer. Wir trafen uns in Israel, am See Genezareth. Ein Pole rannte dort auch, war früher Geheimdienst-Kurier, jetzt arbeitet er als einer der Verwaltungsdirektoren des Gefängnisses Spandau, spricht jeden Tag mit dem einzigen Gefangenen, Rudolf Heß.

B: Diese starken Brüche in den Karrieren, haben sie jeweils mit dem Lauf zu tun?

H: Wahrscheinlich. Der Luxuscharakter daran gefällt mir. Es ist ein Nichtkaufakt, muß mühsam errungen werden.

*

AM ZIEL:

B: Das Erwartete ist eingetreten?

H: Es war ganz anders. Ein Vortei1, die Nacht. Man sieht den Mond. Das Überraschende sind die erleuchteten Häuser. Sie stehen auf, erheben sich, verschwinden, lassen sich hinter den Horizont fallen. Dann rennt man wieder durch Alleenberge hinauf, hinunter... Ich war in einer Geisterluft. Habe oft meine Großeltern getroffen. Die Großmutter, sie saß am Küchentisch und zupfte sich graue Haare aus. Das machte sie, als sie achtzig wurde. Sie wurde insgesamt hundertvier, war immer noch nicht weißhaarig, besaß allerdings kahle Stellen. Und mein Großvater hockte wie immer am Briefmarkentisch. Dann war mein Kind dabei, guckte aus der Hüfte, saß mir auch in der Backe. Ich wischte es weg. Es machte mich nervös. Wenn ich müde wurde, hat es gelacht, nicht zustimmend, eher böse. Auf jeden Fall, es hat mitgemacht. Blamabel-war die Sonne. Wenn um vier Uhr der Nebel aufsteigt, wird es kalt. Man rennt der Sonne entgegen, doch mit dem hellen Licht werden die Entfernungen klarer. Es begann für mich die Blei-Zeit, ab Kilometer 75 etwa. Ab Kilometer 80 wäre ich gern zu einem Nashorn geworden. Als ich Kilometer 93 las, konnte ich wieder rennen.

B: Kam Ihnen der Gedanke, warum das Ganze?

H: Überhaupt nicht. Ich wurde automatisiert zu einer kleinen Maschine. Der Zusammenbruch wird erst in ein paar Stunden erfolgen. Der Lauf war erhebend sinnlos. Während der ersten fünf Stunden hatte ich ein Gefühl flacher Zeit. Man schiebt sich in andere Richtungsbündel hinein, in parallele Zeiten, wie ich sie am Schreibtisch auch erlebe. Insofern sind sich Langstrecke zu Fuß und Romane im Kopf sehr ähnlich. Etwas, was ich sehr liebe. Und jetzt gehe ich tanzen. Aleksander, wie lange bist du gerannt?

Aleksander Stojadinovic: Sieben Stunden und vierzig Minuten. Ich war eine Stunde besser als das letzte Mal.

H: Sieben Stunden vierzig! - Verrückt! Glückwunsch, mein Lieber.

A.S.: Weißt du, ich glaube, wir stehen am Anfang eines neuen Lebens.

H: Bestimmt nicht.

A.S.: Doch, doch.

H: Nein, nein.

A. S.: Wie alt bist du?

H: Zweiundfünfzig.

A.S.: Ich bin neunundvierzig. Soviel ver

schieden nicht.

H: Nein.

A.S.: Ein neues Leben.

H: Aleksander, ich will kein anderes.

A.S.: Es ist schon da...

H: Überhaupt nicht.

A.S.: Wenn man zehn Jahre zurückdenkt, nun eine Renaissance.

H: Ob ich renne oder arbeite, ich bin in derselben Zeit.

A.S.: Und meine Arbeit? Trotzdem, für mich...

H: Dieselbe Strecke nochmal.

B: War es anders als Marathon?

H: Wesentlich. Ich kam, bilde ich mir ein, nie in den Stoffwechselsprung. Beim Marathon muß ich die letzten zehn Kilometer anaerob laufen, jenseits der Sauerstoffgrenze, was mich sehr viel Mühe kostet.

B: Gibt es eine Schmerzgrenze?

H: Ab Kilometer 80 werden die Beine taub. Ich bin im Schnitt etwa 10 Kilometer in der Stunde gelaufen, also sehr langsam.

B: Hat die physische Grenze eine psychische

Entsprechung?

H: Ich stolperte, schien mir, nie in Trance. Es mag mit der Nacht zusammenhängen. Ich habe beobachtet und zugehört. Während Marathon gerate ich meistens ab Kilometer 25 in Abwesenheit wie abgeschirmt.

B: Ist das Schreiben einer Novelle schwieriger als die Langstrecke eines Romans?

H: Weiß ich nur vorher, bilde ich mir ein. B.- Die Novelle leichter?

H: Einmal, als die Strickjacke nicht da war, wurde ich wütend. ich hatte sie im Nebel an, als wir auf die lange Gerade kamen, asphaltierte Strecken mit Übersicht hasse ich. Der Prozeßcharakter geht verloren.

B: Wenn Sie hier durch eine Landschaft gelaufen sind, die Sie nicht kannten, registrierten Sie, daß es die Schweiz war?

H: Ich sehe es den Dächern an, den anderen Zäunen und wie die Brunnen angeordnet sind. Kaum Außentreppen an den großen Höfen. Manchmal dachte ich, die Brunnen rinnen anders, Intervalle tiefer. Man sieht zum Beispiel vorzüglich mit den Knien, weniger mit den Augen. Auch hatte ich das Gefühl, daß die Ellenbogen mithörten. Man muß sehr aufpassen, was geschieht am Boden, was links, was rechts, was vorn, kommt jemand? Überholen, links, rechts, ausweichen, nicht?

B: Wir hatten Schwierigkeiten, Sie zu verfolgen und wiederzufinden.

Henner Bechtle: Ich habe nichts erlebt. Immer allein. Schrecklich!

H: Die Muskeln, die Gelenke, alles leid... Es ging zum letzten Mal hinauf bei Kilometer 93 in den Wald.

H.B.: ja, ja, aber da war nichts, war doch nix, nur der Berg...

H: Die Steile, furchtbar.

H.B.: Abwärts noch schlimmer.

H: Ich dachte, lieber hinauf.

H.B.: Geht nicht so sehr in die Knochen.

H: Nichts mehr drin, alles heraus.

B: Wenn Sie gescheitert wären, es nicht geschafft hätten?

H: Vielleicht liegt das Begehrende nahe dem inneren Zusammenbruch, gepaart mit dem äußeren?

ich habe nicht aufgegeben, habe durchgehalten, finde, bin gut gerannt. Nun stehe ich da und langweile mich. Es war ein sehr einfaches, sehr langes, kein kompliziertes Spiel.

B: Ähnlich wie beim ersten Lauf?

H: Damals hat- es gedonnert und geblitzt, und hinterher waren wir alle Jesusse und Mutter Maria und schwebten über den Wassern einen ganzen Nachmittag.

Literatur-Konkret 1985, S. 45

Anzeige

Wenn Sie wenigstens 1 x im Monat sowas lesen wollen:
Unschuld und Sühne

Berichtet die Klage von *Terror,* von *unschuldigen Opfern* und *sinnlosem Blutvergießen,* dann sind die Leichen weiß und finden letzte Ruhe unter Grabsteinen zwischen Helmstedt und San Francisco. Zerfetzt eine Zeitbombe in der Halle des Frankfurter Flughafens drei Menschen, offenbaren sich *Bestialität, blinde Mordwut,* öffnen sich *atavistische Abgründe.*

Schießt südafrikanische Polizei hundert Teilnehmer eines schwarzen Trauerzuges tot, heißt das: *Rassenunruhen.* Die farbigen *Opfer* des *Blutvergießens,* die nicht unschuldige eines sinnlosen genannt werden, verscharrt man in Massengräbern. Der gutwillige Kommentator beweint sie. Vor den Bombenlegern kennt er nur Abscheu: Wer da noch um Verständnis sich bemühe, sei keines Dialogs mehr wert.

Es wird, solange Reste von Moral überleben, Dinge geben, die auch dann nicht zu billigen wären, wenn man sie verstünde. Eine Mißbilligung jedoch, die schon den Versuch des Verstehens denunziert, drückt nichts aus als die Arroganz eines Kolonialhirns, das seine Wertbegriffe hoch über allen Interessen wähnt.

Wer sind also die unschuldigen Opfer sinnlosen Blutvergießens? Was unterscheidet sie von den roten, gelben, braunen, schwarzen Opfern, außer der Tatsache, daß jene tausendmal seltener zu beklagen sind? Ist der nicaraguensische Campesino ein schuldiges Opfer? Die Angolanerin? Das kambodschanische Kind? Schuldig nicht gerade - aber: Er, sie und es lebten schließlich auf einem Kriegsschauplatz, sie gehörten darum irgendwie *dazu.* Wirklich unschuldige Opfer sind nur die Unbeteiligten, die mit den Kriegen da unten überhaupt nichts zu schaffen haben. Was gehen den über Frankfurt am Main reisenden Stuttgarter Textilvertreter Schatila oder Maputo an.?

Mehr als er weiß. Und viel mehr als er wissen will. Daß die einst nur geliebten Landesväter dort unten irgendwelche Kolonien betrieben, deren Zweck nicht zuerst die Beglückung der Kolonisierten war, hat er wohl gehört. Was später und bis heute die von ihm gewählten Führer deutscher Politik und die Herren der Wirtschaft dort anrichteten, ahnt er kaum: Wie sie ganze Erdteile auf ihre Dividenden zuschnitten, Völker mordeten, Stämme korrumpierten, Bindungen zerrissen, einst stolze Menschen erniedrigten und quälten; und wie sie es bis heute treiben, da sie an die Stelle von Schutztruppen und Expeditionskorps die *Weltbank* und den *Weltmarkt* gesetzt haben (und für noch krassere Fälle von Insubordination eine schnelle Eingreifreserve halten).

Das schlägt jetzt zurück. Die Barbarei, mit der sie Jahrhunderte lang niedergehalten und ausgepreßt wurden, kommt nun über die »zivilisierte Welt«, wie Reagan und Kohl ihre Reiche nennen. Die weißen Ausbeuter haben sie gelehrt, das Leben Andersfarbiger gering zu schätzen (und sie könnens noch lange nicht so wie ihre Lehrer). Und seit sie erfahren müssen, daß sie unter der neuen Herrschaft *Weltmarkt* noch schneller noch ärmer gemacht werden als unter der alten, daß in der herrschenden Weltordnung keine Chance auf Fortschritt für sie vorgesehen ist, breitet sich der Wunsch aus, ein paar der Peiniger mit in den Tod zu nehmen.

Zuerst hatten sie ja noch gehofft, ihre Unterdrücker hätten Gesichter und Namen; erwische man die etwa mit einem Attentat, träten bessere Leute an deren Stelle. Es dauerte, bis sie begriffen, was eine Charaktermaske ist und wie schnell sie ausgetauscht werden kann. Das war die große Zeit der gegen bestimmte Personen gerichteten und mit bestimmten Forderungen verknüpften Anschläge und Geiselnahmen. Sie währt noch, wächst nach der Zahl der Fälle sogar an, und geht doch zuende. Die Zukunft gehört der Verbreitung nackten Schreckens in den Metropolen - ohne Angabe von Zielen, ohne Bekennerbriefe. Sie werden kaputt machen, was sie kaputt gemacht hat.

Was da um sich schlägt, ist natürlich der Abschaum, die »merkwürdigste Ansammlung von Ausgestoßenen, Chaoten und Verbrechern seit der Entstehung des Dritten Reichs«, sagt Ronald Reagan, und an mächtigen Worten fehlt es wahrlich nicht: »Assassinen« (»WELT«), »das alte Gesetz der Wüste (»FAZ«), »Monstrosität« (»Zeit«), »halbstarke Pistolenhelden« (»Spiegel«). Taten? Man müßte »die Nervenzentren des Terrors treffen« (»Welt<), man sollte das >terroristische Mördersyndikat« ausschalten (Reagan), man könnte Krieg anfangen gegen die Staaten, die auf Reagans Terror-Liste stehen: Iran, Libyen, Nordkorea, Kuba und Nicaragua. Oder auf den Bergedorfer Klugscheißer hören, der von einer »internationalen Solidarität der Festigkeit« Rettung erwartet, damit auch diese Flutkatastrophe abgewendet wird und der Vizekönig von Mogadischu nicht in Vergessenheit gerät.

Was man wirklich kann, ist bescheidener: sich und sein Teuerstes hinter Beton und Panzerglas verschanzen, wie es die Cliquen der Reichen in den Grüngürteln von Mexico-City bis Palermo schon lange tun. Vor dem Sprengsatz im Kaufhaus oder im städtischen Kindergarten gibt es keinen Schutz.

Und wohl auch nicht vor der Atombombe im Schließfach der Central Station von New York. Die Kapitalisten haben den Kommunisten vielleicht nicht den Strick geliefert, aber die Ausbeuter den ausgebeuteten Völkern das spaltbare Material. Die erste terroristische Atombomben-Drohung kann nicht mehr lange auf sich warten lassen. (Oder hat sie bereits stattgefunden? Vielleicht müssen wir uns die eine oder andere wundersame Handlung dieser oder jener Regierung so erklären?) Schon hat sich die US-Regierung ja beeilt, ausgerechnet mit der »Weltzentrale des Terrorismus« (Reagan) eine Vereinbarung zu schließen, die diesen Fall betrifft.

Ach, waren das Zeiten, damals, mit der guten alten PLO. Da wußte man doch noch wer gegen wen und warum, konnte Preise aushandeln, Risiko-Rückstellungen machen, Geschäfte treiben. Auch der RAF, die sich strikt an ihren Comment hielt, werden die Rebmänner bald nachtrauern. Da war Ordnung, Logik, nachvollziehbares Handeln. Und nicht sowas: »Ein abgestelltes Schuhpaket im Bürogebäude Alstertor 18 löste gestern mittag einen Bombenalarm aus. Im Erdgeschoß hat die sowjetische Fluggesellschaft Aeroflot ihr Büro. Ein Sprengmeister der Polizei fand in den im 1. Stock abgestellten Karton ein Paar Damenschuhe« (»Welt« vom 11. Juli, Lokalteil Hamburg).

Noch weiß keiner, wer die Bomben in Frankfurt oder Rom gelegt hat. Es könnte ein Überlebender von Sabra gewesen sein wie ein durchgedrehter Neonazi. Gefahndet wurde nach einem »Dunkelhäutigen«. Die Blicke der Angst sind nach Süden gerichtet, von schlechtem Gewissen gelenkt. Denn unter tausend *unschuldigen Opfern sinnlosen Blutvergießens* ist heute immer noch erst *ein* Bewohner aus jenen Ländern, deren Regierungschefs auf Wirtschaftsgipfeln beschließen, wieviele Farbige an Hunger und anderer Gewalt sterben werden. Die Geschichte drängt auf Ausgleich. Entweder 1: 1 oder 1.000 : 1000.

Dann müssen Sie am Kiosk nach KONKRET fragen

Literatur-Konkret 1985, S. 46

Otto Jägersberg

Wenn wir die Sterne erobern, dann nur per Rad

Um das Wohlwollen der Minister Volkssport, Verkehr & Vernunft bemüht sich unsere Abteilung Velo-Poesie mit einigen radkundlichen Anmerkungen, Oden, Hymnen, einem Lob dem Fahrrad im Gedicht und pedalmüden Seufzern von Otto Jägersberg

Radfahren ist ein deutsches Problem. Es ist über die Literatur in die Beine gefahren und hat sie im Kreisen der Zeit gelähmt.

Goethe, immer stärker antiken Formen sich nähernd, sieht beim Spaziergang im jenaer Paradies am 29. Januar 1819 Studenten auf Laufrädern dahinrollen. Prompt will er einen neuen Anfang für die 'Vier Jahreszeiten' dichten: »Auf, ihr Distichen, frisch! Ihr muntern, lebendigen Knaben!/Reich ist Garten und Feld! Räder zur Ausfahrt herbei!« Als er die Laufräderbegegnung ins Tagebuch einträgt, vergißt er beim Träumen über die literarischen Folgen der neuesten Fortbewegung, die Änderung zu vermerken.

Zwei Monate später erdolcht der Student Sand den Schriftsteller Kotzebue. Der Oberhofrichter, der das Todesurteil über Sand spricht, ist der Vater des Laufraderfinders von Drais. Karl Gutzkow, als wackerer Jungdeutscher immer Ärger mit der Zensur, hat als Sandverehrer allen Grund, den auch für die Zensur zuständigen Oberhofrichter zu hassen und rächt sich am Sohn. Unter dem Pseudonym E. L. Bulwer verspottet Gutzkow den Erfinder, »genug, Herr von D. ist ein Narr« und verleumdet ihn als Leichenschänder: »Er hatte sich nämlich anheischig gemacht, Todte durch Einblasen seines Odems frisch nach ausgehauchter Seele wieder ins Leben zurückzurufen ... «, folgt Fallbeispiel. Die preußische Turnsperre 1820 - 1848, »da es seiner Majestät ernstlicher Wille ist, daß das Turnwesen gänzlich aufhöre«, gibt Drais den Rest und läßt sein für die Freiluftgymnastik geeignetes und nun verbotenes Gerät in Vergessenheit geraten.

Natürlich nur in Deutschland, Franzosen und Engländer wissen schon etwas damit anzufangen. Der auch als Beschreiber seiner Erfindungen einmalige, kühn formulierende Drais erlebt noch so manchen Rufmord und bleibt im Bewußtsein der Deutschen allein als komische Nummer, bis ihn in der Hochzeit des Fahrrades radselige Karlsruher Patrioten als den großen Vorläufer mit Wiederbeisetzung und Denkmalsenthüllung befeiern. »All Heil dem Reiter auf dem Rad!/Das man so lang bekriegt,/es hat in seinem raschen Lauf/die ganze Welt besiegt«, heißt es nun, und das Fahrrad fördert das Bewußtsein für proletarische und bürgerliche Emanzipationsbestrebungen, Raus aus Plüsch und Mief, hin zu Natur und Erotik, so sehr die schrecklichen Ärzte auch vor der Gefahr der kahnförmigen Wirbelsäulenverkrümmung des Niederradfahrers (Kyphosis Bicyclistorum) warnen.

Als auch die Frauen auf den Sattel steigen, wird der sexuelle Charakter des Fahrrades und die erotische Dimension seiner Benutzung unübersehbar. »Im wunderschönen Mai,/Als alle Schläuche sprangen,/Da ist auch meinem Reifen/Die Luft oft ausgegangen!« Der erste deutsche Berufsschriftsteller, der ein Fahrrad erwirbt, benutzt und propagiert, ist Dr. Ludwig Ganghofer. »Man muß schon ein leidlich guter Tourenfahrer geworden sein, ehe man völlig eindringt in das tiefste Mysterium des Radfahrens und ein 'Wissender' wird.«

Das Eindringen in tiefste Mysterien, das plötzliche Schläucheplatzen, das leidenschaftliche Treten, das liebevolle Ölen und Fetten, diese ganzen vom Dampf der Lust abgeleiteten Umschreibungen für das neue Freizeitvergnügen, tauchen als deutliche Sexualmetaphern auch in den oft wunderbaren Plakaten jener Jahre und in den Karikaturen und Anekdoten der Witzblätter auf. Und die reiferen Liebhaber des Fahrrads, Herren Verdi, Zola, Schnitzler, Hofmanntshal, Tolstoi, teilen ihre Ausritte nur noch den Tagebüchern oder anderen Vertrauten mit.

In Frankreich erlangt Alfred Jarry mit grotesken Texten auch übers Radfahren und als Radfahrer Berühmtheit. »Zu jener Zeit war es Brauch, dem ausgezeichneten Sportreporter Matthäus zufolge, Radsprinter bei der Abfahrt zu geißeln. Die Peitsche ist Stimulans und hygienische Massage zugleich. Jesus, groß in Form, fuhr also los ... « Mit Jarrys legendärem Ruf bringt später Wolf Wondratschek über sein kleines Scherzgedicht 'Als Alfred Jarry merkte, daß seine Mutter Jungfrau war, bestieg er sein Fahrrad' noch einen Literaturpreis ein.

In der Kunst gehören Duchamps Phantasiemaschine 'Rad auf dem Hocker', Picassos 'Stierschädel' aus Sattel und Lenkstange und Magrittes 'Zustand der Gnade' zu den bekanntesten Fahrradzitaten, in der Literatur gerät es in die Manifeste der DaDa-, Futur- und Surrealisten, wie auf die Bühne Valentins und das Oval für Sechs-Tage-Rennen, über die Paul Morand die spannendste Geschichte liefert. Schwitters, Tucholsky, Kästner, Horvath und Mehring reagieren auf das proletarisierte Vehikel vornehmlich satirisch.

Dagegen schöpft Henry Miller die Sexualsymbolik seines geliebten Watermark-Rades bis zum Geschlechtswechsel aus: »The bike is in my room. It's dirty. The bike, I mean. I get a rag and begin cleaning it. I clean every spoke, I oil it thoroughly, I polish the mudguards. She's spick and span...«

In unseren Zeitungen häufen sich die Fotos der Abschied winkenden Männer mit bepackten Fahrrädern, die sich die Erde zu umrunden aufmachen. Es ist wie 1950, als Heinz Helfgen seiner Arbeitslosigkeit davonradelt und das erfolgreichste Radfahrerbuch aller Zeiten einbringt, mit der irrwitzigen Schilderung seines Besuchs bei Hemingway in Kuba, »zur Begrüßung mußte ich gleich Champagner trinken.«

Die deutsche Umgangssprache meint es nicht gut mit dem Radfahrer, sie nennt einen so, der nach oben buckelt und nach unten tritt, der sich abstrampelt, wie ein Affe auf dem Schleifstein sitzt, Pfeffer reibt, am Sattel klebt, seine Eier schleift, und verleiht ihm für sein sich immer strebendes Bemühen auch noch den Goldenen Lenker.

RADFAHREN

I

zur arbeit
im büro mit gepäck
im wald
bei vorgesetzten
auf dem berg
im tal
auf der heide
im verkehr

II

das bein heben
das fahrrad besteigen
das angepaßte gesäß
gleichmäßig
auf die hälften verteilen
die ärmligen hände
nach der lenkstange strecken
mit den füßen
in die pedale treten
die vorgeschriebenen kurven
schneidig durchfahren
den radfahrerweg benutzen

III

im vorzimmer
geschraubte reden
lockern
sich luft machen
den mantel abstreifen
die plattfüßige sekretärin
in die speichen greifen
und den schlauch flicken lassen

IV

geschmiergelt

hinter dem chef stehen
mit heißwehender luftpumpe
den einlauf vorbereiten
den muskel
mit gleitcreme bestreichen
das tote rennen einläuten
den hosenboden
unter den füßen verlieren
in den hintern kriechen
das angepaßte gesäß
nach der lenkstange gestreckt
die vorgeschriebenen kurven
schneidig durchfahrend
einmal
gegen den strom schwimmen

V
den schwanz einziehen
die angebotene zigarre
höflich ablehnen
den schlips zurechtrücken
den vorgang vertraulich behandeln
die aktennotiz quittieren
transpiriert
das fahrrad besteigen
treppauf treppab
an flüchtenden türen entlang

Ausgerechnet als Uwe Johnson seinen schönen Radfahrerroman 'Das dritte Buch über Achim' vorlegt - »Alles hängt zusammen, aber Zugroß arbeitet nicht gut mit Zuklein«, erklärt der Meister dem kleinen Achim das Verhältnis zwischen Klettenblatt und hinterem Zahnkranz -, wollen die Deutschen endlich umsteigen, das Fahrrad erinnert sie nur an Mangel, an Flucht und Hamsterfahrten. Den Roten Radlern fahren die Mitglieder weg, die Straßenränder werden für den Autoverkehr eingezogen, die traditionsreichen Fahrradfabriken produzieren noch ein paar Mopeds, bevor sie dichtmachen. Deutschland erlebt den Tiefpunkt seiner Radkultur: Klappräder. Der Radfahrer wird vollends zum Blödmann. Kein Wunder, daß unsre Rennfahrer aufgeben und der Dichter nörgelt:

TOUR DE FRANCE
Als die Spitzengruppe
von einem Zitronenfalter
überholt wurde,
gaben viele Radfahrer das Rennen auf.

Jüngst hörte ich in einer Diskussion über Sport und Literatur die Inhaberin eines gleichlautenden Lehrstuhls als Beweis für das angeblich wachsende Interesse der Autoren am Sport einen Buchtitel nennen, 'Die Angst des Tormanns beim Elfmeter'. Nun, ich stand nur als Ersatzmann im Tor, aber ich habe nicht vergessen, worauf ich mich die ganze Zeit gefreut und was ich herbeigesehnt habe! In die lange Ecke lockt den Torwart nur die Lust, und der Elfmeter ist ihr Höhepunkt. Sport und

Literatur, trotz Goldmedaille in Dichtung bei der Olympiade 1936 und des besagten Lehrstuhls, bleiben für uns ein trauriges Kapitel auch im nächsten Gedicht, obwohl der Autor den Schmetterling ausgewechselt hat:

RADFAHREN

I

Um die Wette mit einem Kohlweißling

2

Sich wundern

Daß es nicht klickt

Wenn man den Arm ausstreckt

Um nach rechts oder links

Abzubiegen

3

Klingeln

4

Wie breit die Straße

Wie riesig die Stadt

5

Jemanden mitnehmen

Bis zum nächsten Polizisten

6

Gesundheit

Der Autor wundert sich unter 2 und 4, wir unter 5. Auch das nächste Gedicht stammt aus der märkischen Schule beiläufiger poetischer Kalauer. Damit ich die Freude des Autors an seiner Überholaktion teilen kann, fehlen nur noch Angaben zur Kurbellänge und Zahl der Zähne, zum Gewicht und zur Ausstattung seiner Maschine. Bei der hübschen Geschwindigkeitsangabe für den 10. Gang frage ich, um was es sich für Bäume handelt, die da im brandenburgischen Schnee noch ab und zu Blätter fallen lassen. Die Zigarren werden an Magritte weitergereicht.

SIEBTER, ERSTER, ZEHNTER GANG

7

Neulich sah ich vor mir einen Burschen

Aufm alten Rad, jedoch fünf Gänge

Ich fuhr heran, er sah mich kommen und

Trat ins Pedal, ich ruhig hinterher.

Der schuftete, der Oberkörper schwankte

Hätt ich ihn gesehn von vorn, ich hätte

Auf seiner Stirn den kalten Schweiß gesehn.

Dann trat ich an, nach einem Kilometer

Im siebten Gang, der war der günstigste

Zu groß nicht für den Antritt, nicht zu klein

Für hohes Tempo, vorsorglich geschaltet

Und zog vorbei. Ein Seitenblick belehrte

Mich über seine Jahre: zehn Jahre jünger

Mindestens, und ich bin fünfunddreißig.

Ich rollte aus, von ihm war nichts zu
blicken
Ich schaltete auf meinen zehnten Gang
Der seinem fünften gleichkam, wartete
bis er heran war, gab ihm eine Chance
Trat wieder an, er hielt nicht mit: im
Windschatten!
Da war ich aber richtig stolz auf mich
All die Zigarren hatten nicht geschadet.
1
Und wo es ganz platt war
Niedrige Schonung und Fichten-Plantagen
Waren zwei Eichen
Aufgerichtet von der Natur
In langer Zeit
Die linke ein mächtiger Stumpf
In halber Höhe gesplittert
Und Äste um die ab'e Krone knotend
Die rechte ein mächtiger Baum
Kahl
Und ein Gegriesel nicht weiß aber körnig
Als Schnee auf dem Boden
Und locker der Sand unterm Schnee
10
Ab und zu fällt ein Blatt
Von rechts oben vorn nach links unten-
hinten
Das ist der Ort und die Zeit

Der Autor, der seine Tochter in den Kinderladen bringt, durchquert die Gegenwart. Blut fließt auf den Straßen. Er läßt uns spuren, daß ihm die Straßen nicht zu breit vorkommen, daß er mit Pater Illichs Konvivialitätstheorie vertraut ist und daß er sich nur deswegen keine Wollmütze mehr anschafft, weil der Radfahrerwinter bald vorüber ist.

RADFAHRT GEGEN ENDE DES WINTERS
Weißes Sonnenlicht durch dünne Wolken-
schichten
grell wie die Nachttischlampe, schon um
sechs
von meiner Tochter angeknipst. Ich hätte
mein Gesicht
einfetten sollen, die Ohren schmerzen, vor
der Ampel
bei Rot wärmen wir uns in den Auspuffga-
sen

Am Rand der Fahrbahn eine Blutlache,
noch ganz frisch
ein Reifenprofil mittendurch. Was weiß
ich
von Liebesgedichten? Fernsehmenschen
erklären uns unsere Träume und moderie-
ren
Am Abend den Tag, dieser Mann da mit
seinem
unentfalteten Gesicht, Speichel
im Mundwinkel, der alltägliche buckelnde
Stumpfsinn
ein Lumpen stinkt hinter der Heizung, das
Wort
Stringenz, das Wort *Rednerliste, sei doch
vernünftig*
Planstelle, Fortschritt, Fußgängerzone
Das hat doch hier nichts zu suchen
(...)
Zerfetzte Plakate rufen
zur Demonstration gegen die Fahrpreiser-
höhung
Frauen mit Schals überm Gesicht, die
Schüler
im Pausenhof um ihre Motorräder ge-
schart
mit täglich kürzeren Haaren
Ich fahre die Einbahnstraße hoch
und als wir im Kinderhaus eintreffen
heulen in allen Ecken Kinder rum
schmeißen mit Sand und zerbrochenen
Stühlen
während die vier Betreuer in der Küche
heißen Kaffee trinken.

Jetzt ein schönes Gedicht:

BELGISCHER SONNTAG
Ein grammophon morgens um acht
jemand vergißt seine soldatenzeit nicht
und spielt horn das bier ist schal
limonade

AUS REINEN FRÜCHTEN

Nach dem hochamt wächst bewunderung
für die radler die coureurs
21 7 17 48 83
hübsche hauptgruppe durch das dorf
junge bauern und arbeiter sprechen
sportliterarisch
zitate aus der Sportwelt
Chorknaben gehn zu onkeln sonntagsgro-
schen
TE DEUM singend
Frauen warten auf
dämmerung
karten sind speckig
Fumez la cigarette Dubec
La Cigarette du Connaisseur
alle dorfbewohner sind kenner
sie rauchen la cigarette Dubec

Kinder sind schmutzig
häuser auch
Mein land sonntag alpdruck bös

Und zum Schluß ein ganz schönes, das uns -daran erinnert, daß das Fahrrad eine wundervolle Maschine ist, ein Nützlichkeitsinstrument mit Lustcharakter, ein selbststabilisierendes System, das durch die Gesetze des Kreisels und der Fliehkraft bestimmt wird, das uns zu rascher Bewegung zwingt, unser Gleichgewichtsgefühl entwickelt, unsern Lufthunger stillt, das Herz erweitert, die Nase schult, die Augen mit der vorübergleitenden Welt verwöhnt und die Hintern zu gut durchbluteten Gebieten macht:

ODE AUF DAS FAHRRAD
Lob dem Fahrrad!
Das Fahrrad ist fabelhaft.
Haben Sie mal gesehen
daß eine Menge
die Kinder und Frauen
beiseite stoßend
das Fahrrad stürmt?
Fahren Sie Fahrrad!
Niemand wird Ihnen
auf die Füße treten.
Das Fahrrad ist fair.
Durch seine Regenbogenbrillen
lohnt es sich die Welt anzusehn.
Mit seinen Speichen

strickt es
immer die frische Luft.
Das Fahrrad ist freundlich!
Wenn es auch manchmal schief geht
ist es doch immer guter Stimmung.
Es ist eine edle Maschine
die nichts verbrennt
um ihrer Bewegung willen
niemand wird von Ölkonzernen ausgebeu-
tet,
und sie vergießt niemandes Blut:
Wer hat einen Radfahrer gesehen
mit gezücktem Säbel
oder dem Gewehr im Anschlag?
Die Fahrradkette
ist die einzige
die niemand fesselt.
Der Radfahrer
nimmt sein Schicksal
in die eigenen Hände.
Jeder kann mit dem Fahrrad
auf gutem Fuß stehen.
Wenn wir bis zu den Sternen gelangen
dann nur mit den Fahrrädern -
Zum Unterschied von Raketen
ist das Fahrrad nicht janusköpfig.
Sonne und Mond
möchten gerne
zu seinen Rädern werden.
Erfinden sie also
Fahrräder!
Lob den Fahrraderfindern:
Sie werden niemals
etwas Bösartiges
schaffen.

IN DIESER
TECHNISCH EINGERICHTETEN
WELT
lebten einst zwei Brüder
ein Liedermacher
und der Erfinder
eines patentierten Fahrrads.

Alle fahren auf diesen Fahrrädern
und singen die Lieder des ersten Bruders.
Als sich aber die beiden Brüder
gegen die Diskriminierung des Fußgängers
äußerten -
wurden sie sofort ausgewiesen
aus der technisch eingerichteten Welt
und es wurde allen
verboten
die Lieder des ersten Bruders zu singen.
Die Einhaltung dieses Verbots
überwachten
Spitzel
auf Fahrrädern.

Die Gedichte und ihre Verfasser:

radfahren von Ulrich Raschke, In: Das Radfahrerbuch, Hrsg. v. Karl Riha, Sammlung Luchterhand; Tour de France von Günter Grass, Gesammelte Gedichte, Slg. Luchterhand; Radfahren von Rolf Haufs, Größer werdende Entfernung, Rowohlt Verlag; Siebter, erster, zehnter Gang von Karl Mickel, Odysseus in Ithaka, Reclam, Leipzig; Radfahrt gegen Ende des Winters von Michael Buselmeier, (gekürzt) selber Titel, Suhrkamp Verlag; Belgischer Sonntag von Paul van Ostaijen, Poesie, Suhrkamp Verlag; Ode auf das Fahrrad von Wjatscheslaw Kuprijanow, In: Sprache im technischen Zeitalter, Jahrgang 1984.

Literatur-Konkret 1985, S. 50

Walter Boehlich

Einhundertundsechs Jahre Haft

Der Mensch ist ein Lernwesen, oder kann es sein. Bei dem neuesten Glaßbrenner-Herausgeber meldet Walter Boehlich diesbezüglich starke Zweifel an

Als wir I en Krieg verloren hatten und angeblich ganz von vorn anfingen, haben wir in Tat und Wahrheit nur weitergemacht, ohne den geringsten Versuch, eine neue Tradition zu stiften. Wir haben schlicht und einfach Goethe das Braunhemd ausgezogen, das ihm die Nazis angezogen hatten, Schiller vom Verdacht befreit, ein Nationalsozialist gewesen zu sein, Rilke seine Mussolini-Bewunderung nachgesehen und in dem verpönten Kafka einen abendländischen Metaphysiker entdeckt. Hölderlin lasen wir nicht mehr rechts, wenn auch nicht links, und um zu beweisen, wie fortschrittlich und unvoreingenommen wir waren, erklärten wir Thomas Mann zum Vollender des Romans.

Mit Heine hatten wir weiter Schwierigkeiten, nicht weil er ein getaufter Jude gewesen war, das natürlich nicht, sondern weil er einfach nicht gut genug für uns war. Auch Lessing gegenüber verhielten wir uns spröde. Wir wollten nichts Neues, sondern das Alte Wahre, den alten Kanon, und sahen nicht den geringsten Grund, uns derer anzunehmen, für die wir uns noch nie interessiert hatten, also der Vergessenen und Unterdrückten, die uns in der Reichseinigungsseligkeit ganz unauffällig verlorengegangen waren, Opfer erst der äußerlichen, politischen, dann einer inneren Zensur.

So leicht hatte es die DDR nicht. Zwar hat sie das sogenannte nationale Erbe erst spät entdeckt, aber früh schon ihr Augenmerk auf das Verschüttete gerichtet, auf die Jakobiner, den Vormärz, die Demokraten der Weimarer Republik. Sehr zögerlich sind wir daran gegangen, unsere Geschichte umzuschreiben, und ob wir es ohne die Bemühungen unserer Schwestern und Brüder jenseits der Elbe je getan hätten, ist nicht auszumachen. Auf jeden Fall haben die uns die Augen geöffnet für Autoren wie Georg Werth und Adolf Glaßbrenner, und heute haben wir leichtes Spiel, denen, die uns den Weg gezeigt haben, ihre ideologischen Verrenkungen vorzuhalten. Als gäbe es bei uns so etwas wie Ideologie nicht.

Adolf Glaßbrenner lebte in der schwachen Erinnerung allenfalls noch als Vertreter des vermeintlich unsterblichen Berliner Humors, ganz gewiß aber nicht als politischer Schriftsteller, und von den Erfolgen, die dieser gehabt hatte, wußte niemand mehr etwas. Seine Rettung läßt sich genau datieren, und zwar auf das Jahr 1955, in dem in Berlin (Ost) zwei umfangreiche Bände mit ausgewählten Lesestücken Glaßbrenners erschienen - unter dem irreführenden Titel: »Unsterblicher Volkswitz«. Glaßbrenner, wenn auch wenigstens kleinbürgerlicher Herkunft, hatte doch den Nachteil, einerseits kein rechter Proletarier und andererseits kein Sozialist gewesen zu sein. Er hatte wohl auf der richtigen Seite, aber nicht für die richtige Sache gekämpft, mußte also eingeschmuggelt werden, solange der Spielraum eng war.

Es vergingen vierzehn weitere Jahre, bis sich unser Reclam Verlag erbarmte und seinerseits eine Auswahl unter dem richtigeren Titel »Der politisierende Eckensteher« herausbrachte - eine karge Auswahl von dritthalbhundert Seiten, eine Spätfrucht der Studentenunruhen oder doch eine Frucht des Jahres 1968. Und dann verging wieder ein Dutzend Jahre, bis in der informationspresse drei schöne Leinenbände erschienen, die diesmal »Unterrichtung der Nation« hießen. Endlich hatte das politische Lied aufgehört, ein garstiges Lied zu sein, endlich begann die Erforschung dieses Mannes, der von sich selbst gesagt hat, daß er das Berliner Volk als erster sprechen gemacht habe, »als es noch schweigen mußte«, und der das politische Lied »das eigentliche Lied der Menschheit« genannt hatte.

Die Herausgeber, und unter ihnen besonders Horst Denkler, haben einen Anfang mit der Aufschlüsselung der einzelnen Texte gemacht und nicht länger so getan, als könne man ohne weiteres verstehen, was für den Tag geschrieben war und vom Tage gelebt hatte. Glaßbrenner nämlich ist von der Zensur verfolgt worden wie nur wenige andere, so daß seine einzige Möglichkeit war, sich in Anspielungen und Andeutungen zu retten, aus denen ihm die Behörden keinen Strick drehen konnten, die aber trotzdem für die Zeitgenossen deutlich genug waren, um Mißverständnisse auszuschließen und das gewünschte Verständnis zu ermöglichen. Ohne einen genauen Kommentar kommt heute keiner mehr hinter den Witz und die Aggressivität seiner Schriften. Wir kennen die Fakten nicht mehr, auf die er sich bezogen hat, und ohne die zu kennen, wird auch niemand sonderliches Vergnügen bei der Lektüre empfinden können. ja, hätte Glaßbrenner Wälzer von mehr als zwanzig Bogen verfaßt, dann hätte er weniger verstecken müssen, aber die kleinen Broschüren und Kalender, die seine größten Erfolge wurden, brauchten den Segen der Zensur, zu Zeiten, in denen Ruhe die erste und die letzte Bürgerpflicht war.

Genau diese Ruhe wollte Glaßbrenner konterkarieren; er wollte nicht sie, sondern die Freiheit, mit aller Emphase, die diese verdient. Um so weit gehen zu können, wie irgend möglich, trat er in der Rolle des Mannes aus dem Volke auf, bediente sich des Dialekts, erfand den Eckensteher als literarische Figur, sprach die Sprache der Guckkastenmänner, der Fuhrleute, der Holzhauer, der Hökerinnen, die in schwierigen Zeiten geschützter zu sein scheint als die Literatursprache, indem sie ihre Subversivität hinter dem biederen Volkston verbirgt.

Es hat den Anschein, als identifiziere sich Glaßbrenner mit seinen Typen, als sei er wie sie, als schriebe er für sie. Der Anschein trügt. Sobald er den Dialekt Dialekt sein läßt und auf Hochdeutsch räsonniert, distanziert er sich und läßt als

Elend erkennen, was wie Natur ausgesehen hat. Er läßt seine Figuren trinken, oder besser: saufen, ohne sie irgendwann deswegen zu denunzieren, aber er ist hellsichtig genug, um bemerken zu können, daß Berlin Athen wäre, wenn der Branntwein nicht existierte. »Es ist aber nicht genug«, schreibt er, »daß wir den Witz unseres Pöbels erkannt haben, wir müssen auch seine Rohheit erkennen, und diese Seite seines Charakters durch seine Volkspoesie mildern, einen poetischen Schnaps destillieren, damit die niedrigsten Klassen unsrer Mitbürger empfänglicher, menschlicher werden.«

Da steht das Wort von der Volkspoesie, das Glaßbrenner zu einer Art Verhängnis geworden ist. Auf dieses Wort ist er festgenagelt worden, aber in Wirklichkeit war er etwas anderes als ein Volkspoet. Was er geschrieben hat, ist nicht vom Volk, sondern vom Bildungsbürgertum gelesen worden, und nur dieses konnte verstehen, was hinter den Worten und Wörtern stand. Obgleich ohne Schulabschluß und ohne konsequentes Studium, ist er doch voll von Bildungsinhalt und hat seine eigentliche Bildungsdichtung, die sich an große Beispiele klammerte, höher eingeschätzt als seine sogenannte Volkspoesie.

Daraus folgt, daß wir ihm uns nähern müssen wie Autoren von ungleich höherem Rang, eben von der Bildung her, als sei er Jean Paul, den er verehrte, oder als sei er Heine, den er ablehnte, obwohl er ihm auf tausend Pfaden folgt. Mit anderen Worten, man muß, um zu dem möglichen Grade des Genusses zu kommen, sich das Maß an literarischem, historischem und politischem Wissen aneignen, über das er selbst verfügte und ohne das er in seiner Zeit nicht hätte erreichen können, was er erreicht hat.

Auf diesen Weg haben uns Denkler und seine Mitherausgeber ein gutes Stück geführt. jeder Nachfolgende hätte ihn uns weiterführen müssen. Was aber geschehen ist, ist etwas ganz anderes. Der Wilhelm-Busch-Biograph Gert Üding hat ein wenig Rahm abschöpfen wollen und gedacht, wenn er den Ossa auf den Pelion türme, seis genug. Seine Glaßbrenner-Ausgabe nämlich, in zwei dicken Taschenbüchern bei Ullstein, ist wesentlich umfangreicher als die Denkler'sche, und Üding verspricht, uns einen anderen, richtigeren, vollständigeren Glaßbrenner frei Haus zu liefern als seine Vorgänger, denen er ankreidet, sie hätten sich »ausschließlich auf den politischen Tagesschriftsteller« konzentriert und damit »ein sehr zeitgebundenes Bild« vermittelt.

Leider stimmt das nicht. Der ambitiöse »Dichter« Glaßbrenner ist bei Denkler besser und eindeutiger repräsentiert als bei Üding, und was das »zeitgebundene Bild« angeht, so ist der wahrhaft zeitgebundene kein anderer als Üding selbst. Was er geliefert hat, ist ein Produkt der Wende, und das in jedem Sinne. Üding ist einen entscheidenden Schritt zurück gegangen und hat seinen Helden, der ihm noch vor wenigen Jahren, in seinem Buche über den Verlag Hoffmann und Campe, nur ein paar nichtssagende Zeilen wert war, entpolitisiert, wo er nur konnte. Einmal, indem er die von Denkler übernommenen Kommentare entschärft hat, zum andern, indem er den halsbrecherischen Versuch unternommen hat, selbst die politische Tagesschriftstellerei Glaßbrenners in einen literarhistorischen Kontext zu stellen, in dem sie nichts verloren hat.

Glaßbrenner war ein Autor der kleinen Form, der Genreszene, und nichts war ihm ferner als die Kunst des Breitwandgemäldes. Zwar kann man so tun, als wären die Einzelstücke eine Art Mosaiksteine, aus denen sich ein Gesamtbild zusammensetzen ließe, aber nie wird man damit so weit kommen, daß aus solcher Puzzle-Arbeit der große soziale Roman Berlins entstünde, wie Üding will. Er hat sich durch die Tatsache, daß Glaßbrenner ein Alters- und Schulgenosse von Gutzkow war, zu der abenteuerlichen Konstruktion hinreißen lassen, dieser »Berlin-Roman« (der nur in seiner Phantasie existiert) korrespondiere mit dem Gutzkow'schen »Roman des Nebeneinander«. Dann würden auch Absicht und Zufall korrespondieren, was im Leben allenfalls möglich wäre, in der Kunst aber nicht. Mit Glaßbrenner zu reden: 'da wär' ick als Pariser jegangen, denn braucht' ick mir nich so von de Schuhe drücken zu lassen.'

Nur daß Üding dazu neigt, sich zu große Schuhe anzuziehen. Etwa die Walter Benjamins. Sie drücken trotzdem. Üdings Einleitung heißt: »Berlin, eine Hauptstadt des 19. Jahrhunderts«. Ein leerer Anspruch. Mag sein, daß Berlin um die Jahrhundertmitte eine Hauptstadt im 19. Jahrhundert war - mehr keinesfalls. Selbst Neapel hatte mehr Einwohner, und wie hoch man immer die Berliner Universität einschätzen mag, zu einer Hauptstadt gehört mehr als das.

Man muß Gert Üding nicht unbedingt vorwerfen, daß er Glaßbrenner in den letzten vier Jahren schätzen gelernt hat; schließlich ist der Mensch ein Lernwesen. Oder kann ein Lernwesen sein. Er hat, wie gesagt, einen ausgezeichneten Vorläufer gehabt, und nun müßte sich die Wahrheit des Satzes erweisen, daß der Zweite immer mehr weiß als der Erste. Üding müßte demnach besser sein als Denkler. Lassen wir beiseite, daß ihm Dinge geschehen, die in der Ausgabe der informationspresse nicht geschehen sind, daß oft die Anmerkungen auf Textseiten verweisen, zu denen sie nicht gehören, oder auf eine Seite, die es überhaupt nicht gibt, daß Namen aufs groteskeste entstellt sind, daß Üding offenbar seine eigene Handschrift nicht lesen kann und deswegen in einem sechszeiligen Zitat sechs Fehler unterbringt, daß er Ludovika für Indorika verliest, daß überall dort, wo Glaßbrenners Texte nicht neu gesetzt, sondern reproduziert worden sind, die Seitenzahlen fehlen und was dergleichen mehr sein mag. Anderes kann man nicht beiseite lassen.

Üding verspricht uns, daß seine Anmerkungen Namen, Daten und historische Ereignisse, sofern deren Kenntnis nicht zum verbreiteten Bildungsgut gehörten, verzeichnen würden. Für dieses Versprechen ist er zu loben. Leider hat er es nicht

gehalten. Um es genauer zu sagen, er hat es meist dann gehalten, wenn er die Anmerkungen seiner Vorgänger übernommen hat, mit allen Fehlern, versteht sich. Ich habe keine Stelle gefunden, an der er einen Irrtum der Kölner Ausgabe korrigiert hätte. Druckt er aber Texte ab, die bei Denkler nicht stehen, offenbart er seine ganze Hilflosigkeit. Nichts fällt ihm auf, über nichts stolpert er, es sei denn über seine Unkenntnis und seine Schlamperei. Radowitz läßt er zwanzig Jahre vor seinem Tod sterben, den Herrn Förster immer noch fünf Jahre zu früh, was er dadurch wettmacht, daß er Sylvester Jordan einhundertundsechs Jahre in der Haft schmachten läßt.

Versehen, von mir aus. Kein Versehen kann es sein, daß er Gagern bis zum 21. Mal 1849 Präsident der Nationalversammlung sein läßt, während ihn in Wirklichkeit Simson schon am 18. Dezember 1948 in diesem Amte ablöste. Es kann auch kein Versehen sein, daß Üding zufolge der Freiherr von Haynau den ungarischen Aufstand in Brescia niederwarf. Weiß der Mann, wovon er redet? Glaubt er, daß Brescia in Ungarn liege oder daß die Ungarn in Brescia gewesen seien? Er hat ganz einfach zwei verschiedene historische Ereignisse kontaminiert. Nicht weniger wunderlich ist seine Behauptung, nach Abschluß des Waffenstillstandes von Malmö sei es erneut zu bewaffneten Auseinandersetzungen gekommen. Eben nicht, sondern erst nach Ablauf des Waffenstillstandes.

Rührend ist auch seine falsche Gelehrsamkeit, wenn er erklären will, was es mit der Geburtsfeier der nordalbingischen Republik auf sich habe. Nordalbingisch, liest man bei ihm, sei von dem wahrscheinlich vorkeltischen Worte Albion abgeleitet. Also eine englische Republik? Ach, albingisch hat nichts mit Albion, viel aber mit Albis (das ist die Elbe) zu tun. Wer sich auf so heikle etymologische Fragen einläßt, dem wird, sofern er auf einem germanistischen Lehrstuhle sitzt, auch in den Sinn kommen, à bas hieße 'weg damit'. Man kann nicht alles wissen.

Wenigstens etwas müßte man aber wissen, wenn es ins eigene Fach fällt. Natürlich wird niemand von Üding erwarten, daß ihm bei dem Barbierbecken, das die mecklenburgischen Ritter nicht auf dem Kopfe haben, der Don Quijote einfällt, auch nicht, daß er bemerkt, wie wenig das Zitat 'tempora mutantur...' mit Horaz zu tun hat, dem es Glaßbrenner tückisch zuschreibt, aber wenn Glaßbrenner ebenso tückisch behauptet, der Satz, man könne wohl zu viel trinken, doch nie genug, stamme von einem Volksdichter, dann hätte ihm doch einfallen können, daß dieser `Volksdichter' ausgerechnet G.E. Lessing war.

Schön, Lessing ist nicht Üdings Sache, dann vielleicht ein anderer. Herr Buffey, eine von Glaßbrenners Figuren, fährt mit der Eisenbahn von Berlin nach Leipzig. Einer der Mitreisenden erregt sich und ruft: »Frei ist der Mensch und wär' er in Cöthen, zwischen Berlin und Leipzig, geboren!«, wozu Üding die Anmerkung verfaßt hat, daß die anhaltischen Staaten sich erst unter Druck in den Zollverein integrieren ließen. Schön, aber was hat das eine mit dem andern zu tun? Daß Üding von Geschichte wenig weiß, haben wir schon gemerkt, aber er könnte ja etwas von Literatur wissen. Warum, um alles in der Welt, gibt er einen Autor heraus, dem er nirgends auf seine kalauerischen Schliche kommt? Die Lösung heißt nach Schiller: »Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren.«

Überhaupt Schiller. Kein anderer liefert so billige Zitate, keinen anderen persifliert Glaßbrenner so gerne. »Arm im Arm mit Euch«, sagt eine Figur, »so fordre ich mir meine Bouteille Pisporter«. Wer und was so verhöhnt wird, kann nicht ahnen, wer nicht darauf hingewiesen wird, daß ein anderer auf solche Weise sein Jahrhundert in die Schranken fordert. Immer noch nicht genug? Ein kleines achtzeiliges Prosastück trägt die Überschrift »Recitationen«, obwohl nichts recitiert wird. Was das soll, verrät uns Üding nicht. Es geht um zwei Leute, die zwar nicht recitieren, aber zitieren. Der eine: »Mit Dir kämpfen Jötter selbst verjebens«, der andere: »Du siegst, und ich muß mal runterjehen«. Das ist diesmal nicht der »Don Carlos«, sondern die »Jungfrau von Orleans«: »Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens« und »Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn«.

Mit diesem vergebenen Kampfe mag es genug sein. Alles muß ein Ende haben. Nur die Geschichte von dem Manne, der als Pariser auf den Ball gehen wollte, muß noch erklärt werden, um falschen Vorstellungen vorzubeugen. Pariser waren damals nicht, was sie heute sind, sondern warme Hausschuhe. Hätte Üding seinen Lesern ja verraten können. Er hat es nicht. Dies nicht und hundert andere Sachen auch nicht, weil es ihm an allen Voraussetzungen fehlt. Auf einen fahrenden Zug aufspringen, das allein tut's nicht. Niemand muß zum Herausgeber werden, schon gar niemand zum Glaßbrenner-Herausgeber. Und wenn, dann muß er sich Zeit lassen, bis er wenigstens das Nötigste gelernt hat, auch wenn das Jahre dauern sollte. Glaßbrenners Schriften stecken so voller Anspielungen, beziehen sich oft auf inzwischen so Abgelegenes, daß vieles noch lange unerkannt bleiben wird. Wer aber überhaupt nicht über seine Vorgänger hinauskommt, weil er lieber auf anderen Hochzeiten tanzt, schadet einer Sache, mit der er sich selbst zu nützen hoffte. Üdings Ausgabe ist wertlos und für ihre Dürftigkeit viel zu teuer. Bleiben wir besser bei der Ausgabe der informationspresse.

Adolf Glaßbrenner: »Welt im Guckkasten«. Ausgewählte Werke, herausgegeben von Gert Üding. Ullstein Werkausgaben, 2 Bde: 1985, 464 und 487 Seiten, DM 49,60.

Adolf Glaßbrenner: »Unterrichtung der Nation«, Ausgewählte Werke und Briefe in 3 Bänden, herausgegeben von Horst Denkler, Bernd Balzer, Wilhelm Große, Ingrid Heinrich-Jost, informationspresse, c.w. leske verlag, 1981, 1036 Seiten, DM

78,-

Literatur-Konkret 1985, S. 54

Michael Wulff

Die Kartoffel wird obligatorisch

Wo Autoren dichtgedrängt um ihre Profile ringen, sind die der Medien nur mühsam auszumachen. Die Rede ist von Literaturzeitschriften, dem ärgerlichsten aber lebendigsten Teil des Literaturbetriebs.

Die Phantasie an die Macht« war der Titel des *LiteraturMagazin* Nr. 3, das Nicolas Born vor zehn Jahren bei Rowohlt herausgegeben hat. In der Vorbemerkung vernimmt der heutige Leser mit Erstaunen: »Das Verdikt gegen alles Irrationale... ist zu stark und allgemeinverbindlich«. - Ein nur noch historisch zu verstehender Satz. Der Begriff 'das Irrationale' hatte für die Sprache 1975 noch keine existentielle Bedeutung, seine Diskussion entschied noch nicht über die Alternative: Kommunikation oder Scheinkommunikation. Bei allen ideologischen, ethischen und ästhetischen Gegensätzen gab es zwischen Bürgertum und Jenen, die sich nicht dazu zählten, eine uns heute naiv anmutende Übereinkunft: sprachlich Bezeichnetes stand zur Diskussion, auch die Sprache selbst, nicht aber deren Sprachlichkeit, ihre Kommunikativität.

Nach vierjähriger Unterbrechung geben 1985 Martin Lüdke und Delf Schmidt das *LiteraturMagazin* in neuer Form heraus: »Die vertrauten Orientierungsmarken verschwinden im Nebel neuer Begriffe wie Postmoderne und Posthistoire.« Schon 1978 hatten Oskar Negt und Jean Améry die Linke in demselben Magazin aufgefordert zu »Rückbesinnung auf die klassische Aufklärung und zeitgerechter Verwaltung des rationalistischen Erbes«. Doch zwischen links und rechts, oder schräg oberhalb davon, hat sich inzwischen die Nebelfront als dritte Kraft etabliert. Und deshalb steht heute »das 'Literaturmagazin'... allen Richtungen und Strömungen offen«. Langweilig ist diese Zeitschrift gewiß nicht, aber gelegentlich schwer erträglich, zum Beispiel wenn ein Felix Philipp Ingold »polysemantisch erregt« herumschreibt, »ohne zu wissen.... ob es weitergeht«. Ingold kramt die alte Regel Hofmannsthals aus, was er aber nicht sagt, nämlich, daß man die Tiefe an der Oberfläche verstecken solle. Auch Hofmannsthals Bild von den modrigen Pilzen/Wörtern steht wankend im Raum, überhaupt die ganze subtil-verstaubte KK-Dekadenz. Es bedarf schließlich einer ganz realen Grippe Ingolds, uns von dessen nicht endenwollender Geschichte zu erlösen.

Helmut Heißenbüttel scheint es leichter zu haben als ich, dem literarischen Leben die schönen Seiten abzugewinnen. In seiner »FR-Zeitschriften-Rundschau« vom 15.6.85 findet er »es schön, endlich einmal wieder Zukunftsperspektiven gezeichnet zu bekommen.« Aber destruktiv ist er auch: »Abgesehen davon... will ich doch auch wissen, was Ingold konkret meint.« Offensichtlich ein Mißverständnis, denn für Ingold geht's heute »weder um die Erklärung noch um die Veränderung der Wirklichkeit«. Wozu dann etwas meinen? Könnte man das Schreiben also eigentlich genausogut sein lassen? Aber, aber! »Aber aber... die Wollust-post-Maschine... speit die homogene und leere Zeit aus und setzt erfüllte Jetztzeit an deren Stelle.« So hört sich Ginka Steinwachs an im *LiteraturMagazin* 15. Man kommt sich vor wie Lucy van Pelt, die gerade von ihrem Bruder Linus gefragt wird, ob sie eigentlich wisse, daß sie ständig eine Zunge im Mund herumtrage. Hier soll ein schiefes Etikett auf einem schiefen Inhalt demonstrieren, daß rein gar nichts auf der Sprachwelt im Lot wäre.

Die Postmodernen halten uns ständig vor, daß man einen Zwischenraum nicht mit der Hand anfassen könne - sagen aber nicht, wer das denn überhaupt wolle. Sie unterstellen der Wissenschaft, daß ihr »Zweck die restlose Erkenntnis der Welt« wäre, wie Rita Bischof in *Spuren 8*. Sie sollte einmal einen Blick in die Wissenschaft werfen. Manche Leute laufen einem ins geschlossene Messer. Postmoderne Sprache ist ein Schummelpaket, das überall herumliegt, von jedem beliebig zu benutzende Verpackung für alles und das Nichts. Überall stößt man auf Ausreden: Ich bin unförmig, also bin ich nicht zu deformieren. Nicht auf die Theorie, sondern auf die Technik des Herausredens kommt es an. Und eine ebensolche Unredlichkeit wird die hierauf zu erwartende Antwort sein.

Das *LiteraturMagazin* ist nicht der einzige Schauplatz des neuen Aneinander-Vorbei. Das gleiche Dilemma finden wir vor im *Merkur* von Klett-Cotta, jener »Deutschen Zeitschrift für europäisches Denken«, die für *das* Trend-Magazin gehalten wird. Wie das *LiteraturMagazin* ist auch der *Merkur* offen für alles, besonders fürs Moderne, ganz besonders jedoch fürs Postmoderne. Er ist offen für dieselben Autoren, die im *LiteraturMagazin* aneinandervorbeischreiben, aber auch für Walter van Rossum, der im April-Heft 1985 den neuen französischen Umdenkern »libertäres Geschwätz« nachweist, woraufhin Jürg Altwegg in der »FAZ« auf Grund dieses »gewaltigen Rundumschlags gegen das französische Gegenwartsdenken« vom Abbruch der deutsch-französischen Geistesbeziehungen alpträumte- Dabei hatte Jean Améry im *Merkur* bereits 1977 folgenlos gewarnt vor der »Franzosenkrankheit, die, ganz wie einst das also benannte venerische Leiden, übergreifen könnte in die Nachbarländer; womit die 'Sendung' Frankreichs eine ganz und gar negative würde.« Der Titel seines Aufsatzes lautete »Französische Tendenzwende«. Dahinter stand damals noch ein Fragezeichen.

Doch nicht nur der »FAZ« ist Vernunft im *Merkur* verdächtig: Wenn Klaus Laerman im März-Heft 1985 das rasende Gefasel des in einigen Heften unvermeidlichen Dietmar Kamper »ein rasendes Gefasel« nennt, wird er bis in die »taz« hinein verfolgt. Da das Geniale immer einfach ist, ist das Einfältige immer genial. Laermann war nämlich aus der Metapher gefallen und hatte auf den sozialen und ökonomischen Hintergrund der Kamperschen Pappmach&Theorien hingewiesen.

Besonders rechts ist der *Merkur* noch weiter offen für Strömungen und Stile als das *LiteraturMagazin*. Seit jeher hat er sich Ernst Jüngers liebevoll angenommen. Und von diesem erfahren wir im diesjährigen April-Heft: »Orgasmus = Tod. Ließe sich die Maxime glaubwürdig umkehren, so würde sie einerseits zur Entvölkerung der Welt, andererseits zur Bildung einer unüberwindlichen Kriegerkaste beitragen.« Noch'n Bier und'n Köm. Das ist sie, die verluderte Sprache der 'Stahlgewitter'. Ich habe Beweise Und einen Zeugen für »emotionale Berauschtheit, Ungenauigkeit und Denkfehler« in Jüngers Sprache: Hans Heinz Holz in LITERATUR KONKRET 7, 19 82. - Heißenbüttel dagegen ist ein höflicher Mensch: »Lohnt das Zitat nicht.« Ich meine, man kann das gar nicht genug zitieren, denn die Worte wurden nicht an der Theke gelallt, und ihr Autor bekommt nicht zu Hause eins mit der sprichwörtlichen Nudelrolle übergezogen, sondern in der Paulskirche den Goethe-Preis verliehen.

Im folgenden Heft stellt Ralf Schnell die Frage »Was ist nationalsozialistische Dichtung?« und erklärt, »warum Literaturwissenschaft, die sich als kritische Sozialwissenschaft begreift, gehalten ist, Ästhetisches immer auch als Politisches zu entziffern.« Wie gesagt, der *Merkur* ist für alles ganz weit offen. Vielleicht ist das ein Grund dafür, daß die Lektüre dieser Zeitschrift weniger ermüdet als die des guten alten *Kürbiskern*. Dessen Stärke ist sicher die Dokumentation. Das gilt für die schlichten Briefe der 'Medizinbrigadistin' Brigitte Ana (2/85) wie für Fred Schmids Auflistung der Werbeobszönitäten, mit denen Krauss-Maffei und MBB »zum Kampf gegen subversive Elemente« im eigenen Land wie für »schnelle und weitreichende Angriffe« auf Nachbarländer (Ost) aufzurüsten trachten (2/8 1). Wo aber Kommentar und Dichtung beginnen, wird die Biederkeit oft aufdringlich. Die rigiden Begriffsvorgaben, der emphatische Gestus, das Haschen nach dem stets vorausgesetzten Einverständnis des Leser-Kumpels, all das ist so trocken, daß es beim Schlucken nicht recht runter will. Die Guten sind einfach zu gut, und ich glaub auch nicht, daß sie alle in der UdSSR wohnen. Hier wird ein Mythos fabriziert, der nicht viel leichter erträglich ist als jener des postmodernen Danebensprechens.

Wenn radikalere Denkart an den friedlichen Eierkuchen stößt, wird dieser schnell zum parteilichen Wackelpudding, dessen Beweglichkeit sich bekanntlich am Gesetz physikalischer Trägheit orientiert. Gegen die drei Herausgeber der seit September 1984 monatlich erscheinenden *Düsseldorfer Debatte*, Michael Ben, Peter Malwald und Thomas Neumann, hat die DKP ein Ordnungsverfahren angestrengt. Zur parteipolitischen Debatte um die *Debatte* schweigt diese. Wichtiger ist auch Michael Springers Fernsehabend mit den Krupps oder Karl Paweks Hilferuf »Yankees raus!« in der Nr. 3/84. Doch auch in dieser Zeitschrift herrscht gelegentlich auf schmaler Spur ein knöcherner Geist, einer, der nach einigen Schlangenlinien immer wieder in der Ausgangsposition ankommt: im Stehsatz der »UZ«. Da gibt es »durchaus kontroverse Diskussionen« (toll! sogar unter Kommunisten!), die »endeten in der Erörterung von Schichtarbeit und Abhängigkeit«. Für solchen Kitsch gibt es Tasten am Terminal, ähnlich den 00-Tasten an den Kassen im Supermarkt.

Keine Debatte findet statt in der *Neuen Rundschau* des S. Fischer Verlages, auch nicht um Felix Philipp Ingolds neueste Computer-Kreation, den Mega-Autor. Auf dem Weg über etwas Postmeta in der Sprache versucht der Dichter dem nichtsahnenden Computer ein, bißchen Seele aufzuschwatzen in der Hoffnung, dieser spiele falsch mit. - Ich glaub nicht dran. Und ich glaub, Ingold tut's auch nicht so recht. Sonst würde er nicht so viele Anläufe nehmen für den Sprung von der Intelligenz zur »Intelligenz«, der es ermöglichen soll, daß der Computer mehr Kreativität schafft als der Kugelschreiber.

Ingolds neues Verfahren erinnert mich an Enzensbergers »Baukasten zu einer Theorie der Medien« im »Kursbuch 20« von 1970. Auch hier der Gedanke: »die Medien lösten die alte Kategorie des Werkes auf«. Damals nannte sich sowas »künstlerische Avantgarde«1 heute heißt Analoges »Postmoderne«. Sowenig ich damals gehofft hatte, daß meine Großmutter mit ihrem Transistorradio die Medienlandschaft avantgardistisch revolutionieren würde, sowenig fürchte ich heute, daß meine Nichte per Home-Computer zu einem postapokalyptischen Gesamtkunstwerk beitragen könnte.

Es ist bezeichnend für den halblinks vertretenen elektronistischen Aberglauben, zu meinen, allein das Arbeiten mit einem Computer produziere Kreativität und das Arbeiten mit vielen Computern könne eine allgemeine Volkskunstseele hervorzaubern, die über das Niveau eines gigantischen Telespieles hinausginge; »reine Potentialität« (Ingold) - damit kann nur das Gegenteil zu einer schmutzigen solchen gemeint sein oder gar nichts. - Neues Denken entsteht nicht dadurch, daß man das alte bescheißt.

Nicht so spektakulär, dafür aber fundiert, die Aufsätze um Moderne, Surrealismus und Psychoanalyse von Peter Bürger, Helmut Dahmer und Richard Sennett im gleichen Heft der *Neuen Rundschau*. Wieder unterscheidet sich die radikale, die ehrliche Sprache dadurch von der Vernebelung, daß sie sich der stilistischen Verfahrensweise stets bewußt ist, nicht Metapher und Theorie verwechselt.

»Die Metapher der Grenze indiziert die Grenze der Metapher, operiert auf ihr und mit ihr<, dichtet Wolfert v. Rahden im *Tumult 7*. Zur Sache: »Das 'Ich-hier-jetzt' - Zentrum sucht die Grenzen seines Territoriums zu erweitern und zu sichern, und das bedeutet Machtzuwachs... miteingeschlossen sind die Mittel und Institutionen, welche zur Behauptung der Grenzen notwendig sind.« Nietzsches 'Wille zur Macht' in freier Wiedergabe durch Ronald Duck. Man brauchte nur die Methode des Sprachebenenschwindels aufzuzeigen, das Geschwafel fiele zusammen, die Fakten ständen wieder nackt da. Aber mit Vernunft kann man den in sinnenthobener Beliebigkeit Sektierenden nicht kommen: was sie sagen, ist - wie sie sagen - uneigentlich. Eigentlich sagen sie gar nichts. Wer die Sprache hohl macht, hinterläßt in der außersprachlichen Welt ein

Vakuum, auf das dessen Ver-Werter längst gewartet haben. Die 'Wende' kam nicht *aus* dem Nichts, sondern *in* dieses. »Das war die Basis für die Honigpumpe: an und für sich sollte die Honigpumpe durch den Willen laufen. Wir sind aber nicht so weit.« Joseph Beuys in den *Spuren 9*, 1984/85. Die *Spuren* erreicht man - post-alische Ironie - telefonisch über eine Behördennummer, sie sind der Hochschule für bildende Künste in Hamburg assoziiert und waren bis ca. 1978 marxistisch/maoistisch orientiert. Die Maoisten, sagt man, seien geschlossen aus der Moderne ausgetreten.

Proportional zur Anzahl der in der BRD stationierten beziehungsweise der auf sie gerichteten Atomraketen nimmt das Banalmythische zu. »Hieroglyphen... eines 'Dritten' jenseits von Realität und Fiktion müssen, bevor sie dechiffriert werden können -

wahrgenommen werden. Und das kann nur gegen den Terror des entschiedenen Sinns gelingen«. Wieder Dietmar Kamper, diesmal im *Konkursbuch 13* von 1984. Man werfe mir nicht vor, ich hätte aus dem Zusammenhang gerissen. Dieser Terror des entschiedenen Unsinns scheint gar keines Zusammenhangs, keines Anfangs und keines Endes zu bedürfen.

Dem zwei- oder dreimal jährlich erscheinen en *Schreibheft* galt vor einigen Jahren ein größerer Teil meiner Sympathien. Im »Verzeichnis deutschsprachiger Literaturzeitschriften« von 1981/82 steht in der »Selbstdarstellung« des *Schreibheftes* zu lesen: »Literarisch sind wir tendenziös... und unsere 'Motivation' für die Herausgabe? Um ehrlich zu sein: Spaß, nichts als Spaß!!« Zwei Ausrufungszeichen. Diese fehlen im Verzeichnis 84/85 - und das ihnen vorausgegangene Statement.

Auch im *Schreibheft* brach die 'französische Krankheit'aus. Doch statt »rasendem Gefasel« - wie in *Tumult*, *Spuren* - eher neue deutsche Weinerlichkeit; statt lyrisch getarnter philosophischer Hehlerware und animistischer Computer-SF - wie gelegentlich in *Merkur* und *Neuer Rundschau* - eher schnörkelige Kochrezepte und Peyote-Medizin. Über Peter Weiss lese ich im *Schreibheft 17*,1981: »Er zeigt den rationalen Grund der Gewalt, überläßt sie nicht dem Schein des Irrationalen«. In *Schreibheft 25*, 1985, dagegen lese ich über die Kartoffel: »Die Kartoffel dringt in traditionelle Muster kurzkochender Suppen ein und wird obligatorisch«. Herausgeber Norbert Wehr kann sich rühmen, bisher unveröffentlichte Texte von Hans Henny Jahnn und in der BRD unbekannte Gedichte von Adrian Mitchell publiziert zu haben. Wenig rühmlich jedoch der Ehrgeiz, flächendeckend alles vertreten zu wollen, was *LiteraturMagazin* und *Merkur* nicht bewältigen.

PS: Unterscheidbarkeit, ein bestimmtes Maß an struktureller und gehaltlicher Übereinstimmung, ein ausgeprägtes Profil - dies sind die Kriterien, nach denen die erwähnten Literaturzeitschriften ausgewählt wurden. Magazine, die themenspezifische Ausgaben bevorzugen - wie etwa der *Freibeuter*, das *Kursbuch*, *Ästhetik und Kommunikation* erscheinen daher nicht in diesem Aufsatz. Gleiches trifft für jene zu, die sich, gerade gegenteilig, durch Heterogenität der Thematik auszeichnen. Hierher gehören u.a. das »Magazin für jede Art von Literatur« *Der Rabe*, »das Magazin für den überforderten Intellektuellen« *Tintenfass* sowie *Litfass*, das ‚ich schlicht »Zeitschrift für Literatur« nennt. Die Berücksichtigung ausländischer und regional ausgerichteter Publikationen hätte eine topografische Qualität hereingebracht, die auf derart engem Raum schwerlich zu bewältigen gewesen wäre Andere Zeitschriften, wie *die horen* und *L80*, verdienen gewiß eine Erwähnung; doch nicht um die Erstellung einer Bestenliste geht es hier, sondern lediglich darum, einige Hefte, Trends und Themen exemplarisch für die gesamte Literaturzeitschriften-Szene vorzustellen.

Literatur-Konkret 1985, S. 57

Horst Tomayer

Dichter ran!

IHR deutschen Dichter (ja doch, Dichterinnen, ihr **auch!)**

Warum steht ihr nicht unter Reimstrom? Warum steht ihr auf dem **Schlauch?**

Ihr habt doch einen in der Welt des Reims berühmten **Namen!**

Warum reißt ihr euch nicht am Riemen, respektive **zusammen?**

Ihr war't doch einst (W.v. Vogelweide! A. Miegel! u.v.a.!) die Reimnummer **Eins**

Heutzutage klingelt alles, was ihr so dichtet, nach Unterlippe/Lemgo, Tirschenreuth, Augsburgaugsburg und Bernkastel/**Mainz**

Heutzutage hat der Ami, der Japaner, der Russe, die Reimnase **vorn**

Habt ihr denn nicht e-i-nmal Lust auf blinde Henne, von wg. e-i-n **Korn**?

Warum, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, reimt ihr **nicht?**

Warum tut ihr, verdammt noch mal, vor Gott und der Welt und den Lesern nicht eure **Pflicht?**

Es harren tapfer aus die behelmten Männer mit dem sturmgegerbten und ölbeschmutzten Antlitz im wilden Nordmeere, wo sich die einfamilienhaushohe Welle am schwankenden Bohrturme **bricht**

Ihr aber, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter an den elektrifizierten Schreibmaschinen endreimt **nicht**

Selbstlos eilt die Heb-Amme durch die feuchte Kälte der novemberlichen Nacht, um zu entbinden die Mutti von der pfundigen Bürde des neuankommenden süßen **Wichts**

Ihr aber, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, tut diesbezüglich bezugsweise endreimmäßig nullkommanichts bis **nichts**!

Es führt der Goalgetter im Kampf gegen den Abstieg die rettenden zwo Punkte **heim**

Doch ihr, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, steht, stumpfdumpf, im Abseits vom **Reim**

Ihr schiebt, Faulpelze, elende! quietschnormale Prosa in die Zeilenfallmaschine, die, wie der Nachrichter einst die Knochen des Delinquenten mit dem Rade brach, die Glieder wehrloser Satzaussagesätze **bricht**

Und/

ihr ver/

Kauft die/

Se Brösel auch

Noch/

als Ge/

Dicht

Was, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, habt ihr nur gegen den göttlichen Endreim? Tragt ihr an ihm zu schwer? Tut er euch **weh**?

Ach, ihr glaubt, der Endreim wäre vergangenen Jahres **Schnee**?

Wie meinen? Daß das alles formal nicht mehr so **geht**?

Wie? Hallo? Sind Sie noch dran? Der Endreim wäre, was? a.D.? passee? zu spät? **Obsolet?**

UNGLÜCKLICHE ihr! Ihr werdet nicht nur **vergehen**

Ihr werdet Staub sein, da wird der Endreim noch immer **bestehen**

Nach ehernem, in Hans Harbecks »Gut gereimt ist halbgewonnen«, by, 1956, Heidenheimer Verlagsanstalt, Heidenheim/Brenz, niedergelegtem **Dreh:**

A-B-B-A beziehungsweise **A-B-A-B**

Ja, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, tut nur ja nicht eure **Pflicht**

Reimt nur ja **nicht!**

(Ich aber sage euch, wahrlich! ihr steht dereinst vor dem Jüngsten **Endreimgericht!)**

Ja, nutzt nur nicht, ihr lächerlich bunten Zierfische im sozialen **Netz**

Die formalen Freiheiten des Kunstausübungsparagrafen fünf **Grundgesetz**

Bleibt nur, ihr Früchtchen, schuldig, an was es in diesen mediumblutigen Zeiten **gebricht**

Am: Die Würde des Bürgers verteidigenden **Kampfgedicht**

Ja**,** ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, das **Kampfgedicht**

Das die existentiellen Interessen der weniger von Sachzwängen als wie vielmehr von ein bißchen zu frechen Ausbeuterbürschchen geschundenen zumeist lohnabhängigen Gottesgeschöpfen **verficht**

Das ist, weniger euch Ignoranten, als mir Schmerzensmann sei es **geklagt**

So was von **gefragt**

Aber ihr habt ja weder vom Endreimtuten noch vom **Endreimblasen**

Eine Ahnung, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, ihr Zeit eures Lebens blumenlosen **Vasen**

Kein Wunder: Auch das süße Geheimnis des um Wirkung beim Partner bemühten **Fickgedichts**

Sagt Euch **nichts**

Weil das aber ebenso ist wie es nicht bleiben **kann**

Verachte ich euch, dich deutsche Dichtersfrau, und dich deutschen **Dichtersmann**

(und wehe, ihr ruft mich dessentwegen unter meiner antifaschistischen Telefonnummer **an**)

45 (Ende des Faschismus)

33 (Anfang des Faschismus)

12 (Dauer des Faschismus)

Literatur-Konkret 1985, S. 58

Frieder Kern

Kennt jemand Sigi?

Sigi, kurz das Haar und lang das Bein, ist auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten verschwunden. Frieder Kern stürzt sich ins Getümmel der Buchmesse und sucht sie

Ich habe sie, patsch, erlegt, die Stechmücke Nicht am Ohr, sondern vor dem Bauch. Auch ich habe meine Erfahrung. Sie am Ohr zu erwischen, erfordert die Fertigkeit eines Kunstschützen oder das Glück vom Hans. Nur, wer will es darauf schon ankommen lassen? Ich habe gewartet. Geduldig gewartet und zur rechten Zeit in die Hände geklatscht. Daß sie am Bauch vorbeikommen würde, wußte ich, denn wie oft schon habe ich mir aufs Ohr gehauen, doch zerstochen, zerstochen waren immer die Knöchel.

Aber wollte ich nicht in dieser Sommernacht, so lau, so lind, eine Geschichte zur Buchmesse schreiben? Wollte ich Sie nicht fünf Minuten hinter einen Stand locken in Halle fünf an einem beliebigen Messetag? Und den ersten Satz, den hatte ich nicht aufgeschrieben doch schon im Sinn, und der Wohnblock gegenüber stand still und schweiget und jetzt?

Auf dem Balkon im zweiten Stock, nach hinten raus, steht einer. Ich kann nur Schemen erkennen, aber ich weiß: er ist ein Mann. Ich habe ihn dort am Tage schon hantieren sehen. Ein Mann und ein Athlet. Unisono. Er steht da im Slip, Unterhosen trägt er nicht, die linke Hand in die Hüfte gestemmt und reckt mit der rechten, einszwei, einszwei, einszwei eine Hantel in den Sommerhimmel, an dem sich jetzt Wolken türmen. Über die Giebel leuchten von Ferne Wetter auf den Balkon. Höchste Zeit für Sigi!

Kennt jemand eine Sigi mit kurzem Haar und langem Bein? Da ist er, endlich, der erste Satz. Der Bodybuilder hat sich verzogen. Nicht das Unwetter. Es braust heran. Doch wer stöhnt da und japst über den Hinterhof? Es ist, eindeutig, eine Frau und es ist, eindeutig, eine Wollust. Kennt jemand eine Sigi?

Die Buchmesse, Halle fünf, gebündelte Branchenkenntnisse gehen unter im wollüstigen Stöhnen der Nachbarin, die jetzt schreit, unbändig schreit, und bevor ich mich zu genieren beginne über diese Ohrenspannerei, legt sich ein platschender Sommerregen zwischen uns. Blitze erhellen den Hinterhof. Ein gewaltiger Donnerschlag reißt mich aus lüsternen Träumen.

Gegenüber gehen Lichter an. Eine Frau im Morgenrock schließt sorgsam die Fenster im Treppenhaus. Stock für Stock. Bis sie ihre Dachwohnung wieder erreicht hat, sind auch überall sonst die Fenster geschlossen, die Lichter erloschen. Still steht der Wohnblock und schweiget und Sigi?

Sigi.

Kennt jemand eine Sigi mit kurzem Haar und langem Bein? Leider nein. Zu schade. Doch fragen Sie mal gegenüber bei Haffmanns. Da wurden gestern Kameras aufgefahren, das Fernsehen war da. Aber doch nicht wegen Sigi. Die kamen doch zum jungen Herrn Reemtsma. Bloß der kam nicht. Das sind Künstlerwitwen, paranoide Künstlerwitwen sind das, jawohl. Regen Sie sich nicht auf, Herr Professor. Ach was! Da soll man sich nicht aufregen, wenn sie sich gebärden, als hätten sie, höchst persönlich, den Meistern den, verzeihen Sie, Griffel geführt. Dabei könnte keiner von denen, nicht ein einziger Witwe sein. Dazu fehlt ihnen, aber allen, die Größe Hallo Jenny, hast Du den Moritz und den Til gesehen? Darf ich Dir Ilse vorstellen? Das ist Ilse. Guten Morgen, Kade. Unmöglich, diese Luft, nein, nicht zu atmen. Schlecht, richtig schlecht kanns einem werden. Wie die Traute da was runterkriegt, ist mir schleierhaft. Glaubst Du denn im Ernst, die sitzt hier, in diesen Schwaden? Die diniert doch, gut belüftet, mit einem Herrn van der Presse. Im Restaurante? Nicht dem schlechtesten, das ist gewiß. Vermutlich schlürft Sie Austern. Igitt, wie fies. Worüber echauffiert er sich so, der Professor? Über die »Da - kommen - Sie - nicht - ran«. Über wen?

Über die Archivare und Bibliothekare, die, wie er sagt, feudal über alte Handschriften herrschen, die den Zugang regeln und die Verwertung. Hölderlin?* Ja, daran ist er entbrannt und jetzt lodert er, daß man sich um seine Gesundheit sorgen muß. Ich mag sie ganz gern. Sigi? Hat jemand eine Sigi gesehen? Nein, nicht schon wieder, bitte Wir hatten noch nicht das Vergnügen - leider. Scheint ja eine höchst begehrenswerte Dame zu sein, diese Sigi mit kurzem Haar und langem Bein. Vor allem für gebügelte Herren, wie mir scheint. Oho, welch schneidende Kühle in deiner Stimme. Wie kommts? Warum die bloß alle bei uns nach ihr fragen? Ganz einfach, weil wir die schönsten Autorinnen haben im Land. He, was macht ihr hier? Ihr bringt ja alles durcheinander! Wen sucht ihr? Pepunkt Empunkt - P.M. Hier steht, er sei am Stand. Also, los, rückt ihn raus. Nur mal langsam. O.k., er ist da und zwar permanent. Wenn ihr euch anstrengt, könnt ihr ihn sehen. So nah ist er. ja, heiß, noch heißer jetzt... Hier ist er, was ne Scheiße, aufm Prospekt und auch noch von hinten. Gefaked, gefaked. Alle Fake hier auf der Messe. Auch Hölderlins Homburger Folioheft? Wie meinen Sie das? Es war doch großartig angekündigt. Faksimile. Vier Farben. Und wo ist es jetzt? Gibt es nicht und wird es nicht geben, nicht bei uns. Wir dürfen die Handschriften nicht fotografieren. Warum das? Da fragen Sie besser in Bad Homburg, den Oberbürgermeister, oder in Stuttgart, den Direktor der Württembergischen Landesbibliothek. Der weiß es sicher auch. Die schwäbische Mafia, armer

Holder, steckt die dahinter? Also doch!? Wundert Sie das? Nein. Das ist doch eine Politik, die man kennt. Denken Sie an Georg Büchner. Wie wars da? Mit den Akten vom Prozeß gegen den Hessischen Landboten? Da hockten die Staatsarchivare nach 1919, in Darmstadt damals, draufrum, bis die Schriften im Zweiten Weltkrieg verbrannt waren. Ihre Ärsche haben sie rechtzeitig in Sicherheit gebracht, die Türhüter. Der ist ja echt stark, dieser Spruch. Welcher? Der vom Krankenfräulein aus dem Roman übers Sporteln und Tabakrauchen. Es ist nicht gut, steht da, wenn junge Mädchen wissen, was für eine Temperatur sie haben. Die Temperatur hier zu wissen wäre auch abträglich. Was ist nun mit diesem Goethe- Ist es nun raus, ob er wirklich erst in Rom und mit dieser Faustina? Aber ja doch. Ausgerechnet die, eine Kneipentochter. Das wird Frau von Stein aber sehr mißfallen haben. War es nicht sie, die Goethe über die Jahre von einer etwas verfrühten Ejakulation befreite? Der kam schon beim Zungenkuß. Also ich bitte dich. Es war aber so. Frau von Stein hat ihn kuriert... und prompt steigt der Kerl, typisch Mann, mit einer Italienerin ins Bett. Na so prompt war es auch wieder nicht. Immerhin war Johann Wolfgang schon achtunddreißig. Sind vierundsechzig Mark nicht zuviel? Nein, keine Spur. Allein schon diese Aufmachung. Natürlich Fadenheftung, Leineneinband, Lesebändchen und Vorsatzpapier in rosa. Und Sie können mir also definitiv sagen, daß das dreibändig ist, denn unser Kunde behauptet, es sei zweibändig, und unsere Zeitung, wir kommen aus dem Badischen, spricht in einer übrigens vorzüglichen Rezension auch von einer nur zweibändigen Ausgabe, und da wollten wir uns jetzt, wo wir schon an Ort und Stelle sind, beim Verlag direkt vergewissern. Also Hertha, dreibändig, wie wir gesagt haben. Und vielen Dank auch. Der Jack hat sich gleich ins Bett gelegt mit Grippe. Eine Messegrippe, maßgeschneidert. Er kann am Abend nur aufstehen, tagsüber liegt er darnieder mit Fieber und Schüttelfrost. Darf ich Ihnen, Herr Schult, ein Würstchen reichen? Und dir Udo? Mir auch, und Kaffee, wenns die Geschäfte erlauben. Die Luft hier ist wirklich schlecht. Kotzübel, mit Verlaub, kanns einem werden. Hat jemand nach Sigi gefragt? Nein? Auch keine Dame vom Südfunk? Was gibt es da schon zu lachen? Ach nichts. Es haben Herren, und zwar mehrere, nach einer Sigi gefragt, von der wir nur wissen, daß Sie das Haar kurz und das Bein lang trägt. Und was, sagten Sie, sagte Professor Beckhoff? Sagen ist eine etwas zu milde Umschreibung, getobt hat er, geschimpft wie ein Rohrspatz. Ein institutionalisierter Witwenstand, der nivelliere, zensiere, manipuliere. Diese Türhüter in Bibliotheken und Archiven seien weit noch vor der Chinesischen Mauer und weit vor dem Gesetz. Was ist mit Christoph Wackernagel? Wie bitte? Kommt er raus? Auch nicht zur Messe? Nein. Armes Deutschland. Und der Antrag zur Entlassung bei Halbzeit? Abgelehnt. Und die Solidarität? Von unseren Abgeordneten im Bundestag hat nur Karsten Voigt unterschrieben. Und die Grünen? Nichts. Kein Otto. Keine Antje. Kein Joschka. Das Schlachtermotiv geht doch ein bißchen zu weit. Finden Sie? Es wird ein Hochzeitsfest beschrieben, die Braut stammt aus einer Metzgerfamilie, gefeiert wird im Hof der Metzgerei, es geht um Literatur, den Kulturbetrieb und selbstverständlich um die Wurst. Sehen Sie, alles gute Gründe fürs Schlachtermotiv. Oder? Ihr habt ja eine verdammt gute Presse. Die haben wir schon immer. Viel Ruhm, viel Ehr. Was wollt ihr mehr? Geld. Herr Honnefelder, diese Dame will nicht glauben, daß Suhrkamp die Duras verramscht hat. Aber mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau. Das war in den Sechziger Jahren. Fragen Sie ruhig Herrn Unseld, aber ein bißchen hartnäckig, sonst erfahren Sie die Wahrheit nie. Alte Handschriften sind gemeinfrei. Da ist kein Copyright mehr drauf. Und doch werden sie, und das ist nicht korrekt, wie eine Art Privateigentum gehandelt. Nein, vorgesehen ist das nicht. jedenfalls nicht für öffentliche Einrichtungen. Sollten nicht alle, die wollen, damit arbeiten können? Schon, aber... Stattdessen bestimmen... von wessen Gnaden eigentlich. Aber es muß doch verhindert werden, daß Schrott ediert wird. Und was kommt dabei raus? Schrott, nur Schrott. Mel, diese Luft, unerträglich. Wie soll das erst werden, wenn das Volk reindrängt. Warts ab, es kommt schon. Kannst du mir bitte sagen - wie bitte? Ich versteh' nichts, akust... Was? Kein Wort. Meine Güte, was wollen die denn alle. Ich krieg keine Luft mehr. Ich wollte nur fragen. Ach du, schon wieder. ja verdammt, hört mir doch mal zu, ich will doch nur wissen, ob ihr wißt, daß die Sigi. Nein, nicht. Ich bitte inständig, laß mich in Frieden mit dieser Sigi. Aber ich will doch. Ich weiß schon, kurz das Haar und lang das Bein. ja genau, das ist Sigi. Aber Sie war nicht da, niemand hat Sie gesehen, glaub mir. Das weiß ich doch, deswegen bin ich ja hier. Ich soll doch von Sigi schön grüßen und sagen, daß Sie erst morgen kommt und sich schon irre freut.

Nachspiel

So also ist die Buchmesse. Naja, so berauschend auch wieder nicht. Was gibts denn im TW Aber wetten, daß Sie noch nicht einschalten? Sie haben nämlich, das sage ich Ihnen, erst eine leise Ahnung von der Buchmesse. Sie sind mit einer lauteren Fassung, einer publikumsfreundlichen Version abgespeist worden. Wenn Sie erleben wollen, wie es wirklich ist in Halle fünf, dann bleiben Sie dran, aber schnallen Sie sich an, denn jetzt wirds authentisch:

kennt jemand **künstlerwitwen paranoide künstlerwitwen sind das** eine sigi **jawohl regen sie** mit kurzem haar **sich nicht so** und langem **auf herr** bein **professor** nein **ach** leider nein zu schade doch fragen sie **was da soll man sich nicht aufregen** mal **wenn die sich gebärden** gegenüber bei haffmanns **als** da wurden gestern **hätten sie ganz persönlich den meistern den verzeihen sie griffel** kameras aufgefahren das **geführt und dabei** fernsehen war da **könnte** aber doch nicht der **keiner von** sigi **denen nicht ein einziger** wegen **witwe** die kamen doch zum jungen **sein dazu** herrn reemtsma bloß **fehlt** der kam **allen die größe** nicht

---

*Friedrich Hölderlin:

»Sämtliche Werke«, Hg.: D.E. Sattler, Stroemfeld/Roter Stern

bisher erschienen: 11 Bände

Literatur-Konkret 1985, S. 60

Hans Willes

Die Situation kurz vor dem Schweigen

Ein paar Bilder und kurze Texte, fadengeheftet zwischen glänzenden Buchdeckeln und »DaCapo« betitelt, lösten eine kleine Erregung aus.

Der Kopf bleibt auf dem Tresen liegen. Der enthauptete Körper schleicht sich in der Richtung davon, aus der eine paradox verkoppelte Maschine aus Spiralen, Zunge, Fledermausbeinen, Tulpe und Sonnenschirm heranfliegt. Angetrieben wird dieses System yon einem ausgenausstoßenden Darm. Den Mund in Staunen geöffnet, blickt der körperlose Kopf auf den Flugkörper. Daneben ist zu lesen: »Ein kleines unschuldiges vorspiel oder ein wenig mehr, wenn es dazu käme, könnte ihn weiterbringen als jede art von sensibilisierungstraining mit dem grauhaarigen surrogat aus Queens.« Eine Frage, wer denn nun dieses grauhaarige Surrogat aus Queens sei, erscheint taktlos. Denn warum einen Autor nach etwas fragen, wovon er nicht reden will? Das grauhaarige Surrogat taucht als das aus Queens ohnehin nicht mehr auf.

*

Dozierend lehnte er sich zurück. »Wir können den Gegenstand auf den Begriff des Rätsels bringen. Das beinhaltet aber, daß derjenige, der das Rätsel aufgibt, die Lösung weiß. Das ist eine Unterstellung, die deutlich machen sollte, daß wir uns bei der Rätselkonstruktion auf wackligem Boden bewegen. Andererseits haben wir begonnen, Fragen zu stellen, also gibt es Antworten, die bereits in der Frage enthalten sind. Wir müssen jetzt halt nur die richtige Fragestellung formulieren«.

Das war also die Situation. Trivial, bilderbuchartig. Er hatte die Idee gehabt, einen Arbeitsurlaub besonderer Art zu machen. Die schwerstzugänglichen Bücher einpacken und besprechen.

Ich, nehme den Gegenstand unserer Unterhaltung vom Tisch und gucke auf den Buchdeckel. Darauf steht »DaCapo«. Unten steht »Weber«. In der Mitte ist ein Bild.

Durch di; geöffneten Fenster dringt das heftige Geräusch eines Preßlufthammers in unsere Madrider Wohnung. Mein vom Rotwein des Vorabends beschädigter Kopf liest in eben diesem DaCapo-Buch.

»'Häho, no, no - krrr, bin dumm.'

'Hö-hö-hör, i au dumm. Zuviel gelebt. Jeden abend, verstehst du, so zechprellerisch mir den rausch ergattert. Bin jetzt fertig. Aber es ist noch nicht ganz vorbei. Mehr ein leiden jetzt. Doch, wer weiß, vielleicht hat es einen sinn, ist für irgendwas gut oder so...' 'Hör auf, mensch, hast so vernünftig angefangen, und jetzt das...'«

*

Es gibt Situationen, und sie häufen sich, in denen man nur noch unter allerhärtestem Zwang an Gesprächen, an denen man teilhaben sollte, teilnimmt. Vielleicht, weil man sich die Fiktion eines zweidimensionalen Raums gebildet hat; als stehe man vor der Alternative, entweder die Tatsache, daß sich das Gespräch in einen Diskurs verwandelt, zu akzeptieren, oder sich auf die Seite des Schweigens zu schlagen. Letzteres klappt nicht. Das Fehlen wirklich überzeugend beredter Beispiele ist evident.

Er sagte mir, die Texte DaCapos seien die Situation kurz vor dem Schweigen.

Es handelt sich um ein Buch, dessen Autor DaCapo ist, und das keinen Titel trägt. Es besteht aus ca. 65 kurzen, immer für sich alleine stehenden, das heißt unzusammenhängenden Einzeltexten. Dazu gibt es dann noch ca. 85 Einzelbilder. Die Bilder, schwarz-rot oder blau und weiß, zeigen Gegenstände, die den Dingen ähneln. Fische, Käfer, Bäume, Menschen, Häuser, Berge, Flüsse, Blumen. Doch nicht das Erkennen - »das hat Ähnlichkeit mit ... « - macht das Interesse an den Zeichnungen aus, sondern deren seltene Anordnung.

Denn es ist schon einige Zeit her, daß ich den Wellenkamm sah, auf dem zwei ausgefranste Schmetterlingsflügel durch einen Zahnstocher fixiert waren. Und da das andere Ende des Zahnstochers in einem ratlosen Nachtischgespräch sehr zerkaut worden ist, wundere ich mich, daß es noch diese quergestreifte Mohrrübe trägt, die nur deshalb einen Kehlkopf zeigen kann, weil sie in einem Kopf ausläuft. Der Kehlkopf ist von einem sehr langen Nadelzweig durchbohrt, und der Kopf hat einen Mund, weil darin eine Zahnbürste steckt. Das Haupthaar ist zu einer kühnen Sichel frisiert. Der einstweilige Höhepunkt dieser Frisierkunst besteht in der Modulation eines eben dümmlichen Vogelkopfes aus den Haarspitzen. Der Vogel wird bei der Nahrungssuche in den Borsten der Zahnbürste von einem Nagel überrascht, den ein Hammer ihm durch die Vogelohren treibt. Die dabei austretende Flüssigkeit besprüht das Gesicht des Kopfschmuck- oder Zahnbürstenträgers.

Gewiß befriedigt diese martialische Harmlosigkeit den Anspruch auf ein ausgefallenes System noch nicht. Und so erwächst der - wir erinnern uns - schulterlosen Mohrrübe ein Insektenarm, der an seinem Ende zu feinem Staub zerbröselt. Dieser Staub rieselt auf den nächsten Wellenkamm, der den Körper eines Fisches verbirgt, so daß nur der Kopf des Fisches, rechts vom Wellenkamm,- sichtbar wird. Der Fischkopf wirft eine fast rechteckige Bildblase aus: eine Negerin mit einer Sonnenmütze und *wirklich* festen Brüsten - schwarz auf blau. Das Besondere an dieser Bildblase ist nun, daß sie oben

links, ohne das Bild zu verwischen, ausläuft und in feinen Partikeln auf den hinter dem Wellenkamm versteckten Fischkörper zurückfällt, von wo diese wieder von einem Insektenarm aufgesogen werden, auf daß sich so eine kehlkopfkopfige-mit-Vogelhaarpracht-undnageldurchtriebene-auf-einem-Zahnstocherinmitten-der-Wellen-schmetterlingsaufspießende-quergestreifte Mohrrübe bildet.

Soweit ist alles miteinander verbunden. Es bleibt nur noch die Frage nach der tatsächlich *isolierten* Existenz im oberen rechten Bildeck zu beantworten. Nun, es ist einer jener braungebrannten amerikanischen Körper, die ich 1981 im Dezember südlich von San Blas, Mexiko, traf. Sie hatten einen 15 in Durchmesser-Fallschirm am Strand ausgebreitet, um nach dem Baden zu relaxen. Abgesehen davon, daß vor den zuschauenden mexikanischen Fischern dieses Equipment peinlich war, habe ich noch sehr genau in Erinnerung, daß jene Amikörper sich nur im Gestus entspannen konrIten: sie nahmen eine asiatische Meditationshaltung ein.

Offensichtlich haben sie sich inzwischen beruhigt. Ich finde einen dieser Körper, sich am Fallschirm festhaltend hingeräkelt, nach vier Jahren wieder - im rechten oberen Bildeck.

*

Er sagte, DaCapos Zeichnungen seien gedankenverlorene, während zahlloser Telefongespräche entstandene Notizen. Von diesem Gedanken beflügelt, behauptete er, DaCapo sei, während sein schwarzer Tintenstift Figuren und Landschaften auf das Papier brachte, weder auf die Stimme am Telefon noch auf die Zeichnung ganz konzentriert gewesen. Und daraus folge logisch, daß DaCapo sich im Versuch der Erinnerung befunden habe, als er später die schwarz umrissenen Phantasien in blau oder rot kolorierte.

Ungeachtet meines Einwands, daß diese Vorstellung eines mit Buntstiften bewehrten, ein Malbuch bearbeitenden erwachsenen Kindes selbst kindisch sei, verbohrte er sich in seine, wie er sagte, Arbeitshypothese, DaCapo sei die Rekonstruktion der Telefongespräche vollkommen gelungen. Und dieser Zustand der totalen Rekonstruktion habe sich für diesen Künstler zu der unerträglichen Situation verdichtet, daß die Zeit ein Kreis sei und alles Gesagte wieder gesagt werden wird und jedes Bild von uns bereits gesehen ist, bevor wir das Bild unserer eigenen Bewegung in ihm sehen.

In seine Gewohnheit des Dozierens verfallend, spulte er eine Liste von Persönlichkeiten herunter, die ebenfalls versucht hätten, die Last des Bekannten handlicher zu

schnüren. In dieser Reihe tauchte Borges neben Marques, Nietzsche, Einstein und Laurie Anderson mit ihren »New York City Talks« auf. Seine Rede wurde immer haltloser, als er dann auch noch zum ' Schluß kam, all diese Leute hätten sich auf die verbesserte Rekonstruktion des Identischen versteift, während DaCapo sich für die Methode des unkenntlich Ähnlichen entschieden habe. Als Beleg führte er einen Text DaCapos an, der mir eher Ironie als eine Unterstützung seiner Behauptung zu sein schien: »Wo ist der ausgang? - Die große tragödie - die große gefahr - der körper und das fleisch? Seit jahrtausenden schon gibt es in der menschlichen gesellschaft etwas, das buchstäblich jeden versuch im sande verlaufen läßt.«

Ohne mir die Implikationen dieses Textes weiter auseinanderzusetzen, verschwand er für zwei Tage in den Madrider Bars.

*

Ich kann und will hier nicht versuchen, diese ganzen Mißverständnisse zu erhellen. Natürlich gibt es im ganzen Buch keinen einzigen Hinweis darauf, daß es sich bei den Bildern um Aufzeichnungen von Telefongesprächen handelt, so daß auch die darausabgeleiteten Schlußfolgerungen keiner weiteren Erörterung bedürfen. Und wem wäre schließlich, frage ich mich, damit gedient, wenn er erführe, daß diese fixe Idee von Telefongraffiti nur daher rührt, daß wir hier in dieser Madrider Wohnung ohne Telefon sitzen, wodurch bei ihm schon fast so etwas wie Endzeitstimmung aufkommt? Also halten wir uns lieber an die Texte.

Ohne daß diese innerhalb des Buches ein Ordnungsschema ergeben, lassen sich solche Texte finden, die das Sediment bilden, von dem aus gesprochen wird, beziehungsweise die erklären könnten, warum ein Sprechen so ungemein schwerfällt: »Wir fuhren mit dem lift in den coffee shop hinunter und verzehrten dort die üblichen heißen würstchen, dann ging's wieder hinauf, wo wir vor dem fernsehapparat saßen, bis es zeit wurde, zu bett zu gehen.«

Dieses im Bett Liegen währt natürlich nicht ewig. Also stehen sie wieder auf, und ich treffe die beiden, ich entsinne mich genau, am 1. Mai 1982 im Café Einstein. Sie saßen mir gegenüber und sprachen mir von ihrem Leben, als dem zwischen Coffee Shop und Bett, in eben diesem Satz. Die darin geronnene Lebensinszenierung, dieser Siruphammer, traf mich in seiner ganzen Klebrikkeit so arg, daß ich mich an die Zeit zu erinnern versuchte, zu der mir Peter Handke, Peter Schneider und Botho Strauß noch gefallen konnten. Die Erinnerungsversuche waren vergeblich. Es wollte mir einfach nicht mehr in den Kopf, wie ich hatte still und aufmerksam zuhören können, wenn sich ein mir gegenübersitzender Bekannter leicht vornüberneigte, um mir jetzt einmal ganz offen zu sagen, was er von seiner Situation im Leben denkt, welche tiefen Risse und Gräben sich zwischen ihm und dem Eigentlichen auftäten usw. Von nun an floh ich diese Gespräche.

Aber so einfach war das nicht. In dem Maße, wie ich mich aus dem Betroffenenreden zurückzog und versuchte, zwecks Beobachtung dessen Ränder zu erreichen, verstummte ich. Und mir war gar nicht wohl dabei, wie ich, mich selbst erforschend, feststellte. Denn ich hatte begonnen, mich zu fragen, warum ich nicht mehr sprechen mochte; warum ich mich unwohl fühlte, wenn ich nicht mehr sprach; warum die Dinge um mich herum sich nicht mehr bewegten; ob die Worte, die sie hätten bewegen können, nur mir mit jenem schmerzenden Echo im Kopf dröhnten, bevor ich sie ausgesprochen hatte. Kurzum: in meiner Aversion gegen die Welt der handkeschen Selbstreflexion hatte ich mich in diese selbst hineingeschraubt.

Und ich hatte damals noch nicht lachend sagen können: -»Und sie führten sich immer aufs neue die verhängnisvolle szene vor, während der sie beide den kopf verloren hatten.« Ich entsinne mich, wie ich einen Freund in der Geste tiefster seelischer Zerrüttung antraf. Auf meine Frage, zu der ich mich ehrlich durchgerungen hatte, was denn so Schlimmes passiert sei, erzählte er mir, er hätte in der letzten Nacht nicht schlafen können. Schließlich sei er aufgestanden, um sich etwas Selterswasser aus dem Kühlschrank zu holen. Nach einem langen Zug aus der Flasche habe er diese zurückgestellt, die Kühlschranktür zugeschlagen und sich dabei den Schwanz geklemmt.

Neben dieser Vorliebe für konkrete Leidensgeschichten war ich damals schon froh, wenn jemand einfach zu mir sagte: »Avanti bestie, auf nach Korso! Dort ist es schön.« Ich begriff diese Zeit als die der Rekonvaleszenz.

Nicht daß ich behaupten möchte, ich sei jetzt gesund. Nein, so weit reicht die Selbstbefragung nicht. Ich wende mich den Dingen zu, ohne aus ihnen einen Trost ziehen zu wollen. Ich weine zwar nicht, wenn ich ein Sträußchen Petersilie auf dem Straßenpflaster liegen sehe, aber die Bewegung, mit der ein Paar an einem Restauranttisch Platz nimmt, verfolge ich mit gespannter Aufmerksamkeit. Ferner schätze ich es inzwischen, mit Menschen zu reden, die erfahren haben, daß das gerade geführte Gespräch eine Imitation ohne Original ist, die dies aber nicht als Thema erwähnen.

Auch macht mir das Basteln an einem Heft Spaß, bei dem die vollgeschriebene rechte Seite beim Umblättern nicht aus dem Blickfeld gerät, sondern lesbar auf der linken Seite zum Liegen kommt. Es erleichtert das Erinnern, daß es Formulierungen gibt, die jedwede unergiebigen Fragestellungen suspendieren und einen lächelnden Blick von dieser Terrasse in die Madrider Straßenschlucht erlauben: »Sehen Sie, der tod ist der palo blanco, der bleiche pfahl, der uns das herz durchstößt und unseren körper an die erde nagelt. Der palo blanco ist ein tropenbaum, hartes weißes holz, so gut wie keine astlöcher und sehr sehr begehrt in Europa.«

»DaCapo«, Anton W. Weber Verlag, Berlin, 1984, DM 28,-

Literatur-Konkret 1985, S. 62

Marguerite Duras

Die Frau - das liegt weiter zurück als die jungen Frauen denken

Marguerite Duras über das Kino und das Fernsehen, über Peter Handke und Homosexualität, über ihre beiden letzten Bücher, über Frauen, Liebesgeschichten und Schmerz

Mit der Literatur bin ich noch nicht fertig. *In erster Linie* schreibe ich. Meine filmischen Aktivitäten? Seit fünf oder sechs Jahren gehe ich nicht mehr ins Kino. Filme sehe ich im Fernsehen. Ich glaube, das Kino gibt es nicht mehr, nur noch das Konsum-Kino, das Kino der Angst, das stinkt. Was im Kino, in dem Kino, das diesen Namen noch trägt, nicht geht ist, daß man von einem Film in den anderen gleiten kann, aus einem Film raus und in den anderen reingehen, ohne es zu merken. Die Leute küssen sich auf dieselbe Weise, die Körper sind auf dieselbe Weise nackt, die Geschichten sind dieselben. Ich sehe überhaupt keinen Unterschied zwischen den Leuten, die Filme machen, den Schauspielern, die darin vorkommen, und den erzählten Geschichten. Es ist wie eine Zellteilung: Ein Film erzeugt einen anderen, ein Gesicht ein anderes, eine Mode, ein Thema, etc. Zu Serge Daney (Filmkritiker der französischen Tageszeitung »Libération«) sagte ich: Es. gibt kein wirkliches Gefühl mehr, keine wirkliche Angst, nichts mehr, nur noch fern-gesehene Filme Den Film von Lanzmann, wie heißt er noch?, den möchte ich sehen.

»Shoa«. Wenn du vom Film sprichst, entschuldigst du dann nur Godard?

Nein, doch wenn man sich allein fühlt und an einen anderen Filmemacher denkt, dann an Godard. Einen Film sehen heißt heute, sich mithilfe eines Films die Zeit zu vertreiben. Und das ist nicht mehr der Film, der eines Abends über dein Schicksal entscheidet. Also ist es kein Kino mehr. Eines Tages wird man das Kino vielleicht aufgegeben haben wie das Auto, das Schiff und die Reisen.

Trotzdem gibt es Filmemacher, die dich zuweilen ermutigen. Die Krankheit des Films, die du beschreibst, gehört zur Filmindustrie. Diese war aber nicht immer so; in den Filmfabriken, in Hollywood oder Japan sind auch große Filme entstanden.

Manchmal und seit einigen Jahren sogar meistens habe ich den Eindruck, daß es nicht mehr die Schriftsteller sind, die schreiben, und nicht mehr die Filmemacher, die Filme drehen. Daß es andere Leute sind, nicht ganz integre, schwer einzuordnende Leute. Sie halten sich mit der Technik auf und sind unbekannt, Fernsehleute vielleicht, doch aus der abgelegenen Provinz, nicht von der Küste. Bresson sollte im Jahr einen Film drehen, ich sollte im Jahr einen Film drehen. Aber für uns ist kein Geld da. Aus unserer Truppe gibt es nur Godard, Resnals und Rohmer, die einen Film im Jahr drehen, glücklicherweise. »Das Geld« haben 500.000 Zuschauer gesehen...

... und 700. 000 Zuschauer haben es nicht gesehen, um keinen Preis hätten sie es gesehen.

Bresson - das ist gewaltig. Er steht am Anfang des ganzen Films. Wenn man einen Film von Bresson sieht, bekommt man den Eindruck, noch nie im Kino gewesen zu sein. Die heutige Jugend lehnt Bresson nur deshalb ab, weil sie ihre eigene Jugendlichkeit, ihre Leidenschaft verloren hat.

Nun zeigt auch das Fernsehen Bilder und banalisiert sie. Welche Rolle spielt es Deiner Ansicht nach?

Es ist unersetzlich, unmittelbare Information und Aufhebung der Distanz. Doch es weist dieselbe Schwäche auf wie der zeitgenössische Film: Es redet an dem vorbei, was gesagt werden muß, es zeigt schlecht. Auch das Fernsehen ist ein Zeitvertreib. Die Serie »Chateauvallon« (das französische Denver-Pendant) zum Beispiel war zu Anfang gar nicht so übel, aber Jetzt fällt sie ab. Seit vier bis sechs Wochen werden große Dinge vorbereitet, doch man weiß nicht, welche. Tragisch ist bloß, daß die Verantwortlichen es auch nicht wissen. Sie sammeln erste Anzeichen, können aber keine Schlußfolgerungen daraus ziehen. So geht es oft zu im Fernsehen und im Kino, zusammengeflickte Hüllen, denen man die Pflichtübung ansieht, Rechtschreibfehler des Films sozusagen. Die Filmemacher im allgemeinen, zumal die jüngeren, lesen nicht, sie lesen Drehbücher. Und selbst das Buch, was sie lesen, verarmt, denn sie lesen es wie ein Drehbuch. Ein mir bekannter Filmemacher liest Nietzsche. Er liest, um zu lesen. Zwar weiß er, daß er gerade beim Lesen seinen Kopf zu gebrauchen lernt, doch es soll wie von selbst geschehen. Am schlimmsten ist ein Lesen, das von seinem eigenen Weg abgekommen ist.

Mißt du das, was du übers Kino sagst, an dem, was es einmal war und nicht mehr ist: eine Volksbildung und -kultur?

Ja, aber das war es weniger als das Lesen. Ich kann euch die Regisseure aufzählen, die ich hätte mögen sollen und nicht mochte. Da ist nichts zu machen. Zum Beispiel René

Clair, das Nette und Bezaubernde, ich ertrage es nicht. Auch Guitry mochte ich nie. Ich weiß, heute ist er wieder Mode. Ich mag Bergman nicht. Zwar mag ich Dreyer, aber als ich »Gertrud« (1964) wiedergesehen habe, war ich schrecklich enttäuscht. Cocteau mag ich nicht sehr, Renoir jedoch mag ich sehr, bestimmt von allen bereits verstorbenen Regisseuren am meisten. »The River« (1951) ist einfach herrlich. Dieses Kind mit der Schlange und die Bilder vom Ganges. Ich mag

Ozu, Satyajit Ray, Fritz Lang, John Ford, Chaplin und Tati. Und einen Filmemacher habe ich gerade erst entdeckt: Jean Rouch. »Cocorico Monsieur Poulet«, ich finde das genial. Wie gut, so zu lachen! Da zeigt sich eine andere Sprache. Es gibt die Filmsprache von Rouch und die der *Kinder.* Man muß hier eine Parallele ziehen. Nicht zu Godard oder Bresson, nein. Aber bei Rouch und Duras gibt es eine neue Sprache, dieses Kauderwelsch. Wie erholend und erfrischend!

Wie wird man deiner Ansicht nach aufs Kino, auf die großen Filme verzichten können?

Das hat schon angefangen. Ein Beweis bin ich. Ich sehe viel fern, aber ich habe nicht Canal Plus (französisches Privatfernsehen). Das fehlt mir nicht sehr. Wenn ich die Titel der Filme lese, die es gibt, sehe ich sie mir lieber nicht an. Viele Freunde von mir sehen sich im Fernsehen nur bestimmte Sachen an. Ich sehe täglich fern und kann es sehr gut. Man lernt es. Wenn eine Sendung nicht stimmt, merkt man es. Ich gucke nicht nur fern, um Filme zu sehen, sondern um in einem allgemein üblichen Kontakt zu meiner Zeit zu bleiben, um da zu sein. In Bayreuth dabei zu sein.

Erfolg oder Mißerfolg haben keinen Einfluß auf die Werke. Ein Werk überdauert den Mißerfolg, wenn es verdient, aufgehoben zu werden. Für ein Werk gibt es kein Vergessen und keine »Hölle« mehr. Es kann zwar falsche Maler geben, oder eine Galerie kann sich entschließen, diesen oder jenen Maler auf dem internationalen Kunstmarkt zu »lancieren«. Das ist eine Frage des Geldes, der Investition - und es geschieht. Aber wenn der von der Galerie lancierte Maler kein großer Maler ist, so wird er keine zwanzig Jahre überdauern. Letztendlich kommt die Wahrheit stets heraus.

»Die Kinder«? Ich muß mich erst einmal daran erinnern, daß es diesen Film gibt, denn er wurde durch die Produktionsbedingungen verdorben. Wenn du dich zehn Monate lang rumschlägst, damit deine Koautoren (Marc Turine, Jean Mascolo) im Vorspann miterscheinen, und wenn dann die Produzenten so tun, als beugten sie sich höherer Gewalt, und sie dann hinten dranhängen, nach dem Schwarzfilmstreifen, wenn beinahe schon das Licht wieder angeht, und das, um einen zu ohrfeigen, um einem wehzutun, siehst du dann, wie es ums Kino steht? Das heißt, in den Mülleimern zu wühlen. Ich fühle mich, als käme ich aus einem Mülleimer. Ich muß erst die seltsame, fast mörderische Verbissenheit vergessen, auch die Angst, denn manchmal hatte ich Angst. Ich muß den Film erst wieder unverdorben wiederfinden.

Überrascht war ich, Handke in Cannes vor der Vorführung seines Films »Das Mal des Todes« zu treffen. Ich sagte ihm, daß es im Text »La maladie de la mort« (»Die Krankheit Tod«, 1982) um Homosexualität gebe. Er fiel fast aus allen Wolken.

Wie auch Blanchot 1 Es sieht fast so aus.

Dennoch gibt es eine Stelle, die diesbezüglich eindeutig ist.- »Sie kennen einzig... die Grazie von Ihresgleichen.« Handke hat den Text zwar übersetzt, aber es ist ihm nicht aufgefallen. Das ist erstaunlich.

In »Die Krankheit Tod« spucken die Frauen nicht auf die Männer wie in Handkes Film. Das ist im Buch nie geschehen. Die Frau lächelt und schläft, sie ist auf seiten des Meeres und ist Teil des Draußen, eines zeitweilig eingeschlossenen Draußen. In dieser Weise hat er sie nicht behandelt, sondern wie eine vollständige Frau.

Wenngleich er sie stückchenweise gefilmt hat, stückchenweise in Großaufnahmen.

In den Textanalysen von »Die Krankheit des Todes« (Duras) wird häufig das Begehren mit dem Gefühl, mit der Liebe verwechselt. Allerdings läßt sich im Falle des Mannes weder von Begehren noch von Liebe sprechen. Oft sieht man, daß es um einen Mann mit einer Frau geht, wie überall sonst auch.

Das ist eine Lesart, die sich etwas vorbehält.

ja, sie behält sich etwas vor. Denn in »Die Krankheit des Todes« habe ich einen Punkt der Ungewißheit erreicht: Ist Heterosexualität das einzige Kriterium von Leidenschaft und Begehren? Ich zweifle auf einmal daran. Über diesen Zweifel hinaus kann ich nichts sagen, darüberhinaus aber höre ich Reden, die nicht von mir, sondern von anderen sind. Wenn der Mann sagt, daß er die Frau nicht kennt, dann höre ich, wie er gleichzeitig sagt« daß er die Frau penetriert, aber deshalb erkennt er noch nicht, wie sein Handeln und sein Denken mit der Frau zusammenpassen.

Ich kann verstehen, daß Handke und Blanchot die Tatsache, daß es sich um einen Homosexuellen handelt, insofern entgangen ist, als jeder Mann, auch ein Nicht-Homosexueller, im Verhältnis zur Frau eine Trennung verspürt.

Während es in der Homosexualität doch keine Trennung geben sollte Man ist *unter sich, untereinander, so* löst sich das übrigens meistens. In dieser Hinsicht hat Handke den Text noch wie ein Romantiker betrachtet, nicht Jedoch die Frau. Heutzutage, wo die Frauen mit offenen Karten spielen, ist die Romantik verschwunden, und oft hat man das Gefühl, daß sie gar nicht mehr da sind, sich nicht mehr zeigen. Daß sie durch konkretere, unmittelbarere und verlogenere Frauen ersetzt worden sind. Die Frau - das liegt weiter zurück, als die jungen Frauen denken.

Wieso verlogener?

Weil das Begehren so unmittelbar geworden ist. Heute liebt man sich zwischen Theaterkulissen, auf dem Fußboden, überall. Das ist Mode, mehr nicht.

Handke fungiert im Film als Leser und Übersetzer. Der Filmtitel entspricht dem Buchtitel nicht genau; er entsteht aus einer Wortverschiebung.- »Das Mal des Todes« meint Stigma des Todes, Markierung, Zeichnung durch den Tod.

Ich dachte, es bedeutete das Übel, das Leiden (le mal) wie das Leiden am Leben, das Bösartige, der Teufel. Er hat Stellen vermieden wie die mit den Möwen, die im Morgengrauen wieder anfangen, die Sandbänke zu umkreisen und ihre Schnäbel mit Schlick zu füllen. Handkes Film stellt keine Filmfassung des Textes dar, sondern eine Aneignung. Der Film ist herrlich. Die Bilder sind prächtig. Doch im Buch steht nicht, daß sie es sein müßten, Handke macht sie dazu.

Können wir über »La Douleur« 2 sprechen? *Ich erinnere mich, daß du zur Zeit von »Les yeux verts« (Die grünen Augen, 1980, Cahiers du Cinéma, Gallimard) diesen Gestapo-Agenten erwähnt hattest, der mehr oder weniger in dich verliebt war. In den kurzen Vorworten, die jedem Teil des Buches vorangehen, zumal dem mit dem Titel »Herr X., hier genannt Pierre Rabier«, schreibst du, daß der Text keinen literarischen Anspruch verfolgt.*

Nein, dieser Text verfolgt keinen literarischen Anspruch, im Unterschied zum ersten, »La Douleur« (»Der Schmerz«).

Warum? Sind die behandelten Ereignisse weniger wichtig, weniger weitreichend?

Nein, aber in »La Douleur« bin ich von mir ausgegangen, von mir und den Ereignissen, vom Krieg, vom Naziregime. Wie beim Aufbau von »Hiroshima« hat sich das erweitert und ausgedehnt bis zu dem, was man als Fazit von »La Douleur« bezeichnen kann: Für das Naziregime und die Toten sind wir alle verantwortlich.

In den kleinen Vorworten gebe ich zwar bereits den Ausgang der Geschichten preis, doch das tut der Lektüre der Texte selbst keinen Abbruch. Es ist mir oft gesagt worden, daß man das nie tun dürfe, doch ich mache es immer. Auch in »Die Kinder« habe ichs so gemacht. Schon lange vor Ende des Films habe ich gesagt, was aus Ernesto 3 werden wird. Auch in »Hiroshima« ist es so und in »India Song« die ganze Zeit über: Anne-Marie-Stretter ist tot, wenn die Erzählung beginnt. Meine Filme laufen verkehrtherum. Plötzlich halte ich inne und sage, daß sie an den Ufern des Ganges beerdigt worden ist. Zuweilen verrate ich das Schicksal durch die vollendete Zukunft des Geschehens. »Sie wird schön gewesen sein«, »sie wird weit geschwommen sein ... «. Auf diese Weise gehört die Gegenwart schon zum Ende, zum Tod, der ihr eingezeichnet ist.

Folgt das Erscheinen von »La Douleur« einer Logik? Ich denke dabei an einen Satz von dir, wo ich das Gefühl hatte, dafl du alle Leute in einen Topf wirfst, zu Kollaborateuren und Stalinisten machst, während Du heute, nach »La Douleur«, die Wunde wieder au/brechen läßt.

Ich hatte P.O.L. einen Text versprochen, weil er Texte veröffentlicht hat, die andere Verleger abgelehnt hatten. Vor allem Texte von Leslie Kaplan, dieser kleinen Jüdin aus New York, die heute zu den größten französischen Dichterinnen zählt. Ihre Texte sind wunderbar. P.O.L. ist ein äußerst aufmerksamer Leser, denn es war sehr schwierig, auf Leslie aufmerksam zu werden, in der Fülle der vorüberflutenden Bücher das Seltene und Außergewöhnliche ihrer Texte überhaupt zu bemerken. P.O.L. hat es gesehen.

Als »La Douleur« erschienen ist, hat jemand zu mir gesagt: »La Douleur« nach »Der Liebhaber« - wenn das nicht vorher eingefädelt war, so ist es genial; war es vorher eingefädelt, so wäre es ein bißchen zu viel. Ich habe es nicht gewollt. Ich war schon im Verzug für das Buch von P.O.L., es sollte noch vor dem Sommer herauskommen, und ich habe an nichts anderes als an diese Verzögerung gedacht. Die Kritik war von »La Douleur« mal begeistert, mal schockiert. In der »Quinzaine Littéraire« hat man mir sogar vorgeworfen, das Buch überhaupt geschrieben zu haben. Ein Argument war, daß man zur Zeit von Le Pen nicht noch daran zu erinnern hat, daß ein Mensch gefoltert wurde. Ich war ziemlich verzweifelt. Natürlich werde ich nichts bereuen, ich bedaure lediglich, daß in einer Zeitschrift wie der »Quinzaine« in dieser Weise argumentiert wird, mit bloßen Anstandsregeln und literarischen Strategien. Es gibt Leute, die von »La Douleur« wie von einer ungeheuren Liebesgeschichte gesprochen haben. Die begriffen haben, daß sie nicht gelebt werden konnte. Auch das hat es gegeben, jedenfalls bei den jungen Leuten, nicht bei den älteren.

Aus den Rezensionen geht hervor, daß es um etwas anderes geht als um Literatur. Ich hingegen finde, daß es ganz große Literatur ist, denn das Schreiben erfaßt etwas, was unmöglich noch einmal dargestellt werden kann, und der Text gelingt, gerade durch diese ganze üble Geschichte hindurch. Ich erinnere mich an eine andere Fassung, die in »Sorcières« (Frauenzeitschrift) erschienen ist.

Dies hier ist die vollständige Fassung aus den Heften vom Krieg. Die andere in »Sorcières« erschienene Fassung war sehr kurz, nur drei Seiten lang. Es ist ein schwieriger Text. Es ist hart, sich zu wiederholen, stets von neuem wie eine Litanei den Schmerz zu benennen, der fast immer anfallartig kommt und unerträglich ist. Bei »Der Liebhaber« habe ich wegen des Satzes über die Hinrichtung von Brasillach 4 schwere Vorwürfe von Juden zu hören bekommen: »Warum haben Sie das geschrieben? (daß er redete, daß er aber nichts Böses getan hätte). Das war falsch.« Ich habe sie gefragt: »Was war denn richtig? Ihn umzubringen?« Sie sagten nicht ja und sagten nicht nein. Das ist schon ein Fortschritt. War es richtig, ihn umzubringen? Sie antworteten nicht, sondern sagten: »Es war nicht richtig zu sagen, daß es nicht richtig war, ihn umzubringen.«

Kannst du dir vorstellen, was vom Leser verlangt wird, wenn er von »Der Liebhaber« zu »La Douleur« übergeht?

»La Douleur« hatte zuvor »Der Krieg« geheißen. Das war allgemeiner.

Viele Leute haben dich erst mit dem »Liebhaber« entdeckt.

Und viele Leute entdeckten mich mit »La Douleur«. Zweifellos habe ich erst damit richtig zu diesem Land mit dem Krieg in ganz Europa gehört, nicht zuvor, es sei denn durch Lektüre. ja, ich glaube, so ist es.

Zu Beginn hat »La Douleur« die Form des Tagebuchs, am Ende jedoch nicht mehr. Da geht es um etwas Zurückliegendes, während man zuvor die unmittelbare Kontinuität des Geschehens spürt.

Am Anfang kenne ich jemanden, der deportiert worden war. Er war in Deutschland, und man konnte sich noch nicht vorstellen, was in den Lagern geschah. Und als er, dieser Mann, zurückkehrt, erkenne ich ihn nicht wieder. Ich erkenne ihn für den Augenblick eines Lächelns wieder und verliere ihn dann von neuem. Ich weiß nicht mehr, durch welches Wunder ich zum Ende des Textes komme, zu diesem Ende. Er bleibt immer draußen, der Genius, man glaubt, man trägt ihn in sich, doch oft kommt er von woanders her.

Plötzlich am Strand im Abendlicht spricht jemand, eine Frau, von Robert L., sehr sanft. Sie sagt, sie befürchtet, daß er nie mehr seine Beine gebrauchen können wird. Sie spricht von ihm wie von einem Lebewesen, auch wie von einem Kind. Und durch diese beiden Sätze, die sich auf seinen geschwächten Körper beziehen und auf seinen etwas zögernden Gang, durch diese beiden am Abend gehörten Sätze erwacht Robert L. für mich wieder zum Leben, ist er von neuem ins Leben verstrickt. Er selbst weiß nicht, was in diesem Augenblick geschieht, im Abendlicht, am Strand. Auch der Krieg hört da auf. Er und ich, wir werden nicht zusammenleben. Denn diese Liebe ist schon gelebt worden, sie hat unsere Kräfte überstiegen.

---

1 Maurice Blanchot, » La maladie de la mort. Ethique es amour« in: le Nouveau Commerce 55/printemps 83. Neuabgedruckt in: ders., La communauté inavouable, Minuit 1984, unter dem Titel »La communauté des amants«.

2 Marguerite Duras: "La Douleur«, ist im April dieses Jahres beim Verlag P.O.L. erschienen. Der erste Teil des Buches besteht aus wiedergefundenen Tagebuchaufzeichnungen über die Rückkehr ihres Mannes Robert L. aus Dachau; der zweite Teil enthält Texte über die Begegnungen mit einem Gestapo-Agenten und Kunstliebhaber (»Monsieur X. dit ici Pierre Rabier«), über das Verhör und die Folter eines Verräters nach der Befreiung (»Albert des Capitales«), über einen jungen Kollaborateur (»Ter le milicien«) sowie zwei Erzählungen (»L'Ortie brisée« und »Aurelia Paris«).

3 Marguerite Duras: "Ach, Ernesto", Insel-Verlag, Frankfurt am Main, 1972 (das Kinderbuch ist eine "Vorarbeit" zum späteren Film)

4 Schriftsteller, Kollaborateur, am Ende des Krieges von der Résistance erschossen.

Übersetzung Marianne Karbe; (Das Interview [gekürzt] erschien in den "cahiers du cinéma", No. 374)

Literatur-Konkret 1985, S. 66

Kristian Klippel, Janwillem van de Wetering

Wer zum Teufel würde es sonst lesen?

Er studierte Philosophie in London, lebte in Südafrika und Japan, war Chemiehändler in Kolumbien, Landverkäufer in Australien, Polizist in Holland und lebt heute mit Frau und Katzen im US-Staat Maine.

Kristian Klippel interviewte den Krimi-Autor Janwillem van de Wetering

Er fragt, wer ich sei. Schweigend hört er zu. Erst bei der Stelle Bundeswehr-Gutachten-Psychiatrie kommt Freude auf. »Ach, du bist auch verrückt... dreißig Prozent?« Er steht auf, wir gehen in den Garten. »*Fünfzig Prozent* ... «, meine Augen wandern über Hügel, Wälder, Teiche und Hütten seines Grundstücks: » ... *und ich hätt eine Rente*.« Wir kommen zu dem kleinsten Haus, nicht größer als ein Hochsitz, die Glasfront gibt den Blick frei auf die Bucht, ‚wo der New England River und der Atlantik sich Gutnacht sagen. - Die Tür geht auf. »Hat er dir schon die Geschichte von der Maus erzählt?« Juanita van de Wetering setzt sich zu uns: »Er hatte eine Maus, die jeden Tag neben ihm saß, wenn er am Schreiben war. Eines Tages war sie weg. Er hat sie überall gesucht. Sie war verschwunden. Irgendwann habe ich seine Matratze angehoben. Da war sie. Platt wie ein Pfannekuchen.« - Später sitzen wir zusammen bei einem Glas Whisky mit Eis.

*

Wie hat es angefangen?

Angefangen hat es schon in der Schule. Ich kam jeden Tag zu spät. Warum kommst du nicht pünktlich, fragte der Direktor. Ich sagte: Die Schule fängt um 9 an. Die Straßenbahn braucht 10 Minuten. Um 7 steh ich auf, frühstücke, um 8 steh ich an der Haltestelle, aber ich komme nicht rein, es sei denn, ich würde darum kämpfen, aber warum zum Teufel soll ich kämpfen, um in die Schule zu kommen? Es ist eine langweilige Schule. Er sagte o.k. Ich mache eine Notiz, daß du jeden Morgen eine Stunde später kommst. Er verstand mich.

Er lehrte Literatur. Alphabetisch. Zuerst die Schriftsteller mit A, dann B, dann C. Eines Tages kamen die mit S. Er sagte: Heute sprechen wir über Slauerhof. Weil aber niemand von euch in der Lage ist, Slauerhof zu verstehen, sprechen wir nicht über ihn. Vergeßt ihn. Der nächste Schriftsteller. Ich fragte Leute nach Slauerhof. Das sei ein seltsamer Schriftsteller, erfuhr ich, hat als Arzt angefangen, wollte aber keine Praxis und wurde Schiffsarzt. Die meiste Zeit seines Lebens verbrachte er auf dem chinesischen Meer, rauchte Opium, soff, war ein lausiger Arzt. Ging immer in irgendwelchen chinesischen Dörfern verschütt. Lernte Portugiesisch, um einen Dichter, der in dieser Kolonie bei Hongkong lebte, ins Holländische übersetzen zu können. Dann starb er. Syphilis, TBC, weiß Gott was alles!

Eine Woche lang ging ich jeden Tag in die Stadtbücherei und las Slauerhof. Meinen Eltern sagte ich, ich ginge in die Schule. Als ich dort wieder aufkreuzte, wollte mich der Direktor sehen. Wo hast du gesteckt? Ich habe Slauerhof gelesen. Bullshit, du warst im Kino. Nein, ich habe Slauerhof gelesen, warum haben Sie den nicht besprochen, er ist der beste Autor, von dem ich bisher was gelesen habe. Ich war 16, der Krieg war gerade aus. Der Direktor fragte, was ich gelesen hätte. Alles, was er geschrieben hat, bis auf ein paar seiner Gedichte. Er sagte: Würde es dir was ausmachen, das zu Hause zu tun? Sonst fällst du durch die Prüfung und mußt die Klasse nochmal machen. - Oh, fuck the school...

Glaubst du, daß jede Art von Schule Mist ist?

Die Welt ist noch nicht reif für gute Schulen. Wär sie es, dann gäbs welche. Es ist ein langsamer Prozeß. Du mußt die Schule nehmen, wie sie ist. Mag sein, daß es verlorene Zeit ist. Du mußt dich an die Umstände anpassen mit dem Ziel im Kopf, auszubrechen. Wär ich in einem Konzentrationslager, dann gäb es nur eins: rauskommen. Ich würde darüber nachdenken und in der Zwischenzeit keinen Scheiß bauen, vorausgesetzt, ich glaube an die Chance. Wenn du den Wärter bekämpfst und rumschreist, dann kommst du nicht raus. Wär ich überzeugt, daß es die Chance nicht gibt, dann würde ich einen Wärter umbringen. Dann bringen sie mich um. Das ist das Ende. Aber die Schule war nicht so schlimm. Ich konnte damit leben.

Wäre es nicht besser, die Schule abzuschaffen?

Ich glaube nicht, daß es einem hilft, sich über das System zu ärgern. Das ist für die normalen Leute da. Ich bin verrückt. Dreißig Prozent. Wenn du fünfzig Prozent verrückt bist, dann sperren sie dich ein. Dreißig Prozent ist prima. Das ist gesund, sehr gesund sogar, gesünder als null Prozent. Fünfzig Prozent ist nicht mehr gesund. Dann fängst du an zu saufen, wirst Junkie oder redest auf der Straße mit dir selbst, verlierst den Sinn für die Realität. Ich habe manchmal gemerkt, daß ich beginne, ziemlich irre zu werden. Das hat mich nicht gestört. Das Trinken stört mich. Ich muß sehr vorsichtig mit Schnaps sein. Das muß jeder. Es ist nicht nur mein Problem. Es ist das Problem von ganz Amerika, ganz Rußland, ganz Japan. Ich halte Trinken für eine Form von Wahnsinn, die Spaß macht, aber du mußt es dir leisten können ... «

In welchem Sinn?

Es schafft zuviel Probleme. Ich kann nicht leben mit dem, was ich mache, wenn ich besoffen bin. Ich fange an, andere Frauen zu ficken. Dabei gibts ein doppeltes Problem: Erstens kommt die Frau wahrscheinlich wieder, zweitens geht Juanita weg. Das würde mein Leben kaputt machen. Ich will mein Leben nicht kaputt machen. Warum also Drogen nehmen?«

In Südafrika hast du Haschisch geraucht.

Nicht viel. Nur weil die Gruppe, in der ich war, Hasch rauchte. Das war cool, zwischen 19 und 24. Ich war in einer Motorradgang, Harley-Davidson, aber wir waren eine intellektuelle Gruppe, lasen Dostojewski, Sartre. Existenzialismus und so, hatten alle gute Jobs. Ich war zweimal im Krankenhaus, schwere Unfälle...

Einmal, weil du einen Selbstmordversuch gemacht hast.

Stimmt, meine Widerstandskräfte waren weg. jetzt kann ich akzeptieren, daß die Welt kein guter Platz ist, daß sie die Hölle ist. - Normalerweise istein Selbstmordversuch in Südafrika strafbar, du mußt regelmäßig zu einem Polizeioffizier, zu einem Psychiater. In meinem Fall haben sie sich nicht weiter darum gekümmert. Ich überzeugte den Typ, daß meine Neugier stärker war als meine Depressionen. Er war ziemlich schlau. Er sagte, die Tatsache, daß ich Selbstmord machen wollte, bedeutet, daß ich aus meinem Haus, meinem Job, meinem Freundeskreis ausbrechen will. Ich begann zu reisen. Ich ging nach England und studierte Philosophie.

Selbstmord als krimineller Akt? Seltsam.

Das ist die christliche Moral. Dein Leben gehört nicht dir, sondern Gott. Du kannst nicht wegwerfen, was dir nicht gehört.

War das auch die Logik deines Vaters?

Ja, aber er hat Selbstmord begangen. Allerdings auf eine versteckte Art. Er war ein sehr erfolgreicher Geschäftsmann, Präsident einer der größten Gesellschaften Hollands. Als er in Rente ging, wußte er nicht mehr, was er machen sollte. Er war gesund, stark, nie krank gewesen. Was tat er? Er hörte nicht auf, über die Straße zu gehen, ohne sich umzusehen. Also wurde er dauernd angefahren. Unfälle nannte er das. Am Ende hatte er soviele Brüche hinter sich, soviele Krankenhausaufenthalte, daß eine schwere Erkältung ihn ausgeknockt hat. Ich denke, das war Selbstmord.

In deinen Büchern wird der Mörder meistens nicht von der Polizei gefaßt, jedenfalls ist es nicht die Polizei, die Gerechtigkeit durchsetzt.

Das tut sie nie. Polizei ist etwas sehr Merkwürdiges. Besonders in Holland. Die holländische Polizei ist nicht daran interessiert, jemanden festzunehmen. Sie ist daran interessiert, Ruhe zu bewahren. In Amerika greifen sie ein, wenn es eine Schlägerei in einer Bar gibt, sie haben Pistolen, Knüppel, Handschellen. Die holländische Polizei würde einfach an der Tür stehenbleiben, das üben die sogar. Wenn die Schlägerei sich beruhigt hat, geht einer hin und sagt Hallo. Nicht: was ist das Problem? Wer hat angefangen? Einfach: Hallo. jemand wird schreien: Der hat angefangen, dieser Motherfucker in der Ecke! Er hat Arschloch zu mir gesagt, dann hat er mit meiner Frau gefickt, und der Polizist sagt einfach aha, und was dann? Dann hab ich ihm eine reinschlagen müssen! Soso, und dann?

Oder der Polizist sagt zu einem, der nicht aufhört: Du kommst mit, ganz ruhig, nicht laut, sonst kommen gleich alle Freunde und sagen, aber er hat dochnichts getan. Er holt ihn raus, setzt ihn in ein Auto, fährt zur Wache, steckt ihn in eine Zelle, und , wenn er o.k. ist, sagt er: Willst du Kaffee? Dann fährt er ihn nach Hause. Das ist billiger als ihn dem Richter vorzuführen. In Amerika sperren sie ein. Es gibt hier 500.000 Leute im Knast bei 250 Millionen Einwohnern. In Holland 5.000 bei 14 Millionen. Das ist ein Riesenunterschied. In Holland will man die Leute nicht im Knast. Wozu? Es ist ein häßlicher Platz. Warum erzähl ich das?

Weil die Polizei in deinen Büchern nicht die Gerechtigkeit durchsetzt. In deinem letzten Buch ist es ein Unfall. Der Verbrecher ist selbst ein Bulle.

Stimmt. Aber das ist nicht der Punkt. Sie können es nicht beweisen. Selbst wenn er es zugeben würde. Außerdem kann die Polizei nicht einen Polizisten verhaften, es sei denn, sie wendet sich an die Polizei-Polizei, das ist in den Niederlanden die Rijksrecherche. Kein Bulle würde in Holland zur Rijksrecherche gehen, um einen anderen anzuschwärzen. In meinem Buch kann der Täter mit seiner Schuld nicht leben. Also hat er einen Unfall.

Wegen der Gerechtigkeit oder wegen der Form?

Das ist das Problem des Genres. Du mußt einen Mörder produzieren, sonst gibt es keinen Mord. In meinem neuen Buch habe ich das anders gemacht. Der Japanische Kommissar Saito löst ein Verbrechen, das eigentlich keins ist. In einem Thriller muß ein Mörder vorkommen. Aber das ist nicht der Punkt. Was ich zeigen will, ist die Entwicklung von De Gier. Der Commissaris ist ein Zen-Meister. Er bringt die unterdrückten Schattenseiten heraus. Das ist ihm wichtig, aber das heißt nicht, daß er seinen Job nicht so gut ausübt, wie er kann, ohne sich darum zu kümmern, ob er Erfolg hat.

Schreibst du so?

Ich glaube, ich habe beim Schreiben meinen Charakter in drei Teile zerlegt. In den erleuchteten, den Commissaris, den neugierigen, De Gier, den traditionellen, Grij pstra. Sie sind in dauerndem Kampf miteinander, aber sie arbeiten zusammen. Sie klären die Verbrechen auf, sonst - wer zum Teufel würde es lesen?

Am Ende der Serie gebt De Gier nach Neu Guinea und schließt sich Van Meteren an, dem Mörder deines ersten Buches, der entkommt, weil er im Namen der Gerechtigkeit tötet. Er bringt einen Heroinhändler um. Glaubst du an Gerechtigkeit?

Nein, das ist zu primitiv. Dieser Gerechtigkeitsfanatismus führt zu nichts. Stell dir vor, das Böse wäre abgeschafft, es gäbe nur Gutes, saubere Vorstädte, große Häuser, schöne Gärten, Mercedesse, perfekte Ordnung, hübsche Kinder, die singend in die Schule gehen. Es wäre todlangweilig.

Sympathisierst du mit dem, was man »das Böse« nennt?

Ich würde nicht sagen: Wenn es nicht da ist, muß man es schaffen.

Würdest du es bekämpfen?

Ich habe diesen Traum: Die Russen überfallen Maine, was durchaus möglich ist. Das würde mir gefallen. Das hier ist ein gutes Kämpfer-Land. Ich habe Gewehre, Pistolen, ein Boot. Ich konnte nie die Deutschen bekämpfen, weil ich zu jung war.

Die Russen als Deutschen-Ersatz?

Ja. Um meine Frustration, daß ich die Deutschen nicht bekämpfen konnte, zu befriedigen.

Denken viele Amerikaner so?

Ich bin kein Amerikaner!

Aber Amerika bereitet sich darauf vor, »das Böse« zu bekämpfen.

Amerika würde kämpfen, aber Amerika will nicht den Krieg. Amerika ist nicht aggressv. Die Amerikaner sind good guys, die Russen sind bad guys. Die sind nach Afghanistan einmarschiert to fuck the country up und um einen Teil Rußlands draus zu machen, so wie sie Polen, Litauen, die Tschechoslowakei und Lettland eingenommen haben.

Die Amerikaner bereiten sich auf die Invasion in Nicaragua vor.

Um Nicaragua vom Kommunismus zu befreien.

Identifizierst du also »das Übel« mit dem Kommunismus?

Mit Rußland, ja. Weil wir nicht reif für Kommunismus sind. Natürlich, wir sollten alle Kommunisten sein, nicht arm und reich, alle nach den Bedürfnissen bezahlt.

Was muß passieren, damit die Welt reif dafür wird?

Das Ego muß zertrümmert werden. Ich war in einer Zen-Kommune. Das funktionierte nicht. Nur Machtkämpfe und Arschkriecherei. Du mußt ein System haben. Demokratie ist eine Möglichkeit. Es ist kein gutes System, aber das absolut beste, das da ist. Kommunismus ist total fucked-up. Fuck them, wenn die das wollen. Ich kämpfe, wenn sie es hier tun. Dann könnte ich endlich die Deutschen bekämpfen, ich würde mit dem Boot rumfahren... Es ist ein kindischer Traum, ich weiß. In Wirklichkeit muß man nett sein zu ihnen. Wenn sie kommen, werde ich sagen: Wie gehts? Habt ihr gegessen? Das wäre die alte arabische Begrüßung. -Wenn du Geschäfte machst, hast du nur ein Ziel: Geld. Ich habe immer legale Geschäfte gemacht. Natürlich gibt es Konflikte. Was macht man dann? Man lädt die Parteien zum Dinner ein, arbeitet einen Vorschlag aus, der allen gefällt. Man kämpft nicht. Niemand hat was davon zu kämpfen. Am Ende macht man das Geschäft, und jeder ist zufrieden.

Zum Schönsten, was ich je gesehen habe, gehörten die deutschen Panzer, die im Nebel in den Maitagen 1940 in Holland einrollten. Ich wußte, daß es schrecklich war, aber es war ein wunderschöner Anblick, auch die Flugzeuge, die Messerschmitts und Spitfires, die einander über dem See bekämpften. Wir wohnten am See. Aber dann die Leute, die die großen Städte zerbombten. Wir sahen die Flugzeuge rüberkommen. Tausend Bomber auf einmal. Kannst du dir das vorstellen? Tausend Bomber voller Bomben. Das Haus wackelte von ihren Maschinen. Sie flogen so hoch, daß die Flak sie nicht erreichte. Die Deutschen hatten keine Kampfflugzeuge mehr. Deshalb bombardierten sie die Städte. Niemand konnte das überleben. Sie hatten keine Wahl, Hitler gab nicht auf. Ich weiß nicht, war es wirklich das, was Deutschland auf die Knie zwang? Ich denke, das ist ein Verbrechen. Da muß es einen besseren Weg geben. Kommandos über Berchtesgaden, Hitler fangen, irgendwas, aber nicht das. Wenn es so geht, dann will ich lieber sterben.

*

Am nächsten Morgen lädt er mich zu einer Bootstour ein. Der Motor streikt, wir rudern. Ab und zu zeigt van de Wetering auf die Küste, schüttelt den Kopf und äußert seine Verwunderung darüber, daß Land Privatbesitz sein kann. Plötzlich zieht er aus der Jacke eine Brieftasche. Er legt sie auf die Hand. Ein Loch ist in der Mitte, es blitzt Metall. Er lächelt, klappt das

Leder auseinander, zieht eine kleine, flache Waffe mit goldenen Patronen raus. »Die ist für Straßenräuber in New York. Sieht aus wie eine Brieftasche. Wenn sie kommen und sagen, her mit dem Portemonnaie - peng, peng!«

Von Janwillem van de Wetering sind bisher 14 Krimis erschienen, alle im Rowohlt-Verlag

Literatur-Konkret 1985, S. 70

Brigitte Kronauer

Dispens von der gebräuchlichen Welt

Nach dem Erscheinen ihres ersten und einzigen Romans im Jahre 1943 wurde die 26jährige Jane Bowles rasch zu einer Berühmtheit der New Yorker Avantgarde - und bald zu einer Legende.

Die Konfrontation mit einem fremden Bewußtsein, also mit einer anders als üblich erlebten Wirklichkeitsstruktur, ist gewiß eine der fundamentalsten Attraktionen von Literatur, weniger ins Auge springend, aber vielleicht nachhaltiger prägend als der populäre Wiedererkennungseffekt, bei dem sich dem Leser individuelle Wahrnehmungs- und Gefühlsnuancen in trügerisch exakter Formulierung präsentieren.

Beide Stimulantien, das der scheinbaren Abweisung (im ersten Fall) und das der Werbung (im zweiten) sind in Jane Bowles' Roman »Zwei sehr ernsthafte Damen« und den Erzählungen »Einfache Freuden« in so aufreizender Weise aktiv, daß man schon nach wenigen Seiten auf die Entdeckung eines Tricks zu lauern beginnt, der den Zauber dieser einerseits unzugänglichen, rätselhaft umkonstruierten, andererseits ganz vertrauenerweckend und keineswegs mystifizierend von sexuellen Kontakten, Reisen, Essen in Restaurants und im Freien und immer wieder von Geld handelnden Welt erklären würde.

Die Tatsache allerdings, daß damit bereits ihre Hauptbestandteile genannt sind, muß man sich gewaltsam klarmachen, da weder eine von Erotik, noch Exotik, Landschaft, Stadt oder finanziellen Erwägungen bestimmte Atmosphäre entsteht. Eine unmalerische Zügigkeit bei der Berührung der erwähnten Themen und ihrem Abstreifen als Kulisse verhindert überdies das Ausbreiten eigener Assoziationen. Man registriert die Vokabeln, aber nicht einen stimmungsmäßigen Zusammenhang.

Die Personen rufen während ihrer meist verkrampften, selten selbstverständlichen Ausbruchshandlungen aus der gesellschaftlichen und privaten Konvention im Laufe ihrer jeweiligen Geschichte bald neben der Frage nach dem Kniff eine weitere hervor: Welches Bild würden sie abgeben für eine neutrale Außenbetrachtung? Was ist gewissermaßen ihr gesellschaftliches Profil? Wie empfände man all jene Heldinnen, die eine derartige Sicht durch hartnäckig behaupteten, hermetisch eigenen Blick auf die Umstände verweigern, wenn man ihnen im Leben begegnete? Gerade das Verschweigen der Außenperspektive, das die abweichlerischen Aktionen der Figuren zu einer Kette von deutlichen Zusammenstößen mit strikt verleugnetem Gegner macht - aber in funktionaler Abhängigkeit von der imaginär bleibenden gesellschaftlichen Norm - provoziert eine solche Überlegung aufs Schärfste, beschwört als Ergänzung und Bezugspunkt die heimliche Anwesenheit eines stummen konventionellen Urteilens, das beispielsweise den komplizierten Mut einer kleinen alten Jungfer einfach als »Zickigkeit« totschlägt.

Gelegentliche Kommentare von Personen mit traditionell ehrbaren Überzeugungen fallen so absurd aus, daß sie nicht als direkte Äußerungen erscheinen, Sondern bereits wie durch die unverständigen Ohren der Adressaten verzerrt: »Wie die wilden Tiere!« rief sein Vater aus und stand auf. »Wie die Wölfe! Was unterscheidet denn die Menschen von den Wölfen, wenn nicht die Tatsache, daß der Mensch Profit machen will?«

Miss Goering, begütert wie Mrs. Copperfield, mit der sie das Paar der »Zwei sehr ernsthaften Damen« bildet und wie diese fest entschlossen, ohne Rücksicht auf sich und andere »ihrem Stern« zu folgen, reklamiert für sich »einen besonderen Dispens«, erteilt durch einen Schutzengel, der in ihrem Fall Geld heißt. Das ist eine tadellos realistische Einschätzung der Voraussetzungen für ein günstiges Klima, das Extravaganzen ermöglicht und so etwas wie ein endgültiger Abstoß vom Ufer der offiziellen Vernunft in das Reich der unschuldig-verantwortungslosen Kinderwelt, in der zu verharren und in die wieder einzutreten Sehnsucht aller Bowles'schen Hauptfiguren sind.

Auf einer Party tritt ein fremder Mann auf Miss Goering zu und überreicht ihr einen Zettel, angeblich mit der Adresse eines guten Restaurants, tatsächlich aber mit der Bitte, ihn nach Hause zu begleiten. Miss Goering ist einverstanden, ein Spiel unter routinierten Erwachsenen scheint in Gang gebracht zu sein. Stattdessen, als wüßten sie gar nicht, welche Signale gesetzt sind, fährt Miss Goering, dunkel beunruhigt, aber unschuldig, von Arnold heim, wie vom sprichwörtlichen Betrachten der Briefmarkensammlung, einen ebenso sündenlos eingeschlafenen Mann zurücklassend.

Die üppige Frau Ramirez im »Guatemaltekischen Idyll«, verheiratet, zwei Töchter, erdrückt zwei Nächte lang in kindlicher Seligkeit über ihre leidenschaftliche Aufwallung beinahe einen Vertreter aus USA, dem bei seiner kühn einzelgängerischen Ausschweifung nichts anderes durch den Kopf geht, als die mutmaßliche Meinung seiner Freunde über dies Husarenstück, während Frau Ramirez, sorglos in ihrer fleischlichen Entflammung, sich gleich noch von einem Straßenjungen am hellichten Tag in eine Friedhofecke führen läßt.

Lilina, die kleine Tochter von Frau Ramirez, gelingt es nach mühevollem Handel, endlich die schöne Schlange Victoria zu kaufen. Wenig später läßt sie das Tier, trotz eindringlicher Warnung, zu ihrer Unterhaltung über einen Platz mit Bussen laufen. Victoria wird überfahren. Ohne ein Wort des Bedauerns geht Lilina schaukeln.

Die Gestalten Jane Bowles' agieren, dem Augenblick verhaftetet, als gäbe es weder Erfahrungen noch Konsequenzen, nicht ahnend und uninteressiert daran, was das, was sie anstellen, zeitigen wird. Über den gerade vollzogenen Schritt grundsätzlich nicht hinausblickend, leugnen sie, eine Geschichte zu haben. Wir nehmen sie nur wahr im Lichtschein ihrer soeben erzeugten Gegenwart. Fürchtet Miss Gamelon, die bürgerliche Gesellschafterin Miss Goerings, angesichts von deren Eskapaden »die ganze Welt ein für allemal zu verlieren«, was nicht unverständlich ist, klagt Mrs. Copperfield an einer geografisch eindeutig geklärten Stelle: »... es hat keine Verbindung mit irgendwas.« (»Mit Panama ist es verbunden«, antwortet ihr Mann). Aber ausgerechnet diese objektiv gesicherte Welt empfindet sie als falsch: es ist nicht die ihrige. Erst die kontinuierliche Unberechenbarkeit der Spontaneität gibt ihr festen Boden unter den Füßen.

Der »Stern« von Miss Goering wird nicht näher definiert. Es ist keine präzise Utopie, die das Hin- und Herzucken der Bowles'schen Frauenfiguren ordnet. Sie schwanken zwischen Verstößen gegen die Erwachsenenwelt und wirklich freien Entschlüssen. Wichtig aber ist allen die Überwindung ihrer Angst »von einer Sache zur anderen überzuwechseln«. Es ist eher ein bestimmtes Verhalten, von dem eine Anderung der Seele erhofft wird, als ein Bedürfnis der Seele, dem ein zwangsläufiges Verhalten erwächst. Ihre vage suchenden Handlungen könnten in sich die Gefahr bergen, zur bloßen Beliebigkeit auszuarten, die Gestalten auf reizend sterile Kunstfiguren zu reduzieren. Wenn man sich nicht zu einer schnellen, preiswerten Bewunderung für diese vorwiegend furchtsamen, aber nicht zu entmutigenden Geschöpfe überreden läßt, ist die Meinung des Freundes von Lilina durchaus plausibel: »Er hatte nichts für Lilina übrig; wahrscheinlich weil er intuitiv glaubte, daß sie jemand war, der immer wieder in denselben Scherbenhaufen fallen konnte und beim letzten Mal genauso laut schrie wie beim ersten Mal.«

Die Autorin allerdings sieht weiter als ihre Figuren. Sie arrangiert deren geschichtslose Momente zu Schicksalen und bringt es fertig, gerade durch Negierung der Psychologie, Unterschlagung der Handlungsmotive, Seelenzustände zu kennzeichnen, zwingt den Leser durch Abstoppen geläufiger Assoziationen und abrupt umspringende Erzählperspektive in das von ihr ersonnene Universum, in dem herkömmliche Maßstäbe außer Kraft gesetzt sind. Die Wirkungsart ihrer Methode des Aussparens oder 'Vergessens' psychologischer Begründungen, viel weniger programmatisch betrieben als von Gertrude Stein und sehr viel dramatischer als zum Beispiel bei Pavese, drückt sich schlagend aus in einer Szene, die Miss Goering auf der Party Mrs. Copperfield erzählt: In einem Haus, das abgerissen werden soll, ist bereits die der Betrachterin gegenüberliegende Hauswand entfernt worden, so daß sie in die tapezierten, noch möblierten Wohnungen sieht. Ein Mann, seine Habseligkeiten sammelnd, geht in einem der Zimmer umher und bleibt schließlich am äußersten Rand wie vor dem Sprung in die Tiefe stehen.

Ein Bild, das man als spektakulär genießen kann und das zugleich, wie bei den Frauen auf der Party, Trauer und Grausen auslöst: die überspitzte Gegenüberstellung des intimsten Lebensbereichs mit der ihn zerstörenden, die unverschämten Sichtweisen des Offiziellen auf das Persönliche durchsetzenden Öffentlichkeit. So dickköpfig sich all die Heldinnen gegen die Folgerichtigkeiten der gefragt oder ungefragt immer anwesenden Gesellschaft und des bürgerlichen Lebens sperren, am Ende tragen sie mehr oder weniger starke Spuren der stattgefundenen Konfrontation.

Das Wissen der Autorin um das unausbleibliche Leiden ihrer Figuren gibt den leichten, spielerischen Gestalten Schwerkraft und Verbindlichkeit. Im Verlauf des Romans wird. für Miss Goering und Mrs. Copperfield der Schutz vor der Außenwelt durch Kindlichkeit immer dünner, bis sie schließlich, nach kräftezehrenden Abenteuern in fremden Betten und Ländern wie zwei getupfte, häßliche Vögel zusammensitzen und einander die stets ignorierte Außensicht als Beschuldigung an den Kopf werfen. Die Geschichten Jane Bowles' sind eine dichte, witzige Folge von Variationen des Verlassenwerdens. Auch wenn es nur Momente dauert, versteht die Autorin ohne die geringste Theatralik ein Trauma, einen Archetyp des Verlorenseins daraus zu machen. Immer wieder steht vor dem Leser eine kleine ungeschützte Gestalt einsam in der unbegreiflichen Außenwelt. Verbündete findet sie dort nur vorübergehend.

Wer Jane Bowles feministisch vereinnahmen will, sollte auf der Hut sein. Unter all ihren differenziert gezeichneten, unterschiedlich tapferen, späten und leichten Mädchen gibt es keine Solidarität. Lilina quält ihre Mutter und umgekehrt, die Hure Inez nimmt die Todesangst ihrer Kollegin Julia nicht schwer (»Ein Tag im Freien«), Harriet, die sich den Weg in die Freiheit von der Familie buchhälterisch in Schritten über Jahre weg systematisiert hat, haßt die ihr geistesverwandte, kopfüber ins Übermaß des Aufbruchs (in den tosenden Wasserfall nämlich) stürzende Schwester Sadie (»Camp Cataract«). Die Erzählungen, teilweise formal gelassener als der Roman, erhärten das. Kurzum. Idole sind nicht zugelassen, darum findet das unverdrossene Ersehnen und Scheitern des Ideals einer unbelehrbar kindlichen Welt auch nicht wuchtig, sondern vielfältig, in feinsten Graden statt.

Wenn das eigensinnig Originäre letztlich unterliegt, dann nur handlungsmäßig. Die Beurlaubung vom Gebräuchlichen mag für die einzelnen Figuren knapp sein, dauerhaft ist die von Jane Bowles errichtete Welt, in der die Personen sich selbst und einander ein Rätsel bleiben, eine nicht psychologisch, nicht rational entschlüsselbare, ansonsten ganz gewöhnliche Welt, eine Realität, in der die wunderbare Freiheit des nicht Symptomatischen herrscht. Sie ist das wichtigere Faktum, entscheidender als die Episoden der Protagonisten. Was hier wirkt, ist die Überzeugungskraft einer Darstellungsweise, die

das Normale in die Knie zwingt und noch den biedersten Widersacher der Bowles'schen Frauen ummodelliert zu etwas überraschend Betrachtenswertern und damit in seine Dienste nimmt.

Das trickreiche, ernsthafte Spiel, das Jane Bowles mit der Sprache, mit Zusammenhängen treibt, führt vor, wie aus einem vom Herkömmlichen abweichenden Textgebilde unabdingbar eine vom Herkömmlichen abweichende Weltsicht entsteht. jede Verschiebung, jede Weglassung hat Folgen. In besonders hohem Maße jene, die für Kunst allgemein gilt, nämlich das einzig Übliche zu einer Möglichkeit von vielen zu machen und das noch nicht in unserem Kopf Existierende zu etwas dort Möglichem.

Jane Bowles: »Zwei sehr ernsthafte Damen«, Roman, aus dem Amerikanischen von Adelheid Dormagen, 1984, DM 29,80
Jane Bowles: »Einfache Freuden«, Erzählungen, aus dem Amerikanischen von Adelheid Dormagen, Harter Verlag, 1985, DM 29,80

Literatur-Konkret 1985, S. 73

Ursula Keller

Melancholie für Fortgeschrittene

Die Nachtstücke der Djuna Barnes.

Meine Tochter ist wie ein griechischer Schrecken, einfach und großartig. Ihr blasses Gesicht mit den weit auseinanderliegenden, unberechenbaren Augen ist das eines Kindes, das in einem Massaker gezeugt und von der Guillotine genährt wurde. Von nun an kann sie ruhig leben.« So sieht sich Djuna Barnes in ihrem autobiographischen Roman »Ryder«, mit dem Blick des Vaters. Im Alter hat sie das Gesicht einer erschöpften Kämpferin. Dazwischen liegen die Bilder, die wir kennen: Porträts, in denen die Mondaneität der Selbstinszenierung, der melancholische, verletzliche Blick und der mokante Zug um die grellroten Lippen kein »Bild« ergeben wollen. Die Irritation, die sich einstellt, ist wohl die, die Djuna Barnes ihr ganzes Leben begleitet hat. Ein kühnes, glanzvolles und verwüstetes Leben. Stoff für eine Legende:

Die Turbulenzen einer anarchischen Kindheit; der Vater, verkrachter Künstler und Bohemien, der sie zusammen mit der Großmutter, einer englischen Suffragette und Salondame, selbst erzieht, mit Hilfe von Shakespeare, der Bibel, moderner Poesie und der Überzeugung »school kills genius«. Mit 21 lebt sie im »Village«, dem New Yorker Künstlerviertel, und schreibt für alle großen Zeitungen der Stadt. Sie zeichnet, schreibt Stücke und spielt Theater. Furore aber macht sie als Journalistin, mit eigenwillig brillanten Geschichten, Porträts und Interviews; Avantgardeliteratur fürs Feuilleton.

Ab 1921 lebt und schreibt sie in Paris. Sie ist amüsanter, vielbewunderter Mittelpunkt der amerikanischen Emigrantenszene, der »lost generation«, kennt Gott, alle Welt und Joyce, verkehrt in den Cafés und illustren Salons so selbstverständlich wie in den halbseidenen Bars à la mode, lebt mit Männern und verstrickt sich in eine obsessionelle Liebesbeziehung zu der knabenhaft schönen Bildhauerin Thelma Wood, mit der sie zehn Jahre zusammenlebt. Nach der Trennung schreibt sie den Roman »Nachtgewächs«, jenen »bestgehüteten Geheimtip der Weltliteratur«, der sie zu dem macht, was sie »die berühmteste Unbekannte ihrer Zeit« nennt.

Nach ihrer Rückkehr aus England zieht sich ihr weitausgreifendes Leben auf einen Punkt zusammen. Sie geht in eine ebenso bittere wie hochmütige Isolation. Vierzig Jahre (!) lang lebt sie abgeschieden in einem winzigen Appartment im New Yorker »Village«, zugänglich nur für wenige Freunde und manchmal ganz unbekannte Besucher. Verleger, Kritiker und Kollegen weist sie ab. Bedingungslos und unnachgiebig spielt die »legendäre Miss Barnes« die Tragödie ihres Lebens zuende eine »unwürdige Greisin«, zu vital und zu desillusioniert, um ihren Frieden zu machen mit einer verachteten Welt.

»Seltsam, wie sehr das Leben einem selbst gehört, wenn man es erfunden hat«, heißt es im »Nachtgewächs«. Souveräne Verfügung übers eigene Lebensszenario? Auch. Aber alles, was sie schreibt und was sie leben mußte, erzählt eher von der heillosen Verstrickung in die eigenen »Erfindungen«, von brüchigen Selbstentwürfen und vom Wuchern der Phantasmen. Nur da, wo sie es schreibend erfinden kann, gehört das Leben ihr wirklich selbst. Die Sprache ist das eigentliche Domizil dieser Einzelgängerin, die einzige »Heimat« ihrer passionierten Existenz.

Bereits in ihren frühen journalistischen Arbeiten, in denen sie Stars und Prominente ihrer Zeit porträtiert, ist das Gespür für die Fragilität solcher Selbstentwürfe da. Und für ihre Unverzichtbarkeit. Kühl, elegant und amüsiert präpariert sie die prominenten Exemplare ihrer Gattung mit dem Gestus der Insektenforscherin. Sie zeigt sie inmitten des narzistischen Pomps und Plunders ihrer Selbstinszenierungen. Räume, Kleidung, Attitüden, Posen, Sprachgesten - die »tätowierte« Außenhaut der Körper, die kulturellen Maskeraden des Ich.

Sie liefert Porträts von Selbstporträts. Doch so willkürlich und pointiert die Details auch sein mögen, die sich da zum Bild fügen, immer geben sie auch den Blick frei auf den Subtext eines Lebens: seine latente Tragödie. Dieser Seite gehört die komplizenhafte Vertrautheit, die zutiefst einverstandene Schonung der versierten Journalistin. Deshalb läßt sie all diese Paradiesvögel paradieren, zeigt, witzig, hellsichtig und diskret, wie sie ihr Spiel spielen, und kommt ihnen so auf die Spur.

Wie sehr die latente Tragödie die eigentliche Wahrheit ihrer Figuren ist, enthüllt ihr Werk erst nach und nach. Von den »Porträts« über die Kurzgeschichtensammlung »Eine Nacht in den Wäldern« und den Erzählband »Eine Nacht mit den Pferden« (leider vergriffen) bis zum »Nachtgewächs« und, am unerbittlichsten, in ihrem Drama »Antiphon« verschleißt der fadenscheinige Überzug der Tagesvernunft, und die schrillen Geräusche der Zivilisation werden übertönt von dem düsteren, barbarischen Gesang der Nacht in uns und um uns.

In den frühen Erzählungen sucht sie ihre Figuren noch auf im verschwommenen Licht des Alltags. Aber nur, um sie in einer überraschenden Dramatisierung der Handlung in Bewegung zu setzen, sie in einer blitzlichthaften Beleuchtung ihrer Seelenlandschaft zu zwingen, einen Moment lang ihr Geheimnis preiszugeben: ihre Träume, ihre Phantasmen, ihre Trauer, die dunkle und exzessive Abseite ihres schlecht und recht gelebten Lebens. Nicht nur Jenny und Trenchard, die, seit sie denken können, Brötchen backen, zwingt sie, eine »Nacht in den Wäldern« zu verbringen und den gefährlichen Geruch der Freiheit zu riechen. Auch alle anderen begegnen irgendwann überraschend der erschreckenden und vitalen Kraft ihrer Wünsche und dürfen, wenigstens einen Augenblick lang, ein Schicksal haben.

Erst im »Nachtgewächs« verzichtet sie auf die realistische Beglaubigung ihrer iguren durch die Alltagserfahrung. Sie zeigt sie kreatürlich entblößt. Deserteure aus der Welt des gesunden Menschenverstands, Verstörte, Ver-rückte ohne den barmherzigen Schutz des Wahnsinns. Verloren und erlösungssüchtig irren sie durch ihre Nacht, »bis auf die Knochen zerfressen von Liebe«. Eine schattenhafte Komparserie, die nur dem fatalen Szenario des Unbewußten verpflichtet scheint, und doch beunruhigend vertraut und auf eine undurchdringliche Weise lebendig. »Mir fällt keine Gestalt in dem Buch ein, die nicht in meinen Gedanken weiterlebt.« (T.S. Eliot)

Baron Felix, der österreichische Jude und Snob auf der endlosen Suche nach sich selbst; Jenny, »Eindringling aus Instinkt«, die sich plündernd des Lebens und der Gefühle anderer bemächtigt; Nora Flood mit dem Herzen einer Frühchristin, die Werbung macht für einen Zirkus und heillos verstrickt ist in ihre Leidenschaft zu Robin, der von allen Begehrten, allen sich Entziehenden. Djuna Barnes' Geliebte Thelma Wood hat dieser kindhaft-somnambulen Figur des Unheils ihre Züge geliehen. Sprachlos, abwesend und ohne Erinnerung, der Ordnung des Vegetabilen und Animalischen näher als der der Vernunft, geistert diese schöne Androgyne mit dem »Angesicht einer Unheilbaren, deren Leiden noch nicht begonnen hat,« durch das Imaginäre aller Figuren.

Sie ist das Zentrum allen Begehrens, der böse Brennpunkt aller Erlösungssehnsüchte. Sie ist das/die Andere, die nicht antwortet, die unbewegt bleibt, gleichgültig. Über ihrem leeren, stummen Körper türmen sich die Phantasmen; sie ist das Herz des Textes, das Movens dieser verzweifelten Flut von Wörtern, dieser Kaskaden von Zeichen, Bildern und Metaphern, die wie eine endlose beschwörende Rede an die abwesende Andere sie umkreist, einkreist und sie doch nie berührt.

So besessen ist die, die da spricht, von ihrem Begehren, daß sie es aufteilen muß an alle andern Figuren. Alle sind sie Abspaltungen der Erzählerin, die stellvertretend für sie und mit ihr dieses obskure, unerreichbare Objekt ihrer Begierde umkreisen. Robin aber ist die, die sich abwendet, die selbst auf der Suche nach einer unbegriffenen Freiheit, nicht zurückschauen kann. Sie ist, wie alle, die Gefangene ihrer eigenen bewußtlosen Tragödie.

Der sie »zur Sprache« bringt, der diesem ganzen Szenario des Unbewußten die dubiose Macht des Diskurses leiht, ist der wortgewaltige Ire Dr. Matthew-mächtig-cum-grano-salis-O'Connor, ein hellsichtiger Lügner und Prophet, der auf den Schanktischen weint, in den Kirchen so zuhause ist wie in den Pissoirs und eine verhinderte Frau ist. Er tröstet, lügt und beruhigt, weil er das Elend der andern und sein eigenes nicht ertragen kann. Er ist der Virtuose der brüchigen, aber einlullenden Diskurse einer verschlissenen Kultur, ein Illusionist und Scharlatan. Seine mitleidigen Sarkasmen begleiten all diese Verdammten, die nicht kapitulieren können, und die wie Gestalten ihrer eignen Alpträume die Nacht abtasten »mit dem großen blinden Suchlicht des Herzens«.

Alles in diesem Roman scheint in das flackernde Licht eines nicht endenwollenden Alptraums getaucht. Vielleicht ist das seine Sogkraft, die zutiefst beunruhigende Vertrautheit, die beim Lesen entsteht. Was da nach oben darf, ist der Teil von uns, den wir uns nicht leisten können. Die bösen Sirenengesänge, die den Illusionen einer Ver**nunftkultur sarkastisch ihr Schlaflied sin**gen. »Letzten Endes ist es doch nur das Unheil, das wir suchen,« sagt der Doktor und singt weiter seine Rattenfängermelodie von der überwältigenden, berauschenden, angstauslösenden Nacht. In ihrem Sog verlieren die realen Dinge des Lebens ihre Wirklichkeit und ihr Gewicht. Sie werden leicht und austauschbar. Sie beginnen zu gleiten. Hotels, Cafés, Salons, Kirchen - Paris, Berlin, Wien, New York... wie im Kaleidoskop wechseln die Schauplätze und sind doch nur schattenhafte Kulisse für den großen, beunruhigenden Auftritt der Nacht.

Die Räume, in denen die Figuren leben, gleichen Museen. Vollgestopft mit den heterogenen Kulturfragmenten aller Zeiten und aller Stile Schattenkabinette voller Plunder und Imitationen, die sich in den Spiegelungen der Gemälde und der Wandspiegel verlieren. Innenräume wie potemkinsche Dörfer. Kopien von Kopien. Kulturmüll.

Das Appartment, das Nora und Robin zum illusionistischen Refugium ihrer Liebe dekorieren, ist eine exakte Kopie des Pariser Appartments, in dem Djuna mit ihrer Geliebten Thelma lebte.- »Da gab es Zirkusstühle, hölzerne Pferde - aus dem Rund eines alten Karussells erworben -, venezianische Lüster vom Flohmarkt, Bühnenkulissen aus München, Cherubim aus Wien, Behänge aus Kirchen in Rom, ein Spinett aus England und eine reichhaltige Spieldosensammlung aus vielen Ländern. Dies war das Museum ihrer Begegnung.« - Ein Inventar aus Kuriositäten, montiert zu einer ironischen Collage von Zitaten und Bruchstücken einer nur noch musealen Kultur.

Die Körper, die sich in diesen überladenen Räumen bewegen, sind ebenso geschmückt, geschminkt, maskiert. Schon in den Erzählungen und »Porträts« gibt es sie, diese chiffrierten, überzeichneten Körper. »Ich hasse Natur. Natur und Schlichtheit.«, schreibt Djuna Barnes in einem Pamphlet »Gegen die Natur«. Und beglaubigt das mit der exzentrischen Eleganz ihrer Erscheinung. Aber mehr noch als die Naivitäten jeder Naturanbetung haßt sie die Lügen der Kultur. Die wichtigtuerischen Statthalter des Sinns und der blinden Propheten des Fortschritts. Wenn Kultur im »Nachtgewächs« und den Erzählungen stets erscheint in Form von Fälschungen, Kopien, Zitaten und willkürlich montierten Wissensfragmenten, dann treten ihre Sachwalter auf als Scharlatane; die Gaukler, Marktschreier und Illusionisten eines gigantischen Kulturzirkus.

Für ihre böse Parodie aber ist Djuna Barnes angewiesen auf Anleihen. Ob Psychoanalyse oder Surrealismus, ob Shakespeare oder die Bibel, den Stoff für ihre höhnische Collage, das Wissensmaterial, mit dem sie souverän jongliert, ist eben jener Kultur entlehnt, aus der sie ausgeschlossen ist: das sarkastische Plagiat einer Außenseiterin. Ihr Blick ist der des Paria, der Blick einer Fremden, die zuviel sieht und zuviel weiß, die aber ihre Hände auf nichts legen kann, um es zu beweisen. So blickt Nora in ihrem immer wiederkehrenden Alptraum, »wie von einem Gerüst in den Körper des Hauses«, dessen »weiträumige Pracht im Verfall« sie nie betreten darf, »denn das Zimmer war tabu.«

Wie Jenny ein »Eindringling aus Instinkt«, ist Djuna Barnes gezwungen, sich der Trümmer einer ihr fremden Kultur zu bemächtigen, um sie in einem grandiosen, ekstatischen Akt der Zerstörung ihres letzten Restes von Sinn zu berauben.

Wo das Leben nichts ist als die »Erlaubnis, den Tod kennenzulernen«, da können die vom Ballast des Sinns befreiten Kultursplitter Funken sprühen, da können die Diskurse explodieren und die Bilder und Zeichen wuchern. Da können die schimmernden Satzkaskaden im »Nachtgewächs« ihre ganze monströse Schönheit entfalten. Da kann die betörende Musikalität ihres Sirenengesangs vergessen machen, daß er gesungen wird über dem Kadaver einer verwesenden Kultur, und daß er erzählt von der unaufhaltsamen Bastardisierung des Menschen.

Kein barmherziger Tod nämlich erlöst die Nachtgeschöpfe von ihrer Höllenfahrt. Verbissen ineinander und in ihr aussichtsloses obsessionelles Begehren sind sie in einer endlosen Abwärtsbewegung begriffen, einem alptraumhaft verlangsamten Fallen ins Bodenlose. Das ist der böse Sinn ihres Satzes: »Wir kommen alle um in der Schlacht, aber wir kommen alle heim.«

In der Ruine einer Kapelle, unter dem starren, gleichgültig abgewendetenBlick der Mutter Madonna findet ihre berserkerhafte Sehnsucht nach Erlösung, nach Heim r ihre perverse »Erfüllung«. Nicht einmal des Doktors »Wut und Weinen« dürfen das letzte »Wort« behalten, sondern das hündische jaulen und Winseln des Wahnsinns.

Für Djuna Barnes ist die Heimat, in der noch niemand war, eine, in der nie jemand sein wird. Ihr elisabethanisches Familiendrama »Antiphon« aber, das sich liest wie der biographische Subtext zu den phantastischen Verstrickungen im »Nachtgewächs«, setzt bereits da an, wo der Roman endet: »Hier ist ein Riß durch die Natur; hier ist feiste Stille, umfriedeter Zerfall; hier ist Rohheit, wo einst Heimat war.«

So sehr der Lauf der Dinge ihr auch recht gibt, der passionierte Pessimismus von Djuna Barnes ist nicht »konsensfähig«. Zu weit hat sie sich von den einlullenden Übereinkünften des gesunden Menschenverstands entfernt, um nicht anstößig zu sein - und unwiderstehlich! Von den Schwestern Shakespeares', auf die Virginia Woolf ihre Hoffnungen setzt, ist Djuna Barnes die rebellischste und die desillusionierteste.

Djuna Barnes: «Nachtgewächs«, Suhrkamp, DM 12,80;

»Portraits«, DM 24,80;

»Die Nacht in den Wäldern«, DM 14,80;

»Almanach für Ladies«, DM 19,80, Wagenbach Verlag

Literatur-Konkret 1985, S. 76

Wolfgang Fritz Haug

Wenn ich einst bessere Nerven und Humor besitze

22 Jahre gab Franz Pfemfert »Die Aktion« heraus. Nach 1918 allerdings ohne Literatur und Kunst. In dem Bereich hatte er zu wenig Mitstreiter gefunden.

Franz Pfemfert, 1879 in Lötzen, Ostpreußen, geboren, wuchs in Berlin auf und gab von 1911 bis zu seiner Flucht 1933 in Wilmersdorf die expressionistische, später rätekommunistische -Wochenschrift »Die Aktion« heraus. Im gleichnamigen Buchverlag erschienen über 40 Bücher und in der Reihe »Der Rote Hahn« fast 60 Broschüren. Trotz dieser umfangreichen verlegerischen Tätigkeit und seiner intensiven politischen Aktivität geriet er im ungeliebten mexikanischen Exil in absolute Vergessenheit.

»Die Aktion« versuchte, Politik und Kunst im Sinne persönlicher und gesellschaftlicher Emanzipation zu verbinden; anders ausgedrückt: Dichter wurden zum Eingreifen ins politische Geschehen aufgefordert. Pfemfert suchte weniger Mitarbeiter als Mitstreiter und er fand sie in Schriftstellern wie Carl Einstein, Ludwig Rubiner, Franz jung, Carl Sternheim und Künstlern wie Max Oppenheimer, Conrad Felixmüller, Georg Grosz u,v.a.

Dieser »Aktionskreis« konfrontierte den eigenen radikalen Erneuerungsanspruch mit der Enge des wilhelminischen Staats. Die Verschlafenheit der Bürger und die Gefahr eines sich Jahr für Jahr stärker in Szene setzenden Patriotismus und Militarismus waren Pfemferts bevorzugte Leitartikelthemen. Bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges kritisierte und polemisierte er gegen den Anpassungswillen der oppositionellen Sozialdemokratie: »Die Sozialdemokratie ist stolz auf ihren Internationalismus; aber in dem Moment, wo man ihr dies zum Vorwurf macht, weist sie beruhigend darauf hin, daß auch das Zentrum und der Kapitalismus einen internationalen Charakter haben.« Pfemfert vermißte jenen Offensivgeist, der die Selbstinszenierung des wilhelminischen Obrigkeitsstaats bloßlegen und das behäbige Bürgertum aus seiner gesellschaftspolitischen Aktivität Hurraschreien, Parademarsch und Bierkonsum« locken würde. Er wurde nicht müde, der Inserate-süchtigen (und -abhängigen) deutschen Presse vorzuhalten, daß sich ihre Aufgabe nicht darin erschöpfe, mit dem herrschenden Publikumsgeschmack konform zu gehen. »Unsere Presse hat längst aufgehört, eine Macht zu sein. Sie ist eine Gewalt, eine Gewalttätigkeit.«

Bundesgenossen konnte er mit dieser Beurteilung im etablierten Kulturbetrieb kaum finden, und so setzte er seine Hoffnungen verstärkt auf die neuentstandene Jugendbewegung. »Wir haben die Ehre, die Vaterlandslosigkeit zu wahren«, wandte er sich an diese und verlangte, die Autoritäten zu entlarven »als Thron und Altar. Als Staat und Familie. Als Alter. Als Titel. Als Tradition. Als Presse.« Er bekannte sich zum Anarchismus, weil »wer in Deutschland logisch zu sein wagt, als 'Anarchist' abgetan wird.«

Eine Kostprobe seiner Logik gab er 1914 anläßlich der Verurteilung Rosa Luxemburgs wegen antimilitaristischer Propaganda: »In einer Rede, die sie vor Parteigenossen in Frankfurt hielt, hat Frau Rosa Luxemburg versichert, die Proletarier von Frankreich und Deutschland würden der Zumutung, sich gegenseitig niederzumachen, energisch widerstehen. Den 20.2.1914 haben preußisch-deutsche Richter Frau Rosa Luxemburg für diese stolze Zuversicht zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. - Frau Rosa Luxemburg ist eine unheilbare Optimistin. Sie kennt unsere militaristische Sozialdemokratie. Sie kennt die Noske und Gesellen Sie kennt das famose Parteiwort 'Sozialdemokraten sind Mustersoldaten'. Sie weiß: nur Karl Liebknecht kommt neben ihr als ernsthafter sozialdemokratischer Antimilitarist in Betracht.«

Doch nicht nur die Arbeiterpartei, auch viele Mitglieder der Jugendbewegung, einschließlich eines ihrer Wortführer, Gustav Wyneken, zeigten sich anfällig für die Kriegsbegeisterung im August 1914. Und so mußte Pfemfert sogar pathetische Elaborate ehemaliger »Mitstreiter« zur Kenntnis nehmen: » ... das künstlerischste, möchte ich sagen, Feldherrnantlitz sieht aus dem Gesicht des Generalobersten v. Kluck selbst heraus. Goethisch senkrecht und hell unter vorgedachter Stirn ... «

In seinen Rubriken »Kleiner Briefkasten« und »Ich schneide die Zeit aus« kommentierte er diese Entgleisungen unnachgiebig und zog öffentlich einen Trennungsstrich zwischen dem Aktionskreis und den deutschen Literaten »vom anderen Ufer«. Zu diesen zählte jeder, der sich - und sei es nur durch eine kurzzeitige Unsicherheit - kompromittiert hatte. Erich Mühsam hatte beispielsweise in der Einstellungsbegründung seiner Zeitschrift »Kain« von »fremden Horden« gesprochen und fand erst nach seiner Aktivität innerhalb der Münchner Räterepublik Pfemferts Anerkennung wieder und die damit verbundene Publikationsmöglichkeit in »Die Aktion«.

Moralisch unerbittlich war Pfemfert auch gegen ehemalige Freunde. Zum Beispiel setzte er die peinlichen Gedichte des »Pan«Herausgebers und späteren Theaterkritikers Alfred Kerr wiederholt in seine Zeitschrift als Ausdruck seiner grenzenlosen Enttäuschung, hatte er Kerr doch nur wenige Jahre zuvor vehement gegen die Angriffe von Karl Kraus verteidigt. Außerdem zitierte er die Naturalisten: Hermann Sudermann, der das neue Gemeinschaftsgefühl aller Deutschen beschwor; Hermann Bahr, der vom »heiligen deutschen Zorn« schrieb; Richard Dehmel, der eine »Predigt an das deutsche Volk« hielt und auch Emil Ludwig, der - obschon später Autor von »Juli 14«, einem Buch, das den Diplomaten aller

Länder durch Dokumente die Kriegsschuld zuwies und die Völker freisprach - den Krieg zumindest nach einer Seite, und zwar der russischen, für historisch notwendig ansah: »die Slawen oder wir!« Eine ganze Literatengeneration war besinnungslos geworden. Majestätsbeleidiger von ehedem, wie Frank Wedekind, bildeten keine Ausnahme. Auch das Aushängeschild Gerhart Hauptmann »dichtete« im Berliner Tageblatt vom Heldentod, ohne den der »Feldzug nicht geraten« könne. Selbst die satirischen Blätter, wie der »Simplicissimus« entdeckten, daß sich der »Feind« viel prächtiger zur Satire eignete als vorher der Kaiser.

Damit nicht genug: Am 29.5.1915 konnte Pfemfert eine ganze Spalte mit Namen deutscher Professoren und Kulturschaffenden füllen, die bereits im Oktober 1914 in ihrem »Aufruf an die Kulturwelt« den deutschen Überfall auf das neutrale Belgien mit beredten Worten verteidigt hatten. Abschnitt für Abschnitt wurde eingeleitet mit »Es ist nicht wahr, daß ... «. Zum Beispiel, daß »unsere Truppen brutal gegen Löwen gewütet haben. An einer rasenden Einwohnerschaft, die sie im Quartier heimtückisch überfiel, haben sie durch Beschießung eines Teils der Stadt schweren Herzens Vergeltung üben müssen.« Für solch einen »Vaterlandsdienst« gaben 95, keineswegs als nationalistisch bekannte Persönlichkeiten, ihre Unterschrift. Wir finden darunter Namen der gesamten Professorenelite des Reichs, Max Planck hatte ebenso unterzeichnet wie Wilhelm Röntgen. Wer auf der Liste fehlte, wie etwa Thomas Mann, dokumentierte »Die Aktion«. So sehr Pfemfert Heinrich Mann verehrte, so sehr enttäuschte ihn Thomas Manns Brief vom 11.4.1916 an die »Armeezeitung A.O.K. 10«. Dieses Schreiben wurde, so Pfemfert lakonisch, von »fast allen guten Zeitungen nachgedruckt«: »Einladungen von Blättern, die meinen Namen in ihren Spalten zu sehen wünschten, habe ich wohl schon manchmal erhalten: aber so stolz war ich noch auf keine, wie auf die, der ich heute folge Liebe Herren und deutsche Brüder, bei solcher Gelegenheit lernt man den sogenannten Ruhm schätzen, lernt sich freuen, daß man zahlreichen Menschen etwas geworden ist, etwas sein konnte! Denn daraus erwächst mir heute das mich beglückende Ehrenrecht, euch allen, die ihr nun schon so lange und so heldenhaft für Deutschland kämpft, ganz unmittelbar, und als ob ich euch alle vor mir hätte, zu sagen, wie sehr ich euch bewundere und liebe, wie sehr ich euch beneide.«

Deutsche Kultur anno 1916. Thomas Mann und Alfred Kerr werden sich im späteren Exil vermutlich schmerzlich an Stil und Inhalt solcher Veröffentlichungen erinnert haben.

Gegenstimmen fielen unter die Zensur. Auch Pfemfert hatte sich während des Krieges politischer Kommentare enthalten müssen. Es gelang ihm jedoch durch die Auswahl von Erzählungen und Gedichten »feindlicher« Schriftsteller, die politische Einstellung zwischen den Zeilen sichtbar zu machen. Er gab für jedes in den Krieg verwickelte Land eine Kunst- und Literatur-Sondernummer heraus, veröffentlichte die drastischen Frontgedichte Wilhelm Klemms und Oskar Kanehls und konfrontierte seine Leser in kurzen Kommentaren mit der Wirklichkeit. Zur »Sondernummer Deutschland«, eingeleitet durch einen Essay Heinrich Manns, schrieb er: »Es fehlen wirklich weit mehr als 93 Künstler und Intellektuelle, es fehlen sogar die Meister Hermann Bahr, Hofmannsthal, (...) Aber ich will das Versäumte nachholen, einst, wenn ich bessere Nerven und Humor besitzen werde.«

Diese Zeit kam nicht. Stattdessen wandte sich Pfemfert nach 1918 - desillusioniert von den Nur-Schriftstellern - von der Literatur und Kunst ab. Sein noch verbliebener Kreis um »Die Aktion« ging im Spartakusbund auf. Nach der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts, nach der Revision des bis dahin linken KPD-Programms auf dem Heidelberger Parteitag 1919 verließ er, wie viele andere Linksradikale, die Partei. Gemeinsam mit dem ehemaligen SPD-Reichstagsabgeordneten Otto Rühle verwandelte er seine Zeitschrift in ein theoretisches Organ des Rätekommunismus und warb für die AAU-E (Allgemeine Abeiter Union-Einheitsorganisation), deren Konzept die dezentrale Organisation der Arbeiterschaft auf Betriebsebene war.

Franz Pfemferts rigider Moralismus würde heute bestenfalls als antiquiert belächelt werden. Er beschränkte seine Funktion nicht auf das Bereitstellen eines Analyseapparats, aus dem sich ein unbekanntes revolutionäres Subjekt selbstbedienen kann oder auch nicht. Er forderte und versuchte das konkrete Eingreifen. Es kam ihm nicht auf den heute beliebten Diskurs von Macht und Gegenmacht, von Beziehungsnetzen oder von der Gefangenheit im System an, sondern schlicht auf das Bekämpfen sichtbarer Macht, auch und gerade, wenn sie sich in linken Organisationen neu breitmachte und emanzipierte Zielvorstellungen auf einen neuen Umweg lenkte.

Lieferbare Titel: »Die Aktion. Katalog des Städt. Kunstmuseums Bonn«; hrsg. v. Alfred M. Fischer, Bonn 1984; 12,- DM

Franz Pfemfert: »Ich setze diese Zeitschrift wider diese Zeit« (Hg. Wolfgang Haug), Sammlung Luchterhand 1985,16,80 DM

Die Holzschnitte (Reihenfolge: S. 77-79) sind von Seiwert, Valloto (Bakunin), Arntz und Seiwert. Alle wurden in der »Aktion« veröffentlicht

Literatur-Konkret 1985, S. 80

Karl-Heinz Götze

Eigenschaften der Verlierer

Eine durch nichts gefährdete Liebe verband Alfred Andersch über zwanzig Jahre brieflich mit seiner Mutter. - Seine unermüdliche Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft als Mäzen zeigt der Briefwechsel mit Arno Schmidt. Karl Heinz Götze über die beiden Dokumentationen

Man kann Andersch' Briefe an seine Mutter natürlich als zeitgeschichtliches Dokument lesen. Einem so regelmäßigen Briefwechsel, der am 9.8.1943 beginnt und Weihnachten 1975 endet, läßt sich manches über die Verhältnisse in Deutschland und anderswo entnehmen. Dabei läge der Ertrag weniger auf der Ebene der raren, globalpolitischen Reflexionen. Dafür sind Mütter wohl nicht der geeignete Adressat. Man erfährt aber vieles über den deutschen Alltag der vergangenen vier Jahrzehnte, zunächst über Bomben und Hunger, dann später über die Zeiten, als Funkredakteure noch ein Zelt kauften, um auf eine dem Gehalt angemessene Weise die Welt kennenzulernen, nicht um es »für die Kinder« im schattigen Olivenhain des »wahnsinnig günstig« gekauften eigenen Bauernhauses in der Toskana aufzustellen. 1960 schafft sich Mutter einen Plattenspieler an, elf Jahre später scheint es immer schneller aufwärts-vorwärts zu gehen. Doch bald haben alle »... mit der Wirtschaftskrise zu kämpfen. Die fetten Jahre sind vorbei«.

Man kann den Briefwechsel aber auch als wichtiges Element einer zu schreibenden Andersch-Biographie lesen. Alle Lebensstationen, Reisen, Anstellungen werden sorgfältig inventarisiert, so sorgfältig wie die Inventarliste, die der Briefschreiber 1944 von seiner ausgebrannten Wohnung macht, um sie den Behörden zuzustellen. Schon die Bücherliste, obgleich von einem aus dem KZ entlassenen Kommunisten sicherlich dem Amt gegenüber nicht ganz vollständig, weist Fixpunkte des Horizonts auf, den Andersch in Zukunft abschreiten würde. Da gibt es Literatur von der Odyssee bis Proust und Rimbaud, auch viel von jünger, den er zeitlebens als großen Schriftsteller verehrte, daneben aber auch viel Geschichte, Kunstgeschichte und schon Reisebücher, eine von mehreren »kleinen« Gattungen, denen Andersch neue Dimensionen erschließen sollte.

Auch wer sucht, was der Dichter über seine Dichtungen sagt, wird fündig werden. Er schickt alles, was er produziert, kommentiert seiner Mutter. »Es gibt keine Zelle von mir, die ich Dir nicht sofort schicken würde«, schreibt er noch 1974. Andersch produzierte viel und vielerlei, Erzählungen, Romane, Dramen, Hörspiele, Spielfilme, Features, Essays, Reportagen, Reiseberichte, Reden, Textsammlungen, Zeitschriften - nur von Lyrik ist nicht die Rede. Die Selbsteinschätzungen sind während der fünfziger Jahre nicht ohne Gefallsucht und Schönfärberei. jedes neue Stück ist immer besser als das andere, schlägt immer weitere Kreise mit jubelnder Begeisterung.« Der große Erfolg ist übrigens die 'Weltreise auf deutsche Art'. Das ist wirklich nahezu mein bestes Stück. Die 'Frankfurter Hefte' bringen sie im Maiheft. Münster, Dirks, Guggenheimer, Kogon sind wild vor Begeisterung, und so jeder, der sie gelesen hat.«

Später werden die Kommentare offener, realistischer. Etwa anläßlich des umstrittenen Romans »Die Rote«, deren ambivalente Aufnahme und bis heute negative Einschätzung Andersch vorausgesehen hat: »Liebe Mama, für Deinen Brief vom 6. danke ich Dir herzlich, und vor allem für Deine guten Worte zu meinem Buch. Es wird bei der Kritik keine so günstige Aufnahme finden wie 'Sansibar', weil es für die.heutige politische Lage geschrieben ist. Über 'Sansibar' konnten sich von links bis rechts alle einigen, aber 'Die Rote' tritt der Rechten schwer auf die Zehen, und da die Rechte heute schon wieder in Deutschland herrscht und den größten Teil der Presse beherrscht, wird es viel Geschrei geben.« Über »Winterspelt«, seinen letzten Roman, schreibt Andersch an die Mutter: »... mit 'Schinken' habe ich nur gemeint, daß es ein dickes Buch wird. Politisch? ja, politisch wird es auch. ich habe noch nie ein unpolitisches Buch geschrieben.«

Zeitdokument, Material für künftige Biographen (wo sind sie?), Lebensdokument, Werkkommentar, - wer die Briefsammlung in erster Linie so wahrnimmt, ist unempfindlich gemacht worden für das eigentlich Erstaunliche dieser Edition: Sie ist ein Mutter-Sohn-Briefroman, eine bis ins Alter beider Korrespondenten dauernde, durch nichts gefährdete, selbstlose, dankbare Liebesbeziehung, wie sie früher im (meist schlechten) Buche stand. Da schreibt einer so, als müsse die Ablösung von der Mutter nie stattfinden und man könne auch ohne sie ziemlich erwachsen werden. Schenken Sie das Buch Ihrer Mutter zu Weihnachten, und sie wird Sie vorwurfsvoll ansehen und sagen: Solche Briefe hättest Du mir senden sollen...

Schon die Liebe des »Grünen Heinrich« ist nicht frei von Ausbeutung, die Opferbereitschaft dieser Mutter nicht ohne Schuld und tödliche Konsequenzen. Bereits der Roman des 19. Jahrhunderts sah das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn prekär. Peter Weiss, nur zwei Jahre jünger als Andersch, wurde vierzig Jahre seines Lebens blockiert vorn Haß auf seine Eltern, seine Jugend erschien ihm völlig verfinstert durch deren Schatten. Das ist die dominierende Sichtweise in der Literatur des 20. Jahrhunderts, die auch in den glücklich verlaufenen Geschichten durchschimmert.

Nichts davon bei Andersch. Da schreibt ein erwachsener, erfolgreicher Mann seiner Mutter über Jahrzehnte hinweg beinahe wöchentlich, läßt sich die Post zur Wehrmacht nach Italien, ins Kriegsgefangenenlager in den USA, ins Eismeer, in den mexikanischen Urwald, in alle Ecken der Welt nachsenden - und sie kommt an, die Weite Norwegens, die Schlamperei

der italienischen Post, das Chaos in Lateinamerika vermag nichts dagegen. Andersch schreibt der Mutter, bis sie über neunzig ist und er schon über sechzig.

Wir haben uns daran gewöhnt, solchen Familienverhältnissen gegenüber mißtrauisch zu sein, und so fällt es denn auch nicht schwer, Spuren des Verdrängten überall dingfest zu machen. Zum Beispiel ist nie die Rede vom Vater, ein kleinbürgerlicher, autoritär-konservativer Quälgeist, von dem die »Kirschen der Freiheit« berichten, zum Beispiel bleiben die anderen Familienmitglieder undeutlich. Vor allem aber werden Brüche geglättet. So schreibt Andersch Mitte 1944 als Soldat der Wehrmacht aus Italien - ab Oktober 1944 dann im gleichen »Liebe Mutter-mir-geht-es gut«-Ton aus einem US Gefangenenlager. Daß er desertiert ist, verrät keine Zeile. Ebensowenig, wie er nach dem Krieg zum Herausgeber des »Ruf« und Redakteur einer der wichtigsten Kultursendungen wurde, warum er später »Texte und Zeichen« aufgab, warum er seine Stellung kündigte, Deutschland verließ und sich im Tessin ansiedelte. Das war nicht nur der verwirklichte Traum, als freier Schriftsteller leben zu können.

Das Außerordentliche dieser Mutter-Sohn-Beziehung liegt nicht zuletzt darin, daß diese Brüche gerade der alten, über achtzigjährigen Dame nicht in wachsender Schonung und Heuchelei verheimlicht, sondern offengelegt werden. Am 8.6.1973 antwortet Andersch auf einen Brief, in dem die Mutter geschrieben hatte, seine Frau und er stünden jetzt wohl auf der Höhe ihres Ruhms: »Erlaube mir, noch etwas zu sagen zur `Höhe des Ruhms von Gisela und Alfred Andersch'!... Leider bin ich kein Grass oder Böll oder Frisch, sondern nur ein mittelprächtig gehender Autor, habe mehr Gegner als Freunde, sitze in einem Arbeitsloch. Das ist meine 'Höhe des Ruhms'... Aber das macht nichts. Es kommt nur darauf an, daß das, was man macht, so gut wie möglich wird. Und daß man sich das Leben nicht vermiesen läßt, nicht mißtrauisch und böse wird, sondern freundlich bleibt, nicht aus Berechnung, sondern weil man sonst aufhören könnte, zu arbeiten und zu leben.«

Die Freundlichkeit, von der da die Rede ist, durchzieht die Briefsammlung, unterfüttert die Liebe Sie verhindert, daß das soziale und Bildungsgefälle von Sohn zu Mutter in hochnäsige Belehrung umschlägt (»Unter Features, gesprochen fitschers, versteht man Sendungen wie z.B. mein Schumann-Plan Manuskript« schreibt der Vater des deutschen Funkfeatures an seine Mutter).

Andersch' Freundlichkeit dokumentiert der Band der netten Diogenes-Leute (»Die Diogenes-Leute sind die nettesten, die ich kenne .. «) trefflich, aber die sind nicht nett genug, um Andersch' Freundlichkeit der Mutter gegenüber zu teilen, denn sie präsentieren diesen intensiven Briefwechsel zwischen zwei Korrespondenten als Sammlung von Dichterbriefen an ein Wesen, das keine eigene Stimme hat, die Mutter als Wetzstein, an der das Genie seine Funken schlägt. Das mag üblich sein, gehört aber geändert, widerspricht fundamental auch der Haltung der Briefe, die nicht für die Nachwelt, fürs Publikum geschrieben wurden, sondern für eine faszinierende Frau, von der man keine Zelle zu lesen bekommt. Platz wäre gewesen, denn von den Sohnesbriefen hätten einige durchaus im Archiv bleiben können.

Die Verkehrsformen in Familie und Beruf sind nicht die gleichen. Mamis braver Liebling kann Kollegen oder Konkurrenten ein Wolf sein. Der Briefwechsel zwischen Andersch und Arno Schmidt zeigt Andersch' Mäzenatentum, seine unermüdliche Freundlichkeit und nimmermüde Hilfsbereitschaft im beruflichen Bereich. Solche Eigenschaften - Brecht hat es vorgeführt und die Realität spielt es immer wieder nach - gelten unter unseren Verhältnissen als unzweckmäßig, unökonomisch, als Eigenschaften der Verlierer.

Hier darf man sich einmal so richtig freuen, denn hier ist es einmal so ausgegangen, wie sonst nur im Märchen: Andersch' Freundlichkeit, verknüpft mit einer sicheren Einschätzung literarischer Qualität, trägt den Sieg davon über die schlauen Verkaufserwägungen der Verleger, die am Ende nicht nur als literarische Banausen, sondern auch als schlechte Rechner dastehen.

Alfred Andersch war in den fünfziger Jahren der einzige Großkopfete der westdeutschen Literaturszene, der den literarischen Rang von Arno Schmidt erkannt hat. Andersch an Schmidt nach der Lektüre von dessen Herder-Buch: »Lieber Arno Schmidt, ich habe eben den 'Herder' gelesen. Ginge es auf dieser Erde mit rechten Dingen zu, so müßten Sie das donnernde Haupt einer deutschen Akademie sein. Aber es geht immer mit unrechten Dingen zu, und so bleibt uns nur die Freiheit unserer Zellen, deren freieste Sie bewohnen. Sie sind unser größter Autor - so groß, daß ich es ohne jeglichen Neid sagen kann.«

Andersch hat Schmidt damals einen großen Teil seiner Honorare besorgt, dafür gesorgt, daß er nicht 'alle Winter von Eicheln leben mußte', sondern mit seiner Familie immerhin 120 DM monatlich hatte und ermunterte ihn vor allem unablässig, eine Arbeit fortzusetzen, die keiner schätzte, die unverkäuflich war: »Daß seit 53 überhaupt noch etwas von mir erscheint, ermöglichen ja lediglich Sie (indem Sie mir drei Viertel meiner Einnahmen zuspielen; und mich - etwa beim 'Kosmas' als *absolut Einziger!* - mit Lob und Zuspruch versehen: also gleich *beiden* Arten von eiserner Ration für den Lebensslalom ... «, schrieb Schmidt an Andersch 1956.

Vor allem hat Andersch Schmidt einen Verlag zu verschaffen versucht. Die Suche dokumentiert der Band in den immer neuen Zeugnissen ihres Mißlingens:

Anfang der fünfziger Jahre war Schmidt Autor bei Rowohlt, aber sein Verlag lehnte nicht nur seine neuen Texte ab, sondern sagte ihm auch, wie er schreiben solle. So Ledig-Rowohlt »als er dröhnend Cetams 'Götter, Gräber, usw.' schwenkte und mir mitleidig riet: 'Hier: sowas müssen Se ma schreim!'«

Andersch beginnt seine Suche. Zunächst fragt er Kogon, den linksoppositionellen Herausgeber der »Frankfurter Hefte« und Verleger (».. der Autor ist auch ganz, ganz außergewöhnlich, und ihn zu verlegen, einfach ein Ruhmesblatt ... «). Kogon lehnte wegen der antireligiösen Polemik Schmidts ab.

Andersch rät Schmidt, es doch einmal bei Kiepenheuer & Witsch zu versuchen: »Herr Böll, mit dem ich gut befreundet bin - er ist ein fabelhaft anständiger Kerl und ein ausgezeichneter Schriftsteller - ist Lektor vom Kiepenheuer-Verlag, und wenn er bei Ihnen anfragt, so hat das immer Hand und Fuß. Ihm können Sie jederzeit Vertrauen schenken. Der Verlag Kiepenheuer ist sehr gut. Schreiben Sie doch einmal Böll, ob Kiepenheuer Ihnen nicht einmal eine Übersetzung anvertrauen will.« Die Sache hatte Hand und Pferdefuß. Kiepenheuer lehnte ab, Schmidts Werke zu verlegen.

Andersch wirbt für Schmidt bei Eduard Reifferscheid, dem Besitzer des Luchterhand-Verlags: »Ich hielte es für eine grobe Fahrlässigkeit innerhalb meiner Tätigkeit für Sie, wenn ich Sie nicht darauf aufmerksam machen würde.... daß hier die einmalige Gelegenheit für einen Verleger besteht, einen Autor zu bringen, den ich, wenigstens was seine Bedeutung für eine Erneuerung der deutschen Sprache betrifft, für geradezu einzigartig halte ... «. Die Absage kam einen Monat später.

Suhrkamp? »Auf meiner Reise habe ich Suhrkamp, Frankfurt, und Schifferli, Zürich, gefragt, ob sie an Ihnen als Autor interessiert wären. In beiden Fällen ein glattes Nein. Es ist furchtbar. Ich bin darüber vielleicht deprimierter als Sie. Aber Sie müssen es schaffen - Sie müssen einen halbwegs anständigen Verleger finden.

Aber wie einen anständigen Verleger finden? »S. Fischer?? Dort schrieb man mir schon bei Vorlage der 'Pocahontas' wörtlich 'Wir scheuen uns davor!'«

Und so weiter auch in der zweiten und dritten Liga des deutschen Verlagswesens. Fast bis zum Tode. Bis dann die gute Fee ein Einsehen hatte und den jungen Millionär ans Gartentor in Bargfeld geschickt hat...

So richtig fröhlich vermag das Ganze schließlich doch nicht zu stimmen, allenfalls hämisch. Die Geschichte, in der am Ende das Gute siegt, entpuppt sich als Geschichte eines Skandals. Und dieser ist nicht das Fehlurteil einzelner Verleger oder Lektoren. jeder, der häufig mit Literatur umgeht, hat sie getroffen. Der Skandal ist auch nicht, daß Schmidt die literarische Öffentlichkeit gegen sich hatte. Das mußte so sein. Der Skandal ist, daß sich hier im Falle eines Autors von unbestreitbarem Rang unser Verlagssystem in toto als so ausgrenzend, so literaturfeindlich, so produktivitätshemmend und dabei so effektiv erwiesen hat, wie es direkte politische Zensur kaum sein kann. Die Zensur eines Autors findet bei uns nicht statt, solange Aussicht besteht, an ihm zu verdienen. Das ist keine neue Erkenntnis, aber sie ist selten so augenfällig bestätigt worden.

Alfred Andersch: »... einmal wirklich Leben«. Ein Tagebuch in Briefen an Hedwig Andersch 1943 bis 1975, Diogenes Verlag, DM 34,-

Arno Schmidt: »Der Briefwechsel mit Alfred Andersch«. Alle erhaltenen Briefe, Postkarten und Telegramme der gemeinsamen Korrespondenz 1953-1979; mit einigen Briefen von Gisela Andersch, Hans Magnus Enzensberger, Helmut Heißenbüttel und Alice Schmidt, Haffmanns Verlag, ca. 80,- DM

Literatur-Konkret 1985, S. 84

Jürgen Pelzer

Die Zechs, Grubers und Schlotts

Den Mythos der »Stunde Null« demontierte ein Theaterstück von Michael Schneider, das jetzt zusammen mit einer Dokumentation erscheint - aus sehr aktuellem Anlaß.

Sicher erinnern sich manche noch an Michael Schneiders Theaterstück »Die Wiedergutmachung«, das im Frühjahr *1977* am Staatstheater Wiesbaden aufgeführt wurde und sogleich für einige Aufregung sorgte, da hier in aller Deutlichkeit und Offenheit der Mythos der »Stunde Null« und damit einer der wichtigsten Pfeiler bundesdeutscher Legitimationsideologie demontiert wurde. Trotz der überaus positiven Resonanz wurde das aufmüpfige Stück damals nicht in die neue Saison übernommen und auch andernorts nicht mehr gespielt, obendrein wurde auch der zuständige Intendant entmachtet - der deutsche Herbst warf seine Schatten voraus.

Wenn nun der Schauspieltext erstmals in einer Lesefassung, und samt hervorragender Dokumentation im Anhang, aufgelegt wird, so aus aktuellem Anlaß: Der vor allem mit dem Namen Flick verbundene und in seinen Dimensionen immer noch nicht voll ausgeleuchtete Bestechungsskandal hat den immensen Einfluß jener altindustriellen Führungsschicht schlagartig verdeutlicht, die bislang jede Krise, ja selbst den 'Zusammenbruch' von *1945* mühelos überstanden hat. Von den taktischen Winkelzügen und Manövern dieser Kreise, vor allem vom Kunststück, sich binnen weniger Monate vom Ruch der Komplicenschaft mit dem Nationalsozialismus reinzuwaschen und sich den Amerikanern als freiheitliche Juniorpartner anzudienen, handelt »Die Wiedergutmachung« in der Hauptsache.

Der Bereich des Ökonomischen wird hier also nicht, wie in den meisten dramatischen oder epischen Auseinandersetzungen mit Faschismus, Krieg und Nachkriegszeit verschämt ausgespart, sondern in den Mittelpunkt gerückt. Dieses Stück hätte unbedingt zur diesjährigen Feier des *8.* Mai auf die Bühne gehört: Über die Entwicklung nach *1945* erfährt man mehr als in allen Podiumsdiskussionen und offiziellen Verlautbarungen zusammengenommen.

Um die Frage zu beantworten, warum sich die verbreiteten Hoffnungen auf eine sozialistische Demokratie ohne Konzernmacht und alte Führungscliquen so rasch zerschlugen und stattdessen die alten Machthaber wieder auf die Füße fielen, wählt Schneider die Form einer zumeist farcenhaft-parodistischen Politrevue, in der es, auf der Basis genau recherchierter historischer Fakten, zu allererst darauf ankommt, die gesellschaftspolitischen Kräfteverhältnisse, die entscheidenden Drehpunkte der Entwicklung zwischen *1945* und *1948* darzustellen.

Tragische Züge kommen ins Spiel, wenn es um die Arbeiterseite, vor allem um die letztlich doch wieder verpaßte Aktionseinheit geht. Die Protagonisten beider Seiten sind erfunden: Sie stellen, im Brechtschen Sinne, bestimmte Haltungen und Ideologeme überdeutlich aus. Gekonnt werden Techniken des Elisabethanischen Historiendramas, parodistische Elemente, ja sogar Formen der antiken Tragödie genutzt. Das Ganze wird in brillant versifizierter, erstaunlich griffiger, gelegentlich auch witzig-sentenzenhafter Sprache dargeboten. Eine ideale Mischung aus Dokumentation und Verfremdung.

Die Kräftekonstellation zu Anhang des Stücks ist recht eindeutig, denn der zerschlagene Faschismus hat eine Trümmerlandschaft hinterlassen, in der, so sieht es jedenfalls aus, auch die sozialen Klassenunterschiede eingeebnet sind. Kommunisten, Sozialdemokraten und andere Widerstandskämpfer machen sich in dieser Phase, mit erstaunlichem historischen Optimismus, gestützt auf die Bestimmungen von Potsdam und den erklärten Willen zur Einheit der Arbeiterbewegung, an die Aufbauarbeit.

Die Gegenseite, repräsentiert durch den Stahlkönig Zech, den Bankier Gruber und Direktor Schlott, ist derweil damit beschäftigt, die gröbsten Spuren ihrer profitablen Kollaboration mit dem Nationalsozialismus zu verwischen. Doch schon bald setzt Zechs folgenreiche seelische »Wandlung« ein, dargeboten als herzzerreißende Story eines Kapitalisten, der plötzlich die Verwerflichkeit und Korrumpiertheit seiner Geschäftspraxis erkennt, seinem Besitz (über den er im Augenblick ohnehin nicht verfügen kann) am liebsten »entsagen« würde und obendrein nicht vergißt, auch in seiner gesamten Umgebung Verfall, Sünde und Schuld festzustellen.

Daß dies alles selbstverständlich nicht ohne handfeste politische Taktik inszeniert wird, liegt auf der Hand. Wie das berühmtberüchtigte Ahlener Programm (so benannt »nach einem Fisch / Der schwer zu fassen ist«) ist auch die ominöse »Wandlung« Zechs Ausdruck politischer Furcht vor der ohnehin anstehenden Sozialisierung. »S' ist besser, Fritz«, - so Zech - >,Wir selber fordern unsre Abschaffung / Als daß man uns abschafft *ohne* uns!« Hier wird jene »Wiedergutmachung« oder »moralische Erneuerung« eingeleitet, mit der man sich flugs ein zeitgemäßes Image zulegt und in den Augen der amerikanischen Kalten Krieger sehr bald als Garant westlicher Freiheit dasteht.

Bevor dieser neue Kurs, mittels Währungsreform, Marshall-Geldern und Begnadigungen, endgültig durchgesetzt ist und Zech »als neuer Mensch« in alter Stellung tätig werden kann, um so »in aktiver Reue den Fleck abzuwaschen«, kommt es zunächst noch zu einem grandiosen, theatralisch inszenierten Showdown zwischen den antifaschistischen Anklägern, die in

Nürnberg noch einmal das ganze Ausmaß der profitablen Zusammenarbeit von Industrie und Nationalsozialismus demonstrieren, und den Verteidigern, die in der Wirtschaft einen gänzlich unpolitischen, »eigengesetzlichen« Bereich sehen. Wer am längeren Hebel saß, ist bekannt.

Während also die Zechs, Grubers und Schlotts scheinbar unaufhaltsam den Weg kapitalistischer Rehabilitation gehen und so den *1945* verlorenen Krieg auf ihre Weise doch noch gewinnen, sieht die Lage für die Gegenseite zusehends schlechter aus. Die ursprünglich beschworene Einheit der Arbeiterklasse zerbricht schon bei den ersten Belastungsproben. Der Kommunist Boringer wird immer stärker isoliert und schließlich gänzlich ausgeschaltet, den Sozialdemokraten sucht man mit partnerschaftlichen Phrasen zu ködern. Solcherart gespalten, kann man der weiteren Entwicklung keinen wirksamen Widerstand mehr entgegensetzen.

Genau in diesem Aspekt liegt der größte Nutzwert der »Wiedergutmachung«. Denn auch die Vergegenwärtigung »verschütteter Träume der Vergangenheit« mag dazu beitragen, die »Musik der Zukunft« erklingen zu lassen.

Michael Schneider: »Die Wiedergutmachung oder Wie man einen verlorenen Krieg gewinnt«, Schauspiel mit Dokumentation, Kiepenheuer & Witsch, 1985, DM 34,-

Literatur-Konkret 1985, S. 85

Christel Dormagen

Du bist anders als all die anderen

Aus der Zweisatzrezension »Ich habe die Bücher gelesen. Und es war nicht umsonst« entspann Christel Dormagen den folgenden Briefwechsel mit der gedoubelten Redakteurin

Liebe Frau Klein!

Ich habe die Bücher gelesen. Und es war nicht umsonst.

Schönen Gruß....

Sehr geehrte Frau Dormagen!

Es freut mich zu erfahren, daß es mit dem Artikel über »Die Andere Bibliothek« vorangeht. Nur wüßte ich gerne bis zum Redaktionsschluß am 16.8., warum es »nicht umsonst« war, die Bücher gelesen zu haben.

Ihre...

Liebe Frau Klein!

Es handelt sich um ein Mißverständnis. Ich habe mich bemüht, den Artikel diesmal wirklich kurz zu halten. Zum ersten Mal stellte ich mir vor, daß es möglich sein müßte, daß Rezensenten einfach nur fürs Lesen bezahlt werden. Wenn es nämlich nicht mehr über das Gelesene zu sagen gibt, als daß es nicht umsonst war.

Gruß...

Sehr geehrte Frau Dormagen!

Wie Sie wissen, sind wir ein kleiner Verlag, dem es aus finanziellen Gründen nicht möglich ist, eine größere Anzahl repräsentativer Rezensenten für die Tätigkeit des Lesens zu beschäftigen. Wenn dem so wäre, würde die Plausibilität Ihrer Argumentation weitere Nachfragen meinerseits erübrigen. Vielleicht wäre es bei anderer Gelegenheit ein unterhaltsamer Versuch, das herrschende Prinzip: Wer liest, d er zahlt, gedanklich in ein: Wer schreibt, der zahlt, zu verkehren. Im Moment drängt die Zeit jedoch etwas, so daß ich Sie nur bitten kann, mir möglichst in Artikelform mitzuteilen, ob die gelesenen Bücher, beziehungsweise die Reihe etwas damit zu tun hat, daß Sie sich zum ersten Mal vorstellen konnten, einfach nur fürs Lesen bezahlt zu werden.

Gruß...

Sehr geehrte Frau Klein!

Ich sollte ja die Reihe als Gesamtunternehmen besprechen. Und da fangen die Schwierigkeiten an. Wie Sie wissen, bringt der Greno-Verlag seit Januar 85 jeden Monat ein Buch heraus. Vorangekündigt werden immer nur höchstens vier. Das Vorhaben ist nach vorne offen. Ich kenne erst sieben Bücher. Die habe ich gelesen. Ich möchte sie so beschreiben: Sie haben alle dasselbe Format von 12 x 22 cm, aber nicht dieselbe Seitenzahl. Einige sind einfarbig (schwarz, rot), andere marmoriert; eines hat zarte rote Farbsprengel auf blauem Pappgrund. Eins ist in Leinen gebunden. Eines zeigt goldene arabische Schriftzeichen auf leuchtendem Grün. Alle besitzen ein rotes Lederetikett als Rückenschild mit goldgeprägtem Autor und Titel, getrennt durch einen kleinen Goldkometen. Die Schrifttype ist, anders als in den bleigesetzten Seiten, hier immer dieselbe. Ein rotes Lesebändchen ist in den Rücken eingearbeitet, und ein Kaptalband trägt Titelaufdruck, Preis, Reihennamen, Herausgeber. Dazu den Hinweis auf die Existenz einer kostenlosen Begleitbroschüre und die Bemerkung, daß der Band auch als limitierte Vorzugsausgabe zu haben ist. Der Verlagsname fehlt. Die Vorderdeckel unterscheiden sich. Mal sind sie stumm, mal gibt es ein stilles »BS«, mal ein geprägtes Wappen. Dann die schon erwähnten arabischen Zeichen, die ich nicht übersetzen kann. Nicht nur bei einem flüchtigen Blick auf die Titel der Reihe ist festzustellen, daß die Bücher außer diesen und noch ein paar weiteren edlen Formalien nichts gemeinsam haben. Der Verlag selber läßt darüber nicht im unklaren: »anything goes«. ja, mehr als das: Er läßt insgesamt nichts zu wünschen übrig. Das eben macht meine Rezensentenschwierigkeit aus.

Mit Gruß...

Liebe Frau Dormagen!

Aus Ihrem letzten Schreiben entnehme ich, daß es weniger die Inhalte der gelesenen Bücher sind, die Sie anscheinend sprachlos machen, als vielmehr deren Form beziehungsweise Repräsentation. Ohne Ihnen zu nahetreten zu wollen, brachte mich Ihre ausführliche Beschreibung der Bucheinbände auf die nicht eben sehr espritvolle Idee, demnächst eine Besprechung bei einem Buchbinder in Auftrag zu geben.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Ihre Beschreibung nur ein Abbild der Formfetischisierung ist, wie sie »Die Andere Bibliothek« in ihrer Ankündigungsbroschüre vorführte. Dort war so gut wie ausschließlich von der Qualität des Buchs als Schriftträger die Rede, von dem »Bedürfnis«, das, was wir wissen wollen, in die Hand zu nehmen, um es zu begreifen und festzuhalten«. Ein anrührender Versuch, ein letztes Winken aus der Welt der Gegenstände, bevor diese sich endgültig in der elektronischen Information immaterialisiert hat!

Aber was denn bitte wollen diese vorzüglichen Buchdeckel festhalten außer das Buch selber?

Ihre...

Liebe Frau Klein!

Ich muß noch einmal ausweichen. Auf Ihre letzte Frage geben nämlich auch die Nebenfesthalter Auskunft. Ich habe inzwischen alle buchbegleitenden Magazine gelesen. Sie sind perfekt. Einesteils machen sie neugierig auf die Bücher, andernteils befriedigen sie die durch die Lektüre entstandene Neugier. Auf die Biographie der Autoren, auf alte und neue Meinungen zum Werk. Es kommen andere Autoren zum selben Thema zu Wort. Es gibt Informationen zum Land, in dem das Buch sich ereignete, und wissenschaftliche Originalbeiträge. jedes Heft hat ein eigenes zweifarbiges Layout, glücklich ausgesuchte Illustrationen, mal Zeichnungen, mal Fotos. Die abgedruckten Textproben hatte ich selber in den jeweiligen Büchern angestrichen. Ein schlauer Redigierkopf steckt hinter diesen ausgelagerten Klappentexten (in den Büchern selbst fehlen sie betontermaßen). Sie bevormunden nicht, sind zeitgenössisch gestylt und setzen doch nicht auf Vergänglichkeit.

Ein vollkommenes Design. Man kitzelt alle Lüste der Einzelgängerintelligenz, man feiert die neue Anfaßbarkeit, man setzt subversive Gerüchte in Umlauf (von H.M.E.s. abzuzahlendem Wasserschloß und seinen lizenzfreien Ladenhütern), man beschwärmt die sinnliche Kraft alten Handwerks, man weiß vom Glück unentfremdeter Selbstverwirklichung eines kleinen Kollektivs, man befördert den Zufall zum Sinn. Und man verhehlt auch das Geldverdienen nicht (wir müssen uns über die regelmäßige Weingutanzeige wirklich nicht aufhalten!). in dem Maße, wie sich dieses Qualitätsunternehmen notwendig und hinreichend selber begründet und bewirbt, macht es mich stumm, ohne mich zu entmündigen. Es wirft mich eben aufs Lesen selber zurück. Und das war, ich möchte es wiederholen, ein Gewinn.

Gruß...

Liebe Frau Dormagen!

Ich habe den Verdacht, das Ganze hat sich als schwieriger entpuppt, als es wirklich ist, und möchte noch nicht locker lassen. Ihre heilige Berührungsscheu in allen Ehren. Nur, aus Ihren bisherigen Anmerkungen kann ich nicht umhin zu schließen, es werde mit der »Bibliothek« nichts anderes als der Gebrauchswert der schönen Form produziert. Als seien die schönen Inhalte paradoxes Opfer dieser schönen Form, infiziert von seiner erhabenen Gleichgültigkeit (und dabei denke ich nicht an die Beliebigkeit all jener flinken Alltagsbedienungsreihen anderer Verlage). Auch wenn diese Gleichgültigkeit von den Herausgebern als »nicht programmatisch« etikettiert wird. Man will, jetzt zitiere ich doch einmal, »eine Sammlung von Märchen, eine Reportage oder einen Essay, eine Kriminalgeschichte oder eine Legende, einen Roman oder eine Recherche, einen Briefwechsel oder einen wissenschaftlichen Bericht, oder aber ein Buch, das auf keinen dieser Namen hören will - ja, dieses Buch wäre uns vielleicht sogar am liebsten.« ja, das wäre doch mal was wirklich Besonderes!

Also nochmal meine Frage: Wird hier vielleicht die Last/Lust, in verstaubten Archiven Vergessenes auszugraben, befriedigt - als avantgardistische Variante gewissermaßen von Bertelmanns Lesering? Wird die Tendenz zur 'Verzeitschriftisierung' des Buches (jeden Monat ein neues Thema) nur geschickt als deren Negation verkauft: durch goodies wie astlochfreies Papier und Bleisatz? Wenn ich heute vor der Tagesschau sitze und mich frage: Was macht denn der Papst jetzt bloß wieder in Kenia?, so habe ich dank der »Bibliothek« eine Geschichte der Inquisition zur Hand. Was aber hat das mit der »Kunst und dem Vergnügen, Gedichte zu lesen«, in das ich im September durch Andreas Thalmayr eingewiesen werden soll, zu tun? Fragen über Fragen. Wäre es Ihnen nicht doch möglich, eine Superstruktur zu finden? Und sei es nur eine ganz kleine!

Gruß...

Sehr geehrte Frau Klein!

Wenn die Zeit nicht eilte und ich hier nicht in meiner ländlichen Zimmerflucht mit dem Artikel festsäße, fände ich es richtig schön, wie Sie mich und sich mitten in das Dilemma hineinschrauben.

Nur, was soll ich in die Falle tappen und aus dem Prospekt zum Beispiel den Satz herauspicken: »Luxus ist kein Verbrechen«. Er ist ja genau für seine Angreifbarkeit präpariert und plaziert worden. Das Hase-und-Igel-Spiel zwischen Verlag und Rezensenten geht immer schlecht für die kritischen Hasen aus. Es ist immer schon alles gesagt. Auch zu den Inhalten der Bücher. »Sie sollen für sich selber sprechen«, heißt es. Und ich bin sehr versucht, die Warnung ernstzunehmen, auch wenn Sie mich dazu verführen wollen, mich an der Suche nach einem Generalsinn zu beteiligen.

Ich könnte, schon um meine Notwendigkeit zu beweisen, mir kluge Gedanken machen. Es läßt sich, darin hat man ja Übung, gewiß ein gemeinsamer Nenner finden, der in der Tat über das Prinzip Beliebigkeit hinausgeht, ohne daß diese Superstruktur nur leer wäre oder so durcheinander-immergleich wie ein Fernsehvollabend. Aber man bespricht eben keine Bertelsmann-Reihe. Man müßte über das Lesen sprechen. Und ich gebe zu, von alleine wäre ich nicht auf die Idee gekommen, Lukian zu lesen oder Seumes Reisebeschreibung. Auch die Terroristenerinnerungen nicht und die Darstellung der Inquisition. Aber nun tut es mir nicht leid. Bibliomanie hin, intellektueller Snobismus her, da hat eine Reihe ja ihr Nützliches. Vielleicht können Bücherreihen sich heute nur noch mit Abstinenz von Leitlinien ihrer ideologischen Abnutzung widersetzen. Und »Die Andere Bibliothik« wäre gerade ein Versuch gegen die Gleichgültigkeit, indem sie von Zufall zu Zufall springt.

Ich kann Ihnen erzählen, daß ich nach dem Inquisitionsbuch in Lexika nach weiteren Informationen geforscht, mit Freunden mich unterhalten und mir Foucaults Verständnis von Folter und Geständniszwang zu vergegenwärtigen gesucht habe. Und mit dem Bericht des russischen Sozialrevolutionärs habe ich die Bekennerbriefe zu den jüngsten bundesrepublikanischen »Terroranschlägen« anders gelesen. Ich habe auch überrascht zur Kenntnis genommen, daß nicht wir Späten erst das wechselseitige Angewiesensein von Geheimdienst und Terrorismus durchschaut haben.

Ich will Ihnen jetzt nicht meine gesammelten Bildungserlebnisse vorführen, sondern eher Ihre Hypothese einschränken. Es geht gewiß um die Sicherung des Bestands an Gedachtem. Aber damit doch um Geschichte, um Fixierungen von Gedächtnis. Im Zeitalter des Verschwindens der Dinge wollen einige dieser Werke das Flüchtigste, das gesprochene Wort, dauerhaft machen.

Es war übrigens die Aufgabe der Inquisition, die Gesinnung des Verdächtigen dingfest zu machen. Dazu mußte er sprechen. Und jeder ihm entlockte gutgemeinte Satz war immer schon ein Beleg seiner Ungläubigkeit. Und diese peinlichen Verhöre wurden peinlich genau protokolliert und kehren sich nunmehr, als unfehlbares Gedächtnis, ihrerseits gegen ihre Protokollanten. Soviel zur Ohn/Macht des entäußerten Wortes. Sollen die Bücher sprechen. Meine Verurteiler- und Verfügbarmach-Sätze kommen sowieso als Bumerangs zurück.

Gruß...

Liebe Frau Dormagen!

Nach eingehender Beschäftigung mit dem Bumerang kann ich Ihnen nur das Buch »Bumerangs. Werfen, fangen und. selberbauen«, Hugendubel, München, empfehlen. Es heißt dort: »Für den kundigen Bumerangwerfer ist das Zurückkommen aber ganz im Gegenteil etwas Positives. Er weiß, daß nur, wenn er alles richtig gemacht hat und er einen guten Bumerang hatte, dieser wirklich zurückkommt, was ja Sinn des Bumerangwerfens ist. Viele halten aber die Geschichte, daß ein Bumerang zurückkommt, für eine Legende.«

Gleichwohl möchte ich Ihnen durch den Abdruck unseres Briefwechsels den Zweifel ausräumen helfen, ob es sich bei Ihren Strich-Wort-Sätzen tatsächlich um einen Bumerang handeln könnte.

Ihr Einverständnis voraussetzend....

Literatur-Konkret 1985, S. 88

Matthias Altenburg

Dem Leben kann man nur davonlaufen

Einmal im Jahr wird meiner Mutter lebensmüde. Dann ruft sie an und erzählt mir, wer im Dorf gestorben ist und wer gerade im Sterben liegt. »Ach Junge, wie solls mir gehen? Es ist Herbst; die Blätter fallen«.

Zweimal im Jahr hat der Tod Saison in den Medien: im April und im Oktober, wenn die Buchverlage ihre Neuerscheinungen auf den Markt bringen und Presse und Rundfunk darüber berichten. Stefan von Jankovich hat heuer auch ein Buch geschrieben. Titel: »Ich war klinisch tot«, Unteritel: »Der Tod - Mein schönstes Erlebnis«. Am Zentralfriedhof is Stimmung.

»Sterben -, nun, ich weiß, das hat es schon gegeben; doch: auch Leben gabs ja schon einmal«. Am 27. Dezember 1925, einige Stunden bevor er sich in einem Zimmer des Leningrader Hotels »Angleterre« erhängte, schrieb der junge russische Dichter Sergej Jessenin diese Zeilen - und weil er keine Tinte mehr hatte, schrieb er sie mit Blut. Fünf Jahre zuvor hatte er sich noch gewünscht: »Kein Lied nach meinen mehr, vom Dorf zu singen«. Nun, vom Dorf ist noch gesungen worden und auch vom Tod in den Dörfern.

*

Als 1980 ein erster Band mit Erzählungen des)ungen Österreichers Josef Haslinger erschien, da paßten die Texte so gar nicht in das, was man literarische Landschaft nennt. »Der Konviktskaktus«, das war sorgsame Erkundung der Außenwelt statt Introspektion, knappe, sachliche Beschreibung statt »ausufernde,Fabulierlust«.

Wieviele Skrupel und wieviel Mut muß einer haben, der sich fünf Jahre Zeit läßt, bevor er erneut debütiert. Noch dazu mit einer Novelle, nicht mal hundert Seiten umfassend: »Der Tod des Kleinhäuslers Ignaz Hajek«.

Da hat sich ein alter Mann erhängt, von dem alle dachten, der käme wieder auf die Beine. Da sind keine benennbaren Gründe, da gibt es keinen, der Schuld ist am Selbstmord vom Hajek Naz. Bis zum Schluß erfahren wir nicht, warum er das getan hat. Vielleicht, weil sein Leben ohnehin zu Ende war, vielleicht, weil er alles nochmal bedacht hatte, an diesem Tag vor seinem Tod. Ein Suizid, aber keine Sensation.

Josef, ein gestandener Mittfünfziger, erfährt vom Tod seines Vaters durch ein Telegramm. Bevor er mit dem Postbus in sein Heimatdorf fährt, trinkt er in einer Schänke noch ein paar Wein und erzählt allen, die es nicht hören wollen, daß der Ignaz ja gar nicht sein richtiger Vater gewesen, daß er, Josef, in Wirklichkeit der Sohn von Johanna Wandl, der Schwester seiner Pflegemutter, und eines dahergelaufenen und wieder verschwundenen Postbeamten sei. Und als Josef auf der Beerdigung erfährt, daß Ignaz Hajek ein Deserteur war, der sich während der letzten Kriegstage lieber in einer Mehltruhe auf dem Dachboden versteckt hat, als den Heldentod zu sterben, ist er froh, nicht so einen zum Erzeuger zu haben: »Wäre er mein richtiger Vater, ich könnte nicht weiterleben«, denn »wenn einer nicht kämpfen will, hat er nichts verloren auf der Welt«. Was war das für einer, dieser Ignaz Hajek, der hier nichts verloren hatte? Wenn er durch das Dorf lief, die alte Fellhaube mit den losen Ohrenklappen auf dem Kopf, dann haben ihn die Schulkinder ausgelacht. Der Ortsgruppenleiter soll schon vor vierzig Jahren gesagt haben, daß der Ignaz nicht richtig schwachsinnig, aber auch kein geistig gesunder Mensch sei. Und die Burschen waren froh, daß er bloß die Hanni, eine Übriggebliebene geheiratet und ihnen keine Normale weggeschnappt hat, der Naz mit der Blechhaubn, der seine halbe Monatsrente ausgegeben hat, um der Tochter des Schulrektors mal zwischen die Beine greifen zu dürfen, dieser komische Kauz, der Knecht vom Zehetbauern, der Sohn vom alten Dragoner Hugo Hajek.

Ferner könnte ein Land nicht sein als dieses ländliche Österreich, von dem Haslinger berichtet. Und fremder keiner sich fühlen als dieser Hajek, wenn er merkt, daß seine Zeit zu Ende, sein Zeitalter vergangen ist. Dabei exponiert der Autor nicht das Innenleben seiner Figuren. Er beschreibt, was ist und was war und wie es dabei riecht und roch. Sätze, die nichts bedeuten, als was sie sagen, eine Sprache, die ohne modisches Gefuchtel auskommt und deshalb ganz bei sich und ihrem Gegenstand bleibt. Da will ein Text nicht das Sprachrohr der Seelenlage seines Autors sein, und schon entsteht Literatur, die uns instand setzt, ein Stück Wirklichkeit zu erfassen.

Und warum Novelle, wo bleibt die unerhörte Begebenheit? Es stimmt, Josef ist der uneheliche Sohn Johanna Wandls. Es stimmt, Hanni Hajek ist seine Pflegemutter. Es stimmt nicht, daß Ignaz Hajek sein Pflegevater ist. Er war es, der Johanna geschwängert und, weil er sie nicht heiraten wollte, seinen eigenen Sohn an Kindes Statt angenommen hat. Wie Josef, der lieblose Sohn seines liebenden Vaters mit dieser Nachricht fertig wird, bleibt Sache des Lesers. Der Autor läßt es uns übrig.

Ich stelle mir vor, mir hätte jemand d ie Geschichte am Tresen erzählt. Wahrscheinlich hätte ich müde mit den Schultern gezuckt: Na und? Es ist der schönen Kargheit von Haslingers Sprache zu danken, daß der Stoff nicht zur

bedeutungsschweren Legende oder zum matten Schmankerl verkommen ist. Ihm ist eine Erzählung gelungen, so klar und rätselhaft wie das, worüber er schreibt.

*

Als vor zwei Jahren Christoph Heins »Drachenblut« in Westdeutschland herauskam, waren Leser und Presse einer Meinung: Ein Dichter ist uns erschienen. Die Begeisterung war so groß, daß sie manchem Rezensenten die Sprache verschlug. Die »Süddeutsche Zeitung« stammelte emphatisch: »Geschichten? Keine Geschichten, Erlebnisse ... « Eben, eben.

Mir ist schon damals nicht eingegangen, warum »Drachenblut« ein Kultbuch sein sollte. Nur, weil es schlecht geschrieben war? Nur, weil man statt Geschichten Erlebnisse zu lesen, statt Figuren Menschen wie dich und mich vorgeführt bekam, so, als würde das Leben selbst zu uns sprechen? Aber warum soll ich Bücher lesen, in denen ich mich doch bloß wiederfinde?

Heins neuer Roman, der diesen Herbst gleichzeitig bei Luchterhand und im Ostberliner Aufbau-Verlag erscheint, ist anders. »Horns Ende« erzählt die Geschichte des Museumsleiters Horn, dessen Leiche von spielenden Kindern im Wald entdeckt wird.

Einer fordert einen anderen auf, sich zu erinnern. So stehts am Anfang. Folgen tun dieser Aufforderung viele: Dr. Spodeck ebenso wie der Bürgermeister Kruschkatz, die verrückte Helene genauso wie Thomas, der Apothekersohn, und wie Gertrude Fischlinger, bei der Horn zu Untermiete gewohnt hat. In jeweils wechselnder Erzählerperspektive tragen ihre Erinnerungen dazu bei, daß ein vielschichtiges Bild vom Nachkriegsleben in der Kurstadt Guldenberg entsteht. Mit fortschreitender Lektüre differenziert sich dem Leser die Vorstellung, die er sich von den Personen gemacht hat; Identifikationsangebote werden aufgebrochen, Antipathien abgebaut.

Anders als in Haslingers Novelle, ist die Frage nach den Motiven des Selbstmörders, nach möglichen Schuldigen, ein Motor der hier geleisteten Gedächtnisarbeit. Aber mehr als den Gründen für Horns Ende kommen die Figuren dabei ihrem eigenen Leben auf die Spur. Dr. Spodeck stellt fest, daß er sich von seinem monströsen Vater jahrzehntelang hat korrumpieren lassen. Kruschkatz merkt, daß ihn die bösen Mittel zum guten Zweck in die Resignation getrieben haben. Und Gertrude Fischlinger, als sie ganz und gar verlassen ist, lernt, daß sie die Männer weit weniger nötig hat, als sie vermutet hatte.

Und Horn? Wenige Tage, nachdem er seiner Zimmerwirtin erklärt hat, daß man in seinem Leben nicht immer nur davonlaufen könne, ist er verschwunden. Man findet ihn im Wald, aufgeknüpft an einer Buche. Er, der sich immer dagegen verwahrt hat, sein Gedächtnis so einzurichten, daß es ihm ein leichteres Leben ermöglicht hätte, mußte sterben, damit andere sich erinnern. Sein Tod wird zur Bestätigung seines Lebens. Aus dem Orkus verlangt er den Bewohnern des Diesseits ihr Wissen ab - die Kunst machts möglich. Damit wird Heins Roman nicht zu einem Plädoyer für den Selbstmord, sondern zu einem für die Literatur. Sie ist es, die die Erinnerung wachhält.

Daß der Autor, an Faulkner geschult, auf einen auktorialen Erzähler verzichtet und statt dessen seine Figuren reden läßt, ermöglicht ihm, diese in ihrer Widersprüchlichkeit zu -belassen, enthebt ihn Jedoch nicht der Verantwortung für das, was und wie sie es sagen. Und das ist manchmal unsäglich. Anstatt den Apothekersohn in Ruhe berichten zu lassen, muß der sprachgewaltige Dichter zeigen, daß er auch noch da ist.

Da werden dann Stimmungen aufgedonnert mit Expression, Metaphern zu Trockenmist gepreßt: »Die Schatten des Waldes rückten unablässig näher, sanft und lautlos unter dem rotflammenden Wolkenschrei der hereinbrechenden Nacht«. Da überfällt dann Kruschkatz »mit der Wucht absonderlicher, unsinniger Ahnungen die Gewißheit meines Todes« und Spodeck erkennt « mit einer nie erlebten, drängenden Heftigkeit, daß ich Christine liebte, sie immer geliebt hatte, daß sie nicht meine Tochter war, sondern meine Frau«. All das verdirbt nicht die Geschichte, aber es lenkt von ihr ab. Gelegentlich erreichen die Dialoge den Realismus eines englischen Boulevardstückes, wo zwischen Tea-Time und Supper getiefgründelt wird: »Sie haben eine Vorliebe für Psychologie, Doktor?« Gefragt hat das Horn, aber geschrieben hat das Hein.

Und was, bitte, ist die »pomadige Schläfrigkeit« eines Sonntags und was sind »arglose Waden«, wenn nicht Beiträge für ein neues Kultbuch. Ich jedenfalls erinnere mich lieber des trockenen Lakonismus von Christoph Heins erstem Prosaband. Aber der lag ja schon voriges Jahr auf dem Ramschtisch.

Josef Haslinger: »Der Tod des Kleinhäuslers Ignaz Hajek«, ca.

DM 18.-

Christoph Hein: »Horns Ende«, ca. DM 26,80, beide bei Luchterhand

Literatur-Konkret 1985, S. 90

Silvia Bovenschen

Das rote Tuch des Minotaurus

Meienbergs Reportagen sind ungewöhnlich, weil er auf die als Ereignis bezeichneten Ereignisse verzichtet und stattdessen genau recherchiert. Er ist ein ernsthafter Chronist, ein indiskreter Mensch und überhaupt nicht nett, aber er kann schreiben.

Er ist ein publizistischer Einbrecher. Er bricht mit sprachlicher Gewaltsamkeit in die Ereignisse ein. Er möchte sich in die Wirklichkeit hineinschreiben »wie in einen Abzeß, den man zum Platzen bringt«, fast als solle den Dingen im Zuge der sprachlichen Operationen eine Bedrohlichkeit gegeben werden, die sie von sich aus nicht immer haben - oder doch? Die Beschreibung von Honoratioren und anderen Popanzen, die sich anläßlich der Einweihung eines Kunststempels versammeln und verheuchelte Reden halten, gehört zum journalistischen Standardrepertoire; auch die gezielten Hinweise auf die Höhe der Monatsgehälter, Ämterhäufungen, gewinnbringende Verschwägerungen und auf Ereignisse, die parallel und im Kontrast zur Kunstwelle gerade auf der Straße stattfinden, bleiben im Rahmen dessen, was man von gutem Journalismus verlangen kann. Anders verhält es sich damit: Im ersten Drittel des Buches befindet sich eine Reportage über die Hinrichtung eines offensichtlich Unschuldigen, eines armen Kerls, der zur Zeit des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz des Landesverrats verdächtigt wurde. Melenberg rollt den Fall gründlich auf. Aussagen, Protokolle, Zeitungsberichte werden miteinander konfrontiert. Ein Gewebe der Brutalität, der Feigheit, der Ignoranz und der Barbarei entsteht. Erstickend dicht. Am Ende der Reportage steht die Aussage eines in diesen Fall peinlich verwickelten Obersten, der - noch heute ein Befürworter der Todesstrafe - damals das hervorragende Verfahren und die sauber durchgeführte Hinrichtung genießend »die beste Zigarette seines Lebens« rauchte. Ähnlich wie bei dieser Recherche verfährt Meienberg, wenn er im letzten Drittel seines Buches die Reportage über einen Schweizer Prominenten unserer Tage plaziert, der seine Sekretärinnen im Büro bei vermeintlichen Verfehlungen mit Stockschlägen zu traktieren pflegte - eine Angelegenheit, die zunächst als Kavaliersdelikt behandelt wurde - bis Meienberg kam. Auch hier die Aussagen der Opfer, der Kollegen, der Vertuscher und der Angehörigen. Schließlich stellt sich heraus, daß dieser Flagellant der Sohn jenes Genußrauchers ist. Diesen Zusammenhang hat der Autor nicht forciert, er hat ihn gefunden! Es ist dieses blitzhafte Zusammenschließen von Realitätspartikeln, das hinter den brutalen Einzelereignissen die fatalen Traditionen der Brutalität sichtbar macht.

Meienberg kann schreiben, was ihn bis zu einem gewissen Grade davor schützen wird, daß ihn seine Gegner als notorischen »Indie-Suppe-Spucker« abtun können; er ist ein ernsthafter Chronist, freilich ohne das Archivarisch-Verstaubte, das wir mit diesem Begriff assoziieren. »Die Geschichte ist ein sauber abgezirkelt Gärtchen« schrieb Meienberg in seinem hervorragenden Buch »Es ist kalt in Brandenburg«, das von dem Hitler-Attentäter Bavaud handelt, über den die Zeithistoriker nichts herauszufinden vermochten - Meienberg fand heraus. Das Gegenwärtige ist, wenn er historisch-archäologisch wird, immer präsent, so zum Beispiel, wenn er die Rituale, wie sie im Kloster St. Gallen im 18. Jahrhundert etabliert wurden, »in einem kleinen Gemälde in gedrängten Umrissen« plastisch werden läßt. Der Zorn ist der Motor des Chronisten, garantiert Eindringlichkeit und bewahrt ihn zugleich vor dem Nur-Chronistischen.

Aus dieser Stärke heraus wütet Meienberg zuweilen gegen die schriftstellernden Kollegen, die seiner Meinung nach (und die Kostproben, die Meienberg gibt, sprechen dafür, daß er zumindest in diesen Fällen recht hat), da der Realismus nicht mehr 'in' ist, wild ins Blaue fiktionieren, ohne daß dadurch eine neue Welt gewonnen würde, und die auch das, was in der alten klar zutage liegt, schwadronierend verunklären. Eine etwas verspätete Realismus-Debatte hat er mit seinen Angriffen in der Schweiz entfacht. Sein Gewährsmann in diesen Fragen ist Flaubert. Nicht der Schlechteste. Dieser hat, wie man weiß, jedes Detail seiner Romane mit fanatischer Gründlichkeit recherchiert. (Eine andere, gar innere Verbindung zur Meienbergschen Prosa ist allerdings nicht zu erkennen). Es ist ein sympathischer Zug an Meienberg, daß er seine Vorbilder und Vorlagen nicht verleugnet, sondern zitiert. Sein Gewährsmann für die Analyse der Zeitungssprachen ist H.M. Enzensberger, dessen Analysen des »Spiegel«- und »Bild«-Jargons ihm Vorlage zum Beispiel seiner Untersuchung der Sprache des »Blicks« (ein schweizerisches Pendant zur Bild-Zeitung) sind.

Meienberg ist ein kräftiger Schreiber. Wie alle Wütigen aber ist er zuweilen etwas unempfindlich gegenüber der eigenen Eitelkeit. So steht er nicht an, anläßlich der Schilderung eines Stierkampfes in Pamplona seiner Leserschaft den Vergleich seiner eigenen Person mit dem kraftvollen Vieh nahezulegen. Die Toreros, die ihn da äffisch umtänzeln, »das Ärschlein in gelber Seide«, sind dann wohl die Kollegen. Da dampfen die Flanken.

Das rote Tuch, das des Minotaurus Wut entfacht, ist aus Filz. Filz ist keine schlechte Veranschaulichung für die dichten personellen Verklebungen, die in unseren Öffentlichkeiten zu konstatieren sind. Das gilt auch und gerade für die Akteure im Kulturbereich - nicht nur in der Schweiz. Da kennt - das weiß jeder - jeder jeden in den Redaktionsstuben, in den Preisverleihungsgremien, bei den Dichtertreffen, in den Verlags- und Rundfunkhäusern: »Besprichst Du mein Buch gut, dann besprech ich Deines gut, oder laß es gut besprechen.« »Heimatschutz« nennt Meienberg das. Die Welt ist eng. Und im Filz ist es miefig warm - nicht nur in der Schweiz. Da hetzt man privat gegen die Mächtigen und beklatscht sie öffentlich - ein altes Spiel. Wer abends am Biertisch mit jemandem gescherzt und gelacht hat, mag morgens am Schreibtisch nicht vernichtend zuschlagen, entweder, weil er korrupt ist und die Folgen fürchtet, oder weil er gehemmt ist, denn nett ist so

etwas ja nicht. Meienberg möchte lieber, daß die Leute korrupt sind, weil sie korrupt sind, nicht weil sie nett sind. (Meienberg ist überhaupt nicht nett.) Der geht privat mit und plaudert dann öffentlich aus. Höherer Klatsch (wenn auch nur scheinbar höher) ist immer vergnüglich. Wie es im »Stern« intern zugeht, daß man dort einen Artikel »ein Stück« nennt, wie die Chefs dort sprechen, essen und reisen, das ist nicht ohne Witz beschrieben. Daß er aber auch die Witze, die Enzensberger privatim und nicht grundlos über Ulla Hahn macht, öffentlich ausposaunt, gehört zu den Freuden, die auf anderer Leute Kosten leicht zu haben sind. Meienberg muß doch eine harmlose Vorstellung von den Abgründen der menschlichen Natur haben, wenn er nicht sehen will, daß die Verabredungen über den Status des jeweils Gesagten eine zivilisatorisch bedeutsame Funktion haben. Das ist verwunderlich, kennt er doch genau die permanenten Einbrüche in die Privat- und Intimsphäre der 'kleinen Leute' seitens der aggressiven Boulevard-Presse (Darf man deshalb bei den 'großen' immer alles?). Man kann die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem nicht verwischen, ohne gleichzeitig die zwischen decouvrierendem und hemmungslosem Journalismus aufzugeben. Schlechte Schreiber sind enthemmt nicht besser, nur fieser.

Dies nur am Rande. Es soll nicht überdecken, was Meienberg leistet, wenn er erzählt und dokumentiert. Erhellender als die faden wissenschaftlichen Analysen über Ausländerfeindlichkeit hierzulande ist seine Beschreibung des klimatischen Um- und Vorfeldes eines Fußballspiels im Berliner Olympia-Stadion 1983 (Europameisterschaftsqualifikation Deutschland-Türkei). In der genau kalkulierten Wechselwirkung von Erzählpassagen und Dokumentiertem (Flugblättern, Äußerungen von staatssicherndem Personal, gläubigen und ungläubigen Türken, jung-Nazis, Hertha-Fröschen, Grauen Wölfen) entsteht ein Bestiarium politischer Dummheit und Hilflosigkeit, das an Dramatik nicht zu wünschen läßt. Bei dem Spiel selbst ist dann nicht viel passiert. In diesem Zusammenhang sind Meienbergs Indiskretionen großartig: Wenn er beschreibt, wie die , `progressive' Presse mit der Aussicht auf ein »nationales Ereignis mit etwas Blut« anreiste (»Das ist unfair von den Ereignissen, daß sie nicht stattgefunden haben«) und wie sie nun dasaßen, die fehlinvestierte Empörung verdauend, und nichts zu schreiben hatten. Meienberg hatte zu schreiben, ereignisunabhängig. Er braucht für seine Reportage nicht die allgemein als Ereignis veranschlagten Ereignisse. In seiner Reportage über Liverpool gibt es in diesem Sinne gar keine Ereignisse, und dennoch sind in den Beschreibungen der Stadt, der Häuser, des Hafens, der Docks und der Menschen viele große und kleine Ereignisse gleichrangig präsent: der Falklandkrieg, der Sklavenhandel, Spielautomaten, die man mit einem Stück Hartgummi überlisten kann, die Fernsehauftritte Margaret Thatchers, der Niedergang des Kolonialismus und der Textilindustrie, das körperliche Erstarken der Queen Victoria und nicht zuletzt das Leben des Phil Ash. Früher hätte man so etwas als eine Milieu-Studie bezeichnet - diese Bezeichnung hat indes etwas unerträglich Herablassendes und paßt nicht auf Meienberg, der sich nie herabläßt, wohl aber ein- und untermischt, durch den man weniger an Zille als an Kluges Filmmontagen erinnert wird. Nennen Wir das, was Meienberg macht, also weiterhin Reportage.

Niklaus Meienberg: »Der wissenschaftliche Spazierstock«, Neue Reportagen, Limmat Verlag, 1985, ca. DM 28.-

Literatur-Konkret 1985, S. 91

Detlef Klein

Schläft das Miezekätzchen?

Die letzte Erfindung des Vaters der Atombombe vereist alle Kontinente und Weltmeere. Eine Endzeit-Vision als Science-Fiction-Burleske für die kleine Vonnegut-Kultgemeinde.

Verrückt, heimtückisch, subversiv, weitsichtig und von fast banaler Klarheit - das sind die nachhaltigen Eindrücke bei der Lektüre von »Katzenwiege«. Der US-Amerikaner Vonnegut hat diesen Roman bereits 1963 in den USA veröffentlicht. Mit zwanzigjähriger Verspätung rundet diese Übersetzung die Zahl der Vonnegutschen Romane auf dem westdeutschen Buchmarkt auf zehn auf. Der Nachzügler verblüfft durch seine Aktualität: Eine Randfigur des Romans kommt gleich zu Anfang der Story in die Kneipe und verkündet, daß er den Krempel im Forschungslaboratorium hinschmeißen wird: Wissenschaftler konnten arbeiten, an was sie wollten, es käme jedesmal eine Waffe dabei raus! Der obige Kneipengänger ist als Aussteiger die Ausnahme in dem Roman.

Die heimtückisch-liebevolle Zuneigung des Autors der »Katzenwiege« gilt Dr. Felix Hoenikker, dem Nobelpreisträger und Vater der Hiroshima-Bombe. Der ist offensichtlich für alle möglichen Forschungsarbeiten gut. So bekniet ihn einmal ein Admiral, etwas gegen den Schlamm zu tun. Fast zweihundert, Jahre hätten sich amerikanische Marinesoldaten im Schlamm gewälzt, und allmählich hätten sie die Nase voll. Hoenikker gelingt es, kurz vor seinem überraschenden Ableben noch rasch ein Kristall zu entwickeln, das Schlamm und Wasser schlagartig in Eis zu verwandeln vermag. Diese hübsche kleine Erfindung überläßt Dr. Hoenikker seinen Kindern zur weiteren Verwendung. Das »Eis 9« ist Ausgangspunkt für eine Story, unsäglich abstrus, in den Science-Fiction-Elementen hohnvoll überzeichnet, zu schön, als daß man sie hier mehr als nur andeuten und damit kaputtmachen dürfte.

John, der Erzähler im Roman, will ein Buch darüber schreiben, wie Dr. Felix Hoenikker den 6. August 1945 verbracht hat, den Tag, an dem seine Atombombe über Hiroshima abgeworfen wurde John nimmt mit den drei Kindern des verstorbenen Bombenvaters Kontakt auf und stöbert in Banalem. Dr. Hoenikker hat am Tag des Abwurfs seiner Bombe verträumt mit einer Schnur herumgespielt, sie zwischen den Fingern hin- und hergespannt und ein Fadengespinst hingefummelt, eine »Katzenwiege«, getreu seiner eigenen Nobelpreisrede, derzufolge er Preisträger geworden sei, weil er nie aufgehört hätte, wie ein achtjähriger junge herumzutrödeln. Die Katzenwiege hält er seinem sechsjährigen Sohn vor die Nase und fragt ihn, ob er das Miezekätzchen schlafen sieht. Und der sieht natürlich nichts, er blickt nicht durch. Keiner blickt durch in dem Roman, die Geschehnisse sind verwickelt uhd sinnlos wie die Katzenwiege.

Nach der ersten Kontaktaufnahme bleibt John, der Erzähler, den Hoenikker-Kindern eher beiläufig auf der Spur. Man trifft sich überraschend auf einer kleinen Karibik-Insel wieder. Hier herrscht der Diktator Papa Monzano, hier pflegt man in stillem Einvernehmen und in aller verbotenen Öffentlichkeit die Kultreligion des »Bokononismus«, die die arme Inselbevölkerung mit Erfolg ruhigstellt. Eines der Hoenikker-Kinder hat dem Diktator Monzano ein Stück »Eis 9« weitergereicht, der Diktator liegt nun aus anderweitigen Gründen im Koma, steckt sich das wunderbare Kristall zur Beschleunigung in den Mund und erstarrt prompt zu Eis. John, der Erzähler, tritt seine Nachfolge an. In einer hinreißenden Begräbnis-Posse saust der erstarrte Leichnam des Ex-Diktators versehentlich ins Meer, das verschluckte »Eis 9« wirkt weiter, die Karibik-Insel, die Kontinente und Weltmeere vereisen, die Menschen kommen in den Wirbelstürmen um. Der Erzähler John ist einer der wenigen Überlebenden dieser planetarischen Katastrophe, er hat)etzt Zeit, die ganz Geschichte zu erzählen.

Mit dieser Endzeit-Vision als Science-Fiction-Burleske hat der Moralist und enttäuschte Sinn-Sucher Vonnegut sozusagen gewaltig auf den Putz gehauen. Der reale 6. August 1945, die Ermordung von 200.000 Japanern und die Vorübung zu einer möglichen realen planetarischen Katastrophe sind im Alltagsleben des Bombenvaters Dr. Hoenikker ohne Echo geblieben. Der puzzelt an diesem Tag an seiner Katzenwiege, kein Entsetzen, keine Fragen nach dem Sinn, die Täter trödeln - unerschüttert von der Atombombenexplosion - weiter, die amerikanische Bevölkerung sorgt sich um volle Regale in den Drugstores.

Der Vonnegutsche Dreh: Da die historisch reale Katastrophe ohne berichtenswerte Auswirkungen auf Täter und Öffentlichkeit geblieben ist, die Realität also stumm bleibt, führt Vonnegut dem Leser den fiktiven Verlauf einer »wirklichen« Katastrophe vor - als absichtsvoll mißlungene Science-Fiction. In einer rasanten Abfolge von Slapsticks, Witz-Pointen und morbiden Späßen werden hier endlich die richtigen Fragen nach dem Sinn der Geschichte gestellt. Die Antworten gibt das bokononische Buch der Bücher, die gesammelten Weisheiten des auf der karibischen Katastropheninsel wirkenden Religionsstifters Bokonon. Angesichts der Eiszeit-Katastrophe leicht beunruhigt, befragt der Erzähler John das Vierzehnte Buch des Bokonon: Was kann sich ein vernünftiger Mensch angesichts der Erfahrungen der letzten jahrmillionen für die Menschheit erhoffen? Die Antwort lautet: »Nichts«. Das ist dem Erzähler John entschieden zu wenig, und er wünscht sich inmitten seiner karibischen Eiszeitkatastrophe zumindest ein sinnvolles, individuelles Heldentum mit

entsprechend aufrechter Todesart. Dafür bekommt er den hämisch-bokononischen Kommentar, hier handele es sich wohl um den Wunsch nach einem gepflegten Abgang.

Kurt Vonnegut, Jahrgang 1922, Autor dieser Science-Fiction-Satire samt grantigen Maximen und traurigen Welteinsichten in Fortschrittsgläubigkeit und Technologiekult, stammt aus dem konservativ bürgerlichen Milieu des amerikanischen mittleren Westens. Das milieuspezifische Denken schlägt in der »Katzenwiege« zuweilen durch, so etwa in der schon genannten Begräbnis-Szene. Zu Ehren des toten Diktators Monzano wird ein Scheibenschießen auf Pappkameraden veranstaltet, die die Feinde der Freiheit darstellen: Stalin, Castro, Hitler, Marx, Wilhelm II, Mao - die bekannte bunte, alles gleichmachende Feindbild-Mischung der Konservativen, von Vonnegut zwar spielerisch vorgeführt, aber wohl ernst gemeint.

In Vorwegnahme aktueller ökologischer Trends zum Parolenwechsel in Richtung auf 'Art-Erhalt geht vor Klassenkampf' fällt diese eher konservative Feindbildlage zusammen mit Vonneguts Vorliebe - auch in seinen anderen Romanen ablesbar -, durch den Einsatz der galaktischen Sichtweise, durch den Rückgriff auf interplanetarische Science-Fiction-Elemente, durch den Blick von außen auf den Planeten »Erde« das sinnlose menschliche Treiben noch haarsträubender erscheinen zu lassen. Aus der galaktischen Distanz wird so zwar manches deutlicher, aber die feinen Unterschiede gehen dabei flöten. Das Ergebnis ist, daß der Leser an einigen Stellen dieses unverschämten Katastrophen-Romans unter seinem Niveau lacht.

Alle nach der »Katzenwiege« von Vonnegut geschriebenen Romane und Erzählungen sind in Westdeutschland längst als Hardcover- und Taschenbuchausgaben erschienen. Wenn jetzt der Piper-Verlag Versäumtes nachgeholt und gerade in diesem Jahr, in dem sich der Tag des Abwurfs der Atombombe über Hiroshima zum vierzigsten Male Jährt, die »Katzenwiege« herausbringt, mag es auf den ersten Blick nach einem gekonnten timing aussehen. Die Verlagsauskünfte sprechen jedoch eher dafür, daß im Zusammenhang mit den relativen Verkaufserfolgen des »Galgenvogel« (dt. 1980/ Tschb. Ausg. 1984) das Frühwerk »Katzenwiege« nachgeschoben worden ist. Ein Bestseller-Autor istVonnegut inWestdeutschland noch nicht. Die Zahl der hingerissenenLeser soll aber größer geworden sein. Die kleine Kultgemeinde wartet jetzt auf die deutsche Übersetzung von »Mother Night« (1961).

Kurt Vonnegut: »Katenwiege« Aus d. Amerik. übers. von Michael Schulte, Piper-Verlag 1985, DM 29,80

Literatur-Konkret 1985, S. 94

Werner Heine

Der Arsch der Genossin

Der Mörder kann nicht der Gärtner gewesen sein, denn nur Genossen hatten Zutritt zur Tagung, die für den Führer der spanischen KP die letzte war.

Eben noch hat Fernando Garrido, der alte Fuchs, die taktische Linie für die Sitzung ausgegeben (»Auf jeden Fall müssen alle Redebeiträge und alle Fragen mit einer gewissen Ambivalenz beantwortet werden. Klare, eindeutige Positionen verbergen oft Unklarheit und Zweifel«), da ereilt ihn der jähe Tod. Das Licht im Konferenzsaal erlischt, und als der Strom wieder eingeschaltet wird, ragt ein Messer aus Garridos Weste. Der langjährige Führer der spanischen Kommunisten wurde erstochen, und sein Mörder muß ein Genosse sein. Denn nur Mitglieder des Zentralkomitees hatten Zutritt zum Tagungsraum im Madrider Hotel Continental.

Mit der Suche nach dem Mörder beauftragt die Partei den Privatdetektiv José »Pepe« Carvalho, einen Ex-Kommunisten und Ex-CIA-Agenten, Hobby-Koch und Literaturverächter mit romantischem Hang zur Gerechtigkeit. Carvalho kann den Kreis der Verdächtigen bald einengen. Der Mörder des Generalsekretärs muß in der ersten Reihe gesessen haben, dort, wo die Veteranen der PCE - altgediente Widerstandskämpfer und engste Freunde Garridos - traditionell Platz nehmen, »um größere Nähe zur Geschichte auszudrücken«, wie einer von ihnen sagt. Aber wer führte den Dolchstoß und warum?

War es der Trotzkist, der Garrido und die Partei der Tyrannei bezichtigt, aber PC-Mitglied blieb, weil er von Ché Guevara gelernt hat: »Wenn man schon Fehler machen muß, ist es besser «sie zusammen mit der Arbeiterklasse zu machen«? War es der progressive Zyniker, der die Welt für eine lärmerfüllte Jauchegrube hält, mit der Öko-Bewegung sympathisiert und dem Ermordeten nachruft: »Er starb in den tristen Reihen der Sozialdemokraten, in den Reihen der Zerstörer dieser Erde«? Oder war es der alte Antifaschist, der zu Stalins Zeiten von Garrido verstoßen und später rehabilitiert wurde, und der von sich sagt: »Ich wußte, daß mein Leiden einen historischen Sinn hatte, der weit über mein persönliches Schicksal hinausging«? Mußte Garrido sterben, weil faschistische Verschwörer fürchteten, daß angesichts einer PCE, die sich mit der Monarchie und sozialdemokratischen Gewerkschaften verbündet hat, dem Antikommunismus die Argumente ausgehen> Oder einfach nur, um die Parteispitze als »eine Bande kalter, berechnender Mörder hinzustellen, die das Zeremoniell einer ZK-Sitzung benützen, um das Opfer zu vollziehen«, wie Carvalho mutmaßt?

Der Detektiv, der nie eine Buchhandlung betritt und der die Schriften der Theoretiker des Marxismus nur noch daraufhin prüft, ob sie sich zum Kaminanzünden eignen, muß sich durch die Widersprüche eines dialektischen Mordkomplotts wühlen, um den Täter zu entlarven. Und weil der Autor Manuel Vázques Montalbán nicht nur einen Führer durch die Probleme des Eurokommunismus verfaßt hat, sondern einen wunderschönen Krimi, wird sein Held Carvalho dabei von Geheimdiensten gejagt und entführt, von den Altfaschisten im Innenministerium gedemütigt, von der rätselhaften blonden Exilchilenin ins Bett gelockt und begleitet von der emanzipierten Jungkommunistin Carmela, »dem hübschesten Mädchen der westlichen Parteibürokratien«.

Für Carmela kocht Carvalho Thunfisch, gespickt mit Sardellen, dazu Artischockenherzen und geschmorte Kaldaunen. Und bei Carmela fällt ihm wieder jene Geschichte ein, die sich vor Jahren in der Illegalität der Partei ereignete, als die Genossin Roser, genannt die »Pasionaria de Farmacia«, während einer Kaderschulung mit dem Genossen Biel schlief:

»Als sie beim dritten Stöhnen von einem Altgenossen überrascht wurden, der 1939 das vorletzte oder letzte Schiff im Hafen von Alicante erwischt hatte, bat ihn Roser in der theoretischen sowie praktischen Lage einer Frau, die von einem angehenden Psychiater gevögelt wird: Könntest du bitte das Licht ausmachen, Genosse? Der Veteran machte das Licht aus, aber eine Stunde später wurde das Paar zu Garrido selbst zitiert. Der Generalsekretär entdramatisierte die Situation, indem er ohne Ansehen des Geschlechts Zigaretten anbot und sich entschuldigte für einen Puritanismus, den die Härte der Illegalität ihnen auferlegte. 'Damit ihr hierher kommen konntet, mußte nicht nur ein guter Teil der Parteiorganisation im Innern Spaniens und Frankreichs aktiv werden, sondern auch ein wichtiges Netz von Leuten, die die KPF unterstützen. Ihr seid gekommen als Vertreter unseres Landes und unserer Leistungsfähigkeit. Drei, vier Tage, eine Woche. Es wäre nicht recht, wenn du dich zum Dank für diesen ganzen organisatorischen Aufwand damit ablenkst, den Arsch der Genossin zu betrachten.'

Der Arsch, von dem die Rede war, sprang auf und unterstützte eine flammende feministische Rede, eine verdienstvolle Pioniertat im Rahmen einer Schulung, in der die Frauen kümmerliche 15 Prozent ausmachten. Was wäre wohl schlimmer? Daß Biel sich damit ablenkte, den Arsch der Genossin zu betrachten, oder daß sie, Roser Bertran, sich von dem Gedanken an den Arsch des Genossen ablenken ließ? Obwohl noch zehn Jahre vergehen sollten, bis Germaine Greer ihr Buch 'Der weibliche Eunuch' veröffentlichte und in 'Schuck' ein Foto von einer Möse erschien, hatte Garrido doch in der Pubertät die Kollontai gelesen und war sich seines machohaften Fauxpas bewußt. 'Ich habe das gesagt, weil ihr Frauen die bessere Konzentrationsfähigkeit besitzt.' Diese Ausrede war so integrativ, daß sie sogar die 'Pasionaria de Farmacia' überzeugte und sie von der Aussprache nicht nur innerlich gestärkt zurückkehrte, sondern auch mit der Überzeugung, daß sie nicht zu sehr

auf ihre privilegierte Konzentrationsfähigkeit vertrauen sollte und es eine Demonstration von Zivilisiertheit wäre, für den Rest des Kurses Abstinenz zu üben. Die Veteranen des Angriffs auf den Hauptwiderspruch sollten nicht glauben, daß die junge Generation die Gabe der Selbstkontrolle nicht besäße.«

Der Rowohlt Verlag, der von M. Vázques Montalbán bereits »Carvalho und der tote Manager« und »Tahiti liegt bei Barcelona« veröffentlichte, hat versprochen, daß »weitere Bücher dieses Autors folgen«. Hoffentlich bald.

M. Vázques Montalbán: »Carvalho und der Mord im Zentralkomitee«, Rowohlt, DM 7,80

Literatur-Konkret 1985, S. 95

Friedemann Pfäfflin

Zum Schluß bleibt nur noch ein Name

Geschichten, die das unbeschreibliche Leben beschreiben, schwelgend in nüchternen Sätzen.

Merkwürdig dicht ist die Sprache in Peter Bichsels neuer Sammlung von Erzählungen. Merkwürdig in jeder Hinsicht. Aber kaum zu merken im Sinne von Erinnern, Nacherzählen. »Und es wird Erinnerung genug, sich daran zu erinnern, daß der andere erzählt hat - nicht, was er erzählt hat, sondern daß er erzählt hat.« -

»So möchte ich denn meinen Leser bitten, es mir gleich zu tun und lesend zu vergessen, was er gelesen hat, so wie ich schreibend vergesse, was ich geschrieben habe. So daß zum Schluß nur noch ein Name bleibt« heißt es in einer Art Nachruf auf einen Menschen, der gelernt hatte, »den Augenblick des Erzählens jedem Wissen und jeder Brauchbarkeit vorzuziehen.« In der Erzählung heißt dieser Mensch Ingol Habertruber. Er könnte auch Peter Bichsel heißen, wie überhaupt jede Begebenheit, die in diesem Band detailgenau geschildert wird, sich genau so und nicht anders zugetragen haben muß und doch immer auch anders hätte zutragen können.

»Es ist zu einfach, Leuten ein Leben zu geben durch ihren Tod«; zu einfach auch, »den Reiz des Erzählens durch Erzähltes zu vernichten.«

Dem Leben, in das man nicht mit Absicht hineingesetzt wird, muß mit zufälligen Erfahrungen ausgeholfen werden, die doch nirgends zufällig sind. Man begegnet Menschen, die nichts lernen, aber doch dazulernen, die telefonieren, um sich zu überzeugen, daß die anderen noch da sind, und in der Hoffnung, keine Antwort zu hören, in Erwartung irgendeines Ereignisses, das vor hundert oder tausend Jahren stattgefunden haben könnte, »Leute, die eine Art haben, einem ins Leben zu treten« wie diese Geschichten, die nicht mehr loslassen, weil sie das unbeschreibliche Leben heute so treffsicher beschreiben, schwelgend in nüchternen Sätzen, falls es so etwas geben sollte.

Peter Bichsel: »Der Busant«, Von Trinkern, Polizisten und der schönen Magelone, Luchterhand, 1985, ca. DM 24,-

Literatur-Konkret 1985, S. 96

Susanne von Paczensky

Anneli beschließt, ein Mann zu sein

Eine Verwaltungsbeamtin in einer bayerischen Provinzstadt hat es verdient, in die Heldenchronik der großen Forscher und Entdecker eingetragen zu werden.

Drei Jahre verbrachte Marianne Grabrucker im heroischen Selbstversuch Tag und Nacht unter der grellen Lampe der Selbstbeobachtung, ungebrochen dem Ziel verpflichtet, verborgene Zusammenhänge aufzudecken. Ich erinnere mich an den Mediziner Werner Forßmann, der sich selbst die Sonde ins Herz senkte, um den Herzkatheter zu erforschen, und dafür 1956 den Nobelpreis erhielt. Frau Grabrucker wird für ihr mutiges Tun wahrscheinlich keinen Preis kriegen, aber zumindest soll sie Dank und Aufmerksamkeit erhalten für eine Arbeit, die uns alle angeht, soweit wir Mütter, Väter, Nachbarn, Omas, Lehrer - oder einfach ehemalige Kinder sind. Sie beschäftigt sich mit der Frage, wie aus einem Säugling ein weiblicher Mensch gemacht wird.

Ob ich den Mund nicht etwas voll nehme? Ob diese Frage nicht längst geklärt ist, wo doch jeder weiß, daß einerseits die Chromosome, andererseits die patriarchalische Gesellschaftsordnung den Menschen formen? Irgendwie ist jedes Kind schon fertig mädchen- oder bubenhaft, wenns in den Kindergarten kommt, da sind sich Wissenschaftler, Kindergärtnerinnen und feministische Bücher ganz einig. Und einig sind sich auch - spätestens seit 1968 - all die fortschrittlichen Eltern, daß sie jedes Rollenklischee meiden, ihr Kind einfach zum Menschen erziehen wollen. Keine rosa Schleifen für die Tochter, kein Spielzeugtank für den Sohn - dann werden schon brave antiautoritäre neue Menschen draus.

Ob es was nützt? Noch immer wundern sich die meisten Eltern, daß ihre Kinder ganz anders werden als geplant, daß die Mädchen kokettieren und die Jungens raufen, noch ehe sie aus den Windeln heraus sind.

Was geht denn wirklich vor in diesen ersten Lebensjahren? Marianne Grabrucker hat sich getraut, in den schwarzen Fleck hineinzuleuchten, sich selbst und ihre Tochter Anneli zum Versuchsfeld zu machen und jeden Schritt zu notieren. Drei Jahre lang hat sie penibel und selbstkritisch Tagebuch geführt über all die kleinen Signale, mit denen ein Kind zum Mädchen »gemacht« wird. Eine wissenschaftliche Fallstudie? Nein, eher ein spannendes Geschichtenbuch, denn die Mutter kommt viel herum: zwischen Berliner Frauengruppen und alternativen Projekten, Kinderladen und Aktionen, bis zum Besuch bei der Oma, Sommerferien in Tirol und städtischem Kinderspielplatz ist die Tochter immer, dabei und registriert die Weit. Mutter schreibts auf.

Vom Geburtstag an, - »Die neue Frau ist da! Sie soll anders werden, nie unterwürfig, nie zaghaft sein. Sie soll nach den Sternen greifen!« - fängt es erstmal ruhig an. Zwar erfährt die Mutter gleich vom (alternativen) Kinderarzt und von den (Scene-)Freundinnen, daß ein Mädchen weniger Aufmerksamkeit auf sich zieht als ein junge; sie entdeckt bei sich selbst, wie wichtig es ihr ist, daß Anneli »hübsch« wird; sie stellt fest, daß jeder Fremde erstmal nach dem Geschlecht des winzigen Wesens fragt, um es dann entsprechend süßlich oder kameradschaftlich anzusprechen.

Im zweiten Lebensjahr gehts richtig los: Anneli lernt sprechen und teilt mit, was sie sieht: »Mann redet« so kommentiert sie Versammlungsbesuch, Kirchgang und Fernsehen. »Frau nackig« - das fällt ihr am Zeitungskiosk, an Kinos und Plakatwänden auf. Männer sind Polizisten, Feuerwehrleute, Jäger, Motorradfahrer und Orchestermusiker, und es nützt wenig, daß die Mutter ihr abends Geschichten erzählt, in denen lauter wunderbare starke Frauen vorkommen. Anneli hält sich an die Realität und beschließt im Alter von zwei Jahren, daß sie später mal ein Mann sein will. »Mich trifft fast der Schlag!« schreibt die Mutter ins Tagebuch und beschließt, noch genauer hinzusehen.

Das macht die Notizen der Marianne Grabrucker so anziehend, daß sie nicht nur die böse Umwelt schilt, auch nicht ins süße Wallegewand. der neuen Mütterlichkeit schlüpft, sondern als gestandene Feministin, berufserfahrene Richterin, zeitweilige Hausfrau von 38 Jahren, sich selbst gelassen auf die Finger sieht: Diese Finger, die sich nicht gern dreckig machen, die kein Auto reparieren können, die der Tochter gern mal ein Zöpfchen flechten.

Sie ertappt sich selbst, oft zu spät, bei ihrem Desinteresse für Technik, bei ihrer Abneigung gegen körperliche Gewalt, und daß sie trotzdem von der Tochter fordert, sie solle sich gegen die Jungens durchsetzen. Sie merkt erst hinterher, daß sie beim alternativen Musikkurs - sechs Mütter, fünf Mädchen, ein Junge - gemeinsam »Ich bin der kleine Hävelmann« singen, anstatt eine Hävelfrau zu fordern. Sie ärgert sich über die Jungensmütter, die ihren Söhnen das Mackerverhalten durchgehen lassen, »weil Jungens nun mal so sind.« Ein männliches Kind, so beobachtet sie, darf nie in Verwirrung über sein Geschlecht geraten, das würde ihm schaden. Ein Mädchen aber soll geschmeichelt sein, wenn es für einen Buben gehalten wird.

Tröstlich und ärgerlich zugleich sind diese ganz banalen Alltagserfahrungen, nicht nur für Leute, die gerade ein Kleinkind betreuen. Rückblickend finde ich mich selbst darin, als Mutter, die das »Großziehen« von Sohn und Tochter oft mühselig fand, als Frau, die immer noch oft an der eigenen Emanzipation zu schaffen hat, als Mensch, der sich den »neuen

Menschen« weniger männlich wünscht.

Marianne Grabrucker, »Typisch Mädchen« Prägung in den ersten drei Lebensjahren. Ein Tagebuch. Mit einem Vorwort von Senta Trömel-Plötz

Fischer Taschenbuch Verlag, DM 9,80

Literatur-Konkret 1985, S. 97

Dagmar Ploetz

Der Mann ist ein Allgemeinplatz

Zwei lustvoll-listige Wiener Feministinnen lasen noch einmal alle Titel, die Frauen bewegten. Ihre schwungvollen Filzstiftanstreichungen markierten die anstehende Befreiung.

Überrascht stellen die inzwischen Ernüchterten fest, daß in allen diesen Büchern eigentlich immer nur die Frau analysiert wurde - sexuell, emotional, sozial - nie aber der Mann als Repräsentant des abzuschaffenden Patriarchats. Der ist so, wie er ist, aber warum er so ist, darüber gaben nur Allgemeinplätze Auskunft. So ging die Offenlegung aller weiblichen Ängste, Bedürfnisse, Schwächen nicht einher mit einer genaueren Kenntnis des nun seinerseits bestens informierten »Gegners«.

Was aber haben diese Informationen ihnen genutzt, jenen, die gutwillig waren, die rundum progressiv sein wollten, die von sich aus Kontakt zur Frauenbewegung suchten oder aber von ihr im Büro oder im Ehebett überrascht wurden? Gibt es ihn, den »Neuen Mann»?

Zumindest gibt es den Mann, der die Erfolge der Frauenbewegung zu schätzen weiß, hat sie ihm doch selbständige Frauen beschert, die ihn nichts kosten, sich selbst das Fahrrad flicken, ihm sexuelle Freiheit gewähren und ohne dramatische Klagen und Unterhaltsforderungen den Koffer packen, wenn er sich in einer neuen Beziehung weiterentwickeln will. Daß diese Frauen darunter nach wie vor leiden, davor hat sie auch der Feminismus nicht bewahrt. In ihrem neuen Buch »Viel erlebt und nichts begriffen« protokollieren Benard und Schlaffer eine Vielzahl von Gesprächen, sie bleiben jedoch nicht bei der Dokumentation stehen, ihnen geht es um Einschätzungen und Analysen.

Auf der Suche nach dem neuen Mann haben sie sich vor allem bei den Männergruppen umgeschaut, die einst in Folge der Frauenbewegung entstanden sind, bestrebt, ein neues männliches Selbstverständnis jenseits der alten Männerherrlichkeit aufzubauen. Diese Gruppen aber sind zumeist zusammengebrochen, nachdem die ersten emannzipatorischen Pflichtübungen absolviert waren, - mangels Interesse. Dauer war ihnen nur dann beschieden, wenn neuer Wind sie beflügelte, etwa in Gestalt eines gruppenerfahrenen Außenseiters, der ihnen die Legitimität ihrer männlichen Bedürfnisse bestätigte, und das waren, - schließlich hatte ja inzwischen keine Revolution stattgefunden - die guten alten. Da war dann der Schritt zum Männerbund nicht weit, dessen politischer Anspruch sich heute darin erschöpft, geschlossen bei Frauenveranstaltungen aufzutreten, etwa zum Thema Vergewaltigung.

Es hat sich ausgesoftet. Überhaupt war der Softie, das belegen die Autorinnen sehr witzig, kein überlebensfähiger sozialer Typus. Mit seinen um die Knie schlabbernden selbstgestrickten Pullovern, besserwisserisch frauenbewegt und für eine alternative Empfängnisverhütung sogar bereit, die Hoden im Wasserbad zu erhitzen, hatte er keine Zukunft. Bleibt die Frage, warum ausgerechnet die Männer, die für die (gesamtgesellschaftlichen) Ziele des Feminismus eintraten, sich selbst zur Witzfigur stilisierten. Haben sie sich selbst nicht ernstgenommen?

Auch die Hoffnung, daß zumindest die Theorie weiter vorangeschritten sei als die Praxis, erwies sich als voreilig. Die Männerliteratur des letzten Jahrzehnts hat zunehmend den männlichen Standpunkt wissenschaftlich untermauert. Wie sehr auch Männer unter dem Patriarchat, unter Entfremdung und Selbstentfremdung (und neuerdings auch noch unter Feministinnen) zu leiden haben, wurde immer detailreicher belegt, wobei die Leiden der Frau zur quantitée négligable schrumpften. Solche Verzerrungen in der Optik waren für die Frauensache jedoch weniger schädlich als die dann einsetzenden Abrechnungen mit der Frauenbewegung unter progressivem Vorzeichen, etwa E. Shorters »Der weibliche Körper als Schicksal«.

Wohin man schaut, kein Grund zur Freude. Tristes in den Beziehungskisten, vom »Sumpf der Gefühle« vor und nach Trennungen ganz zu schweigen. Schlaffer und Benard hatten sich vorgenommen, eine Monographie über den postfeministischen Mann zu schreiben. Letztlich aber analysieren auch sie, wie ihre theoretischen Vorgängerinnen, weniger das Verhalten des Mannes als das der Frau. Ihr Harmoniebedürfnis, ihre Bereitschaft zum Verzicht als Vorleistung für gemeinsames Glück, ihr Peinlichkeitsgefühl auch bei berechtigten Forderungen und neuerdings ihre Selbstverachtung bei mangelnder emotionaler Selbständigkeit stempeln sie zur Verliererin.

Auf zum letzten Gefecht also? Dieses Buch ist eher als Plädoyer für Pragmatismus zu verstehen. Männer sind - leider - immer noch so, wie sie sind. Allzuviel emotionale Arbeit auf sie zu verschwenden, hat keinen Zweck. Wichtiger ist: die eigene Ausbildung, den eigenen Beruf nicht schleifen lassen und keinen Versprechungen aus trauten Stunden trauen. Vor allem aber. Stop der Beziehungsdiskussion, sie fördert den weiblichen Hang zur Selbstzerfleischung.

Eins zumindest - so Benard und Schlaffer - kann man von Männern lernen: die Beziehung als Einrichtung zur Förderung auch des eigenen Wohlergehens hier und heute zu verstehen. Also, Schwestern, raus aus dem Maschinenraum der Gefühle, rauf aufs Sonnendeck!

Cheryl Benard/Edit Schlaffer:

»Viel erlebt und nichts begriffen«. Die Männer und die Frauenbewegung, Rowohlt, DM 24,-

Literatur-Konkret 1985, S. 98

Martin Dannecker

Ein halber Sieg, und überdies vorläufig

Die Stellungnahmen, Mitteilungen und Kampfschriften des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees der Jahre 1926-1933 zur homosexuellen Frage hat der Sexualwissenschaftler E Pfäfflin aufgestöbert.

Wem der Name dieses Komitees, »das im Zentrum der Sexualreformbewegung im wilhelminischen Kaiserreich und in der Weimarer Republik stand«, nichts sagt, der wird vielleicht mit dem Namen Magnus Hirschfeld etwas anfangen können. Er hat *1897* mit wenigen Gleichsinnigen diesen Verein, und damit die erste Organisation zur Befreiung der Homosexuellen gegründet. Das Komitee und Hirschfeld bildeten lange eine fruchtbare symbiotische Einheit. Ohne ihn wäre das Komitee nicht geworden, was es schließlich war. Umgekehrt wäre er ohne das Komitee wohl kaum zum berühmtesten Sexualforscher seiner Zeit geworden. Nach 32 Jahren legte Hirschfeld den Vorsitz nieder. Das geschah, wofür Pfäfflin überzeugende Hinweise liefert, nicht freiwillig.

So schmerzlich es für Hirschfeld gewesen sein muß, sich von seinem Komitee zu trennen, so notwendig war diese Trennung von der Sache her. Aus den jetzt veröffentlichten Dokumenten läßt sich ableiten, daß Hirschfeld für die Intentionen des Vereines schon ein Problem war, bevor es so genannt werden durfte. Ziel des Vereins war von Anbeginn an die Aufhebung der strafrechtlichen und gesellschaftlichen Diskriminierung homosexueller Männer. Ausschließliches theoretisches Mittel, um diesen Zweck durchzusetzen, sollten die von Hirschfeld vertretenen Auffassungen über die Entstehungsbedingungen der Homosexualität sein. Während seiner Ägide galt es im Komitee als Häresie, etwas anderes zu behaupten. Das führte zu Verwerfungen mit anderen Flügeln der Homosexuellenbewegung und schwächte die Schlagkraft im Kampf um die Befreiung.

Die Mitteilungen der Jahre 1926 - 1933 dokumentieren eine Phase, in der sich ein Triumph abzeichnete und eine Niederlage ereignete. Nach jahrzehntelanger zäher Arbeit, nach der ewigen Wiederholung der immer gleichen Argumente, schien am 16. Oktober 1929 das Ziel erreicht. Im Strafrechtsausschuß des Reichstages fiel die generelle Pönalisierung der Homosexualität. Bestraft werden sollte künftig nur noch die »schwere Unzucht zwischen Männern«, worunter der Mißbrauch von Abhängigkeitsverhältnissen, homosexuelle Prostitution und Verführung verstanden wurden. Bei diesen »qualifizierten Tatbeständen« kam es indes zu einer Verschärfung gegenüber dem alten Paragraphen dadurch, daß künftig auch einfache homosexuelle Handlungen und nicht nur »beischlafähnliche Handlungen« sanktioniert werden sollten. Das ist zwar nicht gleichbedeutend mit einer letztlichen Verschärfung der strafrechtlichen Bestimmungen, wie Pfäfflin meint, es war jedoch nur ein halber Sieg, der überdies auch noch vorläufig blieb.

Die Stimmengewinne der NSDAP verschlechterten die Aussichten auf eine Realisierung dieser halbherzigen Reform drastisch. Richard Linsert forderte die Mitglieder des Komitees zum Durchhalten auf. Gleichzeitig rief er, der Mitglied der KPD war, zur Stärkung der Kampfkraft der Bewegung zur Bildung einer homosexuellen Volksfront auf. In diesem Aufruf werden noch einmal versteckte Vorwürfe gegen den ehemaligen Vorstand erhoben. Anders ist die Versicherung, »daß der Vorstand des Komitees in seiner jetzigen Zusammensetzung die Möglichkeit, einen Burgfrieden in unserer Bewegung zu schaffen, wohlwollend und ernsthaft prüfen würde« nicht zu lesen. Die internen Kämpfe innerhalb des Komitees sind keineswegs auf persönliche Animositäten zu reduzieren. Die gab es zwar auch. Durchschlagend wurden diese indes erst durch die politischen Konstellationen.

Kurt Hiller und Richard Linsert, die noch während der »Herrschaft« von Hirschfeld immer mehr Einfluß innerhalb des Komitees gewannen und zuletzt dessen entscheidende Köpfe waren, hätten das Bild vom Homosexuellen schon immer gerne etwas strammer gehabt, als Hirschfeld es zeichnete. Auftrieb bekamen diejenigen, die das Männerheldenhafte im Vordergrund sehen wollten, paradoxerweise durch die von den Nazis ausgehende Bedrohung.

Im Januar/März-Heft des Jahres 1932 erscheint ein anonymer Artikel eines homosexuellen SA-Mannes zum Thema Nationalsozialismus und Inversion. In diesem Artikel wird die vorherige Politik des Komitees scharf kritisiert, vor allem wird das vom Komitee angeblich propagierte Bild des Homosexuellen beklagt. »Jungens aus der Wandervogelbewegung oder aus den Wehrverbänden, Offiziere oder Sportler« und nicht feminine Homosexuelle hätten vorgezeigt werden müssen. Dann hätte sich die Lage der Homosexuellen verbessert und sie hätten auch in der NSDAP und beim Führer ein höheres Ansehen gewonnen: »Der Mann und seine Leistung gilt. Alles andere ist Nebensache.«

Kurt Hiller stimmt dem SA-Mann in diesem Punkt ausdrücklich zu: »Die ständige Verbindung des homoerotischen Phänomens mit Effeminationserscheinungen, mit Hermaphroditismus, Transvestitismus und anderen mehr oder minder abstoßenden Naturspielen hat der Aufklärungs- und Befreiungsaktion für die mann-männliche Liebe nicht genützt, sondern geschadet. Da, was Sparta stark, einen Michelangelo glühend machte, nichts gemein hat mit Bartweibern, Busenmännern oder sonstigen Monstrositäten, so hätte man den Helden-, den Jünglingskult, die Freude des Mannes am Manne nicht in die Atmosphäre eines sexuologischen Panoptikums tauchen dürfen.«

Zu retten war durch eine solche Umkehr der Propaganda nichts mehr. Waren 1932 die Zeiten für die Tunten schon miserabel, wurden sie es wenig später auch für den der mann-männlichen Liebe zuneigenden Männerhelden. In dieser Hinsicht hat die Distanzierung von Hirschfeld weder dem Komitee noch den Homosexuellen geholfen. Das letzte Dokument des Konvoluts enthält die eilig verfaßte Einladung zu einer Mitgliederversammlung am 8. Juni 1933. Einziger Punkt der Tagesordnung: Auflösung des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees.

»Mitteilungen des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees 1926 - 1933«. Faksimile-Nachdruck. Mit einer Einleitung hg. von Friedemann Pfäfflin, C. Bell Verlag, DM 79,-

Literatur-Konkret 1985, S. 100

Stephan Reinhardt

Deutscher Geist, eigenständig

Ein Aufklärungsbuch gegen humane Vernunft, das durch die Hintertür sich avanciert gebender Vernunftkritik die alte Herrschaft fordert.

Angesichts der herrschenden Unvernunft ist heute bei den Nachdenklicheren im Lande viel die Rede vom Anderen der Vernunft. »Das«, schreiben die Brüder Hartmut und Gernot Böhme in ihrem Kant-Buch, »ist inhaltlich die Natur, der menschliche Leib, die Phantasie, das Begehren, die Gefühle - oder besser: all dieses, insoweit es sich die Vernunft nicht hat aneignen können.« Man beruft sich auf Horkheimer/Adorno, die in ihrer »Dialektik der Aufklärung« beschrieben haben, wie die Geschichte westeuropäischer Vernunft zu einer Geschichte blinder, technokratischer Herrschaftsvernunft wurde.

Aufklärung, so der Vorwurf der Frankfurter Schule, hat sich verkürzt zum positivistischen Szientismus, zu technischem Verfügungswissen, zu instrumenteller Vernunft, die das Andere, die Natur - die den Menschen umgebende wie seine eigene - unterdrückt und verdrängt, bis hin zum Holocaust. Erst wenn Aufklärung über diese Herrschaftsgeschichte aufklärt und sich mit der unterdrückten Natur versöhnt, mit dem Anderen, erhält Vernunft als humane Vernunft, an der Horkheimer/Adorno festhalten, wieder einen Sinn.

Von dieser will Gerd Bergfleth nichts mehr wissen. Das sind, sagt er, »fromme Wünsche«, das ist »dialektisches Theater«, »messianischer Gestus«, »jüdische« (?) Theologie. In zehn, von seinem Vordenker Baudrillard beeinflußten »Thesen zur Vernunftkritik« gibt er die Begründung: » ... die Alternative von Aufklärung und Technokratie ist Schein, weil beide gleichermaßen auf Herrschaft versessen sind... Humanität, Recht, Freiheit... usw.: all diese Parolen der Aufklärung sind zu Fiktionen geworden, zu Simulakren, die von aller Wirklichkeit entleert sind.« Die Aufklärung »verwandelt... die Geschichte der Weltvernunft in eine Geschichte der Weltbemächtigung, in der die Vernunft nicht mehr hörend vernimmt, sondern als Weltpolizei festnimmt und verhört.«

Vernunft läßt sich für Bergfleth nur retten, wenn man sie als herrschaftslose wieder neu erfindet und neu entdeckt, und zwar in der »anarchischen Fülle der menschlichen Natur«,zum Beispiel in»Traum, Wahnsinn, Erotik«. Und dazu bedarf es des »reinen« und der »leidenschaftlichen Klarheit des Denkens«, das zu verstehen ist als »Revolte der menschlichen Natur« gegen Technokratie.

Wogegen revoltiert nun menschliche Natur im reinen, klaren und herrschaftsfreien Denken? Über die Erklärung der Menschenrechte von 1789, in der sich die Ideen der Aufklärung widergespiegelt haben, schreibt Bergfleth: » ... die universelle Gültigkeit dieser Rechte wird bezahlt mit der Preisgabe aller geschichtlichen und natürlichen Lebensordnungen, die im Namen einer abstrakten Gleichheit wegrationalisiert werden... Die Aufklärung sanktioniert mit ihrem Weltbürgertum, das in der Parole der Fraternité zum Ausdruck gelangt, einen idealen, vollvergesellschafteten Menschen, von dem her alle anderen Menschen eigentlich Unmenschen sind.« Und: »In der Gleichheit bekundet sich die Plattwalzungstendenz des abstrakten Universalismus selber, der in der Ausrottung der Unterschiede besteht.«

Was Bergfleth hier als neue »reine« Vernunft, als »Revolte der menschlichen Natur« anpreist, ist in Wirklichkeit borniertestes Ressentiment rechter Herrenzyniker, schwafelndes Herrschaftspalaver. Altkonservative, von Edmund Burke, dem Stammvater des englischen Konservativismus, bis zu Wolfgang Bergsdorf (Herausgeber der Anthologie »Die Intellektuellen. Geist und Macht« und Berater Helmut Kohls) sorgsam gepflegte Vorurteile und Mißverständnisse werden hier ideologisch aufgewärmt.

Bedeutet Brüderlichkeit Vermassung oder Solidarität? Meint Gleichheit Gleichmacherei oder Chancengleichheit zwischen Kapital und Arbeit? »Wenn man«, schrieb Alfred Polgar, »auch das Leben als einen schonungslosen Wettlauf ansieht, in dem unweigerlich die Geschickten, Kräftigen vorne, die Ungeschickten, Schwachen hinten sein werden, über eines kann es doch unter honorigen Sportsleuten keine Meinungsverschiedenheiten geben: daß der Start für alle gleich sein müßte.«

Die von Bergfleth gegen humane Vernunft eingetauschte führt in Wirklichkeit durch die Hintertür sich avanciert gebender Vernunftkritik nur die alte Herrschaft wieder ein, die Herrschaft der »geschichtlichen und natürlichen Lebensordnungen«. Das animal Rationale, laut Heidegger durch seinen Machbarkeits- und Veränderungsanspruch »aus der Wahrheit des Seins ausgestoßen«, wird ersetzt durch den »Hirten des Seins«, der das »je und je« zur Sprache bringt, sozusagen den Herrschaftsverhältnissen ihre Strukturen abfühlt. Die Tatsache, daß Denken auch Herrschaft ist, und Wissen auch Macht bedeutet, wird von Bergfleth zum Anlaß genommen, im Namen scheinbarer Herrschaftsfreiheit folgende Sätze zu formulieren: »Es muß endlich erlaubt sein, das Verhältnis von Deutschen und Juden unbefangen zu untersuchen... die universal ausgerichtete Weltbürgerlichkeit, wie sie das heimatlose Judentum notgedrungen vertritt, hat auch ihre Kehrseite, die in der Auslöschung des jeweils Individuellen besteht. Es ist auffällig, daß das aufklärerische Judentum in der Regel keinen besonderen Sinn dafür besitzt, was deutsche Eigenart ist, etwa die romantische Sehnsucht, die Verbundenheit mit der Natur oder die nicht auszurottende Erinnerung an eine heidnisch-germanische Vergangenheit.«

Für Bergfleth sind auch Studentenrevolte und antiautoritäre Bewegung von 1968 auf das Konto n »jüdischen Geistes« zu schreiben: »Den entscheidenden Faktor der Linkswende.. bildete die zurückgekehrte deutsch-jüdische Intelligenz, die eine letzte Chance erhielt, Deutschland nach ihren weltbürgerlichen Maßstäben umzumodeln - ein Prozeß, der so vollständig gelang, daß für zwei Jahrzehnte von einem eigenständigen deutschen Geist nicht mehr die Rede war.«

Bergfleth setzt Goethes Weltbürgerlichkeit gleich mit Heimatlosigkeit, »Entwurzelung« und Terror des begrifflich Allgemeinen (der Vernunft) über das sinnlich Konkrete (das Andere); das Solidaritäts- und Chancengleichheitsgebot mißversteht er als Wegrationalisierung »aller geschichtlichen und natürlichen Lebensordnungen«. Damit befindet er sich in der antisemitischen Tradition des Nationalsozialismus, der das altjüdische Humanitäts- und Gerechtigkeitsdenken - unter Juden seit je eine der ersten Tugenden und in der Aufklärungsepoche vom aufstrebenden Bürgertum verallgemeinert - diffamiert hat als art- und wesensfremde Kolonialisierungsinstanz.

Als ob das, was Bergfleth in schlimmster Nazimanier für »deutschen Geist« hält, nicht überall zu finden ist: Naturverbundenheit, Sehnsucht nach dem, was das Gegenteil bedeutet von Ausbeutung, Herrschaft der Tatsachen, gesellschaftlicher Isolierung und individuellen Defiziten.

Wenn »eigenständiger deutscher Geist« die Vorliebe fürs Dunkle, Überstiegene und Größenwahnsinnige bedeutet, dann liefern diese Zitate das Beispiel dafür. Vor dieser anderen Vernunft kann nicht oft genug gewarnt werden, nachdem Bergfleths »eigenständiger deutscher Geist« schon einmal dafür gesorgt hat, daß »jüdischer Geist« in Auschwitz und Treblinka mit Zyklon B vergast wurde.

Gerd Bergfleth: »Zur Kritik der palavernden Aufklärung«, Matt. & Seitz, 1984, DM 19,80

Hartmut Böhme/Gernot Böhme: «Das Andere der Vernunft«, Suhrkamp Taschenbuch Verlag, 1. Aufl. 1985, DM 28.-

Literatur-Konkret 1985, S. 101

Leonhard Mahlein

Sehr einfache Grundsätze

Die Konrad Adenauer- Biographie von Peter Koch, dem ehemaligen „Stern"-Chefredakteur, aktualisiert das alte Motto: „Geld regiert die Welt" .

Nach der Philosophie des Kleinbürgertums, die heute von Konservativen und Liberalen hier im Lande wieder als Lebensregel verkauft wird, kann Jeder für sich durch harte Arbeit den sozialen Aufstieg schaffen. Elternhaus und Kirche, Schule und Universität gelten demnach als die prägenden Elemente im Leben eines Menschen, aus denen sich fast zwangsläufig Frömmigkeit, Pflichtgefühl, Redlichkeit, Fleiß und jener sachliche Ehrgeiz ergibt, der bestrebt ist, jede Aufgabe unter Anspannung aller Kräfte zu lösen. Solche »sehr einfachen Grundsätze« zählte Konrad Adenauer auf, die ihm sein Vater auf den Lebensweg mitgegeben hatte und die in der Neuerscheinung des Rowohlt-Verlages über den ersten Bundeskanzler der Republik nachzulesen sind.

Für Peter Koch, den ehemaligen Chefredakteur des »Stern« und Verfasser des 538 Seiten starken Buches, war die populäre Aufbereitung des umfangreichen Materials über

die »Faszination, die von Adenauer ausging« - jene Therapie., die er benötigte, um die Blamage über die gefälschten Hitler-Tagebücher zu überwinden. Die etwas verdeckte Andeutung dieses Vorfalls im eigenen Vorwort läßt allerdings die wahrscheinliche Millionenabfindung außeracht, die ihm nach der Adenauerschen Erkenntnis: »Fallen ist weder gefährlich noch eine Schande, aber liegen bleiben ist beides« - das Wiederaufstehen erleichtert haben dürfte Unabhängig jedoch davon war der Buchautor bemüht, die zeitgeschichtliche Bedeutung Konrad Adenauers als Mensch und Politiker aufzuhellen. Dabei erwies sich, daß die Prägungen des Elternhauses dafür allein nicht ausreichten, sondern andere wesensbestimmte Merkmale hinzu entwickelt wurden, die seine Weltanschauung bestimmten.

Die Ende des 19. Jahrhunderts entstandene Großindustrie im Ruhrgebiet war ganz in der Hand protestantischer Unternehmer, die sich mit dem preußischen König und deutschen Kaiser auf eine Arbeitsteilung verständigt hatten. Danach waren Kaiser und Adel zuständig für die Politik, das führende Bürgertum scheinbar beschränkt auf die Wirtschaft. Aus dieser Tradition des Rheinlands, aus dem wirtschaftlichen und politischen Umfeld bezog der Katholik Adenauer sein Geschichtsverständnis, das verbunden mit der katholischen Soziallehre und der Politik des Zentrums, seine Weltanschauung zeitlebens bestimmte.

Seine sprichwörtlich separatistische Abneigung gegen Berlin und Preußen, die Einsicht in die Notwendigkeit zur Zusammenarbeit mit den Protestanten, um Mehrheiten zu bilden; eine gewisse Aufgeschlossenheit für die sozialen Forderungen der Arbeiter, gekoppelt mit strammem Anti-Kommunismus sowie die Zurückweisung des politischen Führungsanspruchs der katholischen Kirche, erscheinen in der Frühzeit Adenauers zwar fast als Widersprüche, doch sollten sich diese später vielmehr als Teil seines variantenreichen Finassierens und seiner Skrupellosigkeit erweisen.

Mit dem Ausnutzen persönlicher Beziehungen und massivem Druck selbst gegen seine Gönner trieb Adenauer auch seine persönliche Karriere voran. Durch seine erste Heirat stellte er gleich mehrfach die Verbindung zum »rheinischen Uradel« her und baute diese Verbindung systematisch zu maßgeblich jüdischen Geschäftsleuten sowie zum politisierenden Bankhaus-Chef Baron von Schroeder aus, der als Hitler-Finanzier später zu zweifelhaftem Ruhm gelangte. Dieser »Kölner Klüngel« wurde für Adenauer zum System der inneren gesellschaftlichen Stabilisierung, dem neben den Vorgenannten unter anderem der Industrielle Otto Wolff ebenso wie der Bankier Robert Pferdmenges und der Kölner Erzbischof angehörten.

Mit viel Geschick und Taktik baute er an diesem System über die Familie seiner zweiten Ehegattin weiter, die Konrad Adenauer zum Beispiel auch in die Verwandtschaft zum Wallstreet-Bankier John Mc Cloy führte. Dieser wurde zwanzig Jahre später Hoher Kommissar der amerikanischen Besatzungszone und damit oberster Dienstherr seines Wetters«, des ersten Kanzlers der Bundesrepublik. Dieser Tatsache ist es wiederum zuzuschreiben, daß der Konzernherr Friedrich Flick nicht sieben Jahre im Landsberger Gefängnis verbringen mußte - wie das Urteil im Kriegsverbrecher-Prozeß eigentlich lautete - sondern durch einen Amnestie-Erlaß des Hohen Kommissars der USA dank des Einsatzes von Adenauer schon nach knapp drei Jahren wieder frei kam.

Dieses Beispiel zeigt, daß die unheilige Allianz zwischen Kapital und Politik aus der Kaiserzeit hinüber in die Weimarer Republik und das »Tausendjährige Reich« bis in die Tage der Bundesrepublik hinein ihre Sumpfblüten trieb - immer nach dem alten Motto: »Geld regiert die Welt« - national wie international. Und Konrad Adenauer war zeitlebens ein maßgeblicher Vertreter dieser Allianz. Beispiele gibt es in dem Buch en masse dafür. Nehmen wir das Ahlener Programm seiner Partei, das die Uberschrift trug: »CDU überwindet Kapitalismus und Marxismus«; in dem der Programm-Autor Adenauer zwar das kapitalistische Wirtschaftssystem verurteilte, aber gleichzeitig formulierte, daß »der dringend notwendigen Unternehmerinitiative der erforderliche Spielraum zu belassen ist«.

Unabhängig jedoch davon wußte der Vorsitzende der CDU der britischen Zone schon damals, daß das Programm innerhalb eines Jahres wieder in der Mottenkiste verschwinden würde. Oder erinnern wir uns der Teilung Deutschlands, zu der das englische Außenministerium feststellte: »Die West-Deutschen sind nur allzu bereit, die formelle Teilung ihres Landes anzuerkennen, vorausgesetzt, dies wird ihnen in der richtigen Weise präsentiert«. Und Adenauer entschloß sich mit Hilfe des Marshall-Planes und der damit verknüpften Restaurierung des kapitalistischen Wirtschaftssysterns sowie mit der tatkräftigen Unterstützung des anti-kommunistischen Kalten Krieges zur »Erfüllungs-Politik«. Wenn wir dann noch festhalten, daß dem Bundeskanzler Adenauer in seiner vierzehnjährigen Amtszeit fast alle Mittel der Diffamierung des politischen Gegners, der Mißachtung der parlamentarischen und staatlichen Organe, der Verfolgung unbequemer Journalisten, für seine eigene Machterhaltung recht waren - fragt man sich verwundert, was seine Nachfolger eigentlich bewogen haben mag, sich immer wieder auf ihn zu berufen - mit Ausnahme natürlich seines nachgeborenen Enkels Helmut Kohl.

Aber der Buchautor Peter Koch bewertet politische Vorgänge kaum, sondern erzählt in der üblichen Manier der Illustrierten-Journalisten, und dies oft bis in letzte Einzelheiten. Dies geschieht allerdings in einer recht lockeren Art, so daß das Buch leicht zu lesen ist. Aber aufgrund der sechsseitigen angefügten Literaturhinweise hätte der Verfasser selbst erkennen können, daß es Biographien dieser Art über Adenauer schon fast im Überfluß gibt. Der politisch Interessierte kann sich jedoch in der zwanzigseitigen Zeittafel einen raschen Überblick über das Wirken von Konrad Adenauer verschaffen. Nach dem Lesen des Buches stellt sich einem die Frage, welchen Weg hätte die Bundesrepublik wohl genommen, wenn nicht Konrad Adenauer, sondern sein sozialdemokratischer Gegenspieler Kurt Schumacher Bundeskanzler geworden wäre?

Um dieses Werk schreiben zu können, hat Peter Koch zahlreiche Gespräche geführt mit der »alten Garde« der Bonner Politiker, mit den Angehörigen der Familie sowie mit Zeitzeugen, die den Privatmann als auch den Politiker kannten oder ihm nahestanden. Vermutlich deshalb läßt die Biographie den ersten Bundeskanzler der Bonner Republik durchweg in einem recht positiven Licht erscheinen. Aber wie zitiert der Verfasser doch selbst den früheren Bundesminister für Familie und Jugend, Bruno Heck: »Im Grunde hat jeder sein Adenauer-Bild«.

Peter Koch: »Konrad Adenauer - eine politische Biographie«, Rowohlt-Verlag, DM 38,-

Literatur-Konkret 1985, S. 103

Reinhard Pitsch

Philosophie

Der hundertste Geburtstag von Ernst Bloch und Georg Lukács brachte weniger Publikationen, als zu erwarten war. Ungleich waren die Feierlichkeiten und Würdigungen in der BRD, ungleich ist das Verhältnis der deutschen Linken zu den beiden marxistischen Denkern, ungleich ist vor allem die Publikationspolitik ihrer westdeutschen Verlage. Suhrkamp vermarktet Bloch wie alles andere, offenbar profitträchtig, Luchterhand schläft, stellt die Taschenbuchpublikationen ein, errichtet Schranken aller Art (lächerlich geringe Buchhändlerspannen, keine Rezensionsexemplare, keine Abgabe von Rechten) und produziert so direkt für die subskribierten Bibliotheken.

Viele Texte von Lukács sind immer noch nicht zugänglich.

»Revolutionäres Denken - Georg Lukács. Eine Einführung in Leben und Werk« bringt eine sehr gut zusammengestellte Anthologie, auch einige deutsche Erstveröffentlichungen, so »Grand Hotel 'Abgrund'« aus dem Jahre 1933, in dem der Zusammenhang und die Übergänge vom skeptischen Relativismus in (reaktionäre) Mythologie dargestellt wird - einst wie jetzt anhand der deutschen Intelligenz; so »Aristokratische und demokratische Weltanschauung«, den Vortrag auf der Genfer Intellektuellenkonferenz 1946; so zentrale Passagen aus dem »Napló«, dem Tagebuch der Jahre 19 10/11, in dem der junge Lukács seine tiefste persönliche Krise (nach dem Selbstmord Irma Seidlers) niederschrieb. Das Problem der Existenz des bürgerlichen Intellektuellen unter den Bedingungen des Spätkapitalismus, der »Krise der Kultur«, der absoluten Herrschaft der Entfremdung ,und dessen damalige Lösung: Abdanken des Lebens zugunsten des Werkes. Sauber gearbeitete biographische Notizen und praktikable, weil sorgfältig ausgewählte Hinweise zu Sekundärliteratur empfehlen dieses Buch den Lesern.

Wer das Tagebuch ganz lesen will, ist auf die ungarische Originalausgabe oder die italienische Übersetzung angewiesen. Der einleitende Essay von Massimo Cacciari bietet ein Beispiel für die »postmoderne« Rezeption des jungen Lukács - dazu später.

Die »Moskauer Schriften. Zur Literaturtheorie und -politik 1934-1940« wurden bereits anläßlich ihrer französischen Ausgabe von der »Budapester Schule« ehemaliger Lukács-Schüler heftig angegriffen. Das fünfzigseitige Stichwort »Der Roman« aus der Moskauer Literaturenzyklopädie 1935 stellt die heftig umstrittene Romantheorie konzis dar. In der Polemik über »Marxismus oder Proudhonismus« in der Literaturtheorie« des Jahres 1940 findet sich erstmals die Grundlegung seiner späten Auffassung der Tragödie: als Dichtung der menschlichen Gattung. Gerade in Deutschland, wo Lukács als Expressionismus- und Brecht-Gegner und »klassizistisch« geprägter Realismustheoretiker halbbekannt ist, zeigen diese Schriften des Kampfes gegen die literarische »Vulgärsoziologie« der schematisch (von objektivistisch-verkürzter Klassenlage) ableitenden Konzepte eines »sozialistischen Realismus«, der so zu billiger Propagandaliteratur wird, den literaturtheoretischen Zweifrontenkampf.

»Wie ist die faschistische Philosophie in Deutschland entstanden?« »Wie ist Deutschland zum Zentrum der reaktionären Ideologie geworden?« Zwei unveröffentlichte Manuskripte aus den Jahren 1933 und 1941 können als Vorarbeiten zur »Zerstörung der Vernunft« angesehen werden. Aus der Niederlage in den Bauernkriegen und der viel zu spät und von oben erfolgten nationalen Einigung, dem Fehlen jeder geschichtlich-progressiven Volksbewegung wird die geschichtlich-materielle Basis der deutschen Überbauphänomene. In einem 1947 geschriebenen Vorwort für eine - nicht zustandegekommene - französische Ausgabe des zweiten Textes finden sich zwei Passagen, die heute - vierzig Jahre später - nicht ohne Interesse sind.

Die Niederlage des Hitlerregimes eröffne die Gefahr einer prinzipienlosen Amnestie. »Dann kann die deutsche Ideologie unverändert weiter faschisieren ... «, »in der Hoffnung, aus dem deutschen Volk eine 'Kolonialarmee' zur Niederwerfung der Sowjetunion organisieren zu können. Daß diese Politik alle westlichen Demokratien an den Rand des Abgrunds gebracht hat, kommt in diesen Kreisen als Argument nicht in Betracht. Es scheint, daß die Führer des heutigen Monopolkapitalismus eine Mentalität haben, wie einst die Bourbons: sie haben nicht gelernt und alles vergessen.« Der Konkurs der deutsch-französischen Kursbücher, die im Inkognito Fahrten nach Nirgendwo anzeigen, 1947 vorausgesehen: »völlige Depolitisierung, Entgesellschaftung der ideologischen Kritik. ...macht diese Einstellung wehrlos dem ideologischen Aufmarsch der heimlichen Reaction gegenüber. Wenn etwa Nietzsche in socialer und politischer Hinsicht 'neutral' ist, woran wird man einen Neofaschismus geistig erkennen?«

Das erste der oben angeführten Manuskripte aus dem Jahr 1933 sollte den weitverbreiteten, dennoch flachen Irrtum widerlegen, Lukács Auffassungen wären einfache ideologische Verlängerung der Volksfrontpolitik. Angepaßt an die »Sozialfaschismus-Terminologie wird der Irrationalismus-Vorwurf gegen die sozialdemokratische »Vernunft«, die Vernunft

des Arztes am Krankenbett des Kapitalismus, gewendet. Parallelen zur »ökologischen« und »grünen« Vernunft (Dem Wald zuliebe - Gürtel enger schnallen etc.) dürfen als Witz der Geschichte betrachtet werden.

»Der junge Lukács«

»The Young Lukács«

»Le jeune Lukács«

sind nicht übersetzte Titel desselben Werkes, sondern Originalwerke. Das deutsche Buch ist äußerst schlampig zusammengeschludert, die hochstaplerische Bibliographie verwechselt den königlich-ungarischen Kulturminister mit dem gleichnamigen Volkskommissar für Kultur der Räterepublik, und so wurde ein bislang unbekanntes Buch von Lukács »entdeckt«. Immerhin ergänzen zwei unbekannte dramaturgische Jugendtexte Lukács' das Buch.

Das amerikanische Buch ist sorgfältig in der Tradition des pragmatischen Faktensammlers gearbeitet, bietet viele Zitate aus schwer zugänglichen ungarischen Quellen in englischer Übersetzung sowie eine exakte Biographie. Das Maximum an Information - bei zumindest anzweifelbarer Interpretation: die drei Jugendlieben hätten die *geistige Entwicklung* in drei Etappen gegliedert.

Das französische Buch ist »französisch«-postmodern. Der junge Lukács wäre der Theoretiker par excellence moderner bürgerlicher Kultur g*ewesen, und* modern meint hier nicht Thomas Mann, sondern Adorno, Joyce, Beckett. Kürzer, seriöser und originaler ist immer noch »Der junge Lukács - Theoretiker der bürgerlichen Kunst« von Alberto Asor Rosa in der Zeitschrift »alternative«, Nr. 67/68.

Blochs Leipziger Vorlesungen zur Philosophiegeschichte sind teilweise bekannt (Philosophie der Renaissance), in den anderen Teilen ähnlich interessant und lesbar. Materialistische Philosophiegeschichte - und viel Interesse an Utopie.

»Der Hintern des Teufels. Ernst Bloch - Leben und Werk« von Peter Zudeick ist ein schön gemachtes Buch. Zahlreiche Photos, rigoros in den Anhang gedrängte Zitatnachweise und Fußnoten, flüssige »Schreibe« machen das Werk lesbar. Für »Anfänger« ist es auch eine Einstiegsmöglichkeit in Blochs Denken, das in seiner chronologischen Entwicklung referiert wird. Zudeick scheut sich *erfreulicherweise auch* nicht, »Tabus« anzurühren, wie Blochs - im Gegensatz zu Lukács durch keine geschichtsphilosophische Auffassung zumindest moralisch »gerechtfertigten« - Kniefälle vor Stalins Schauprozessen oder seine beschönigenden Manipulationen an den Veröffentlichungen der Stalinzeit.

Heute sind Bloch wie Lukács tote Hunde in Westdeutschland. Das leer-utopische Denken Blochs freilich hat unterirdische Wirkungsströme zur Verfügung, das »Noch-Nicht-Bewußte« ist allemal im Unbewußten. Die scharfen, unangenehmen, peinigenden Analysen Lukács waren bereits der »Studentenbewegung« ein Pfahl im Fleisch; man war immer für Brecht in Deutschland. Danach kam das Subjektive, die Romantik, Nietzsche, der Mystizismus und die Natur. Politische Rationalität - jenseits des Renegatenphänomens -, marxistische Vernunft kann auf deutschem Boden nicht ohne dessen ungarischen Archäologen seiner Ideologie auskommen.

Frank Benseler (Hg.): »Revolutionäres Denken - Georg Lukács, Luchterhand, 1984, DM 34,-

Gabriella Caramore (Übersetzung, Hg.): »György Lukács«, Diario Adelphi Edizioni, Milano, 1983

G. Lukács: »Moskauer Schritfen«, Sendler-Verlag, Frankfurt am Main, 1981, DM 12,-

G. Lukács: »Wie ist die faschistische Philosophie in Deutschland entstanden?« Hg. v. László Sziklai, Akadémiai Kiadó, Budapest, 1982

G. Lukács: »Wie ist Deutschland zum Zentrum der reaktionären Ideologie geworden?« Hg. v. László Sziklai, Akadémiai Kiadó, Budapest, 1982, DM 25,-

Ernst Keller: »DerjungeLukács. Antibürger und wesentliches Leben«, Frankfurt am Main 1984, DM 27,-

Lee Congdon: »The Young Lukács«,The University of North Carolina Press, Chapel Hill & London, 1983

Rainer Rochlitz: »Le jeune Lukács. Théorie de la fome et philosophie de l´histoire«, Payot, Paris, 1983

Gerhard Pasternack: »Georg Lukács. Späte Ästhetik und Literaturtheorie«, Hain, Königsstein/Taunus, 1985, DM 39,80

Ernst Bloch: >Leipziger Vorlesungen zur Philosophiegeschichte«, 4 Bde, Suhrkamp, 1985, DM 28,-/16,-/24,-/28,-

Peter Zudeick: »Der Hintern des Teufels. Ernst Bloch - Leben und Werk«, Elster Verlag, Moos&Baden-Baden, 1985 DM 48,-

Literatur-Konkret 1985, S. 104

Hannelore Heinrichs

Monster & Mutationen

Als Kind galt, meine besondere Liebe dem »Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen«. Diese Liebe zu »Geschichten zum Fürchten« hat sich zu einer leidenschaftlichen Affäre ausgewachsen. Was heute als »Fantasy« verkauft wird, hat nur wenig gemein mit dem, was ich mit dem groberen Begriff »Horror« bedacht habe. Man muß sich nur mal die Aussprache dieser beiden Begriffe vor Augen, pardon, zu Munde führen: »Fantasy« schlüpft leicht und locker, kaum wahrnehmbar und ohne Widerhaken über die Lippen und ist sofort vergessen. Dagegen »Horror«: die Os dröhnen im Brustkasten und die Rs grollen und poltern im Rachen.

Leicht und lockig gehts bei Werwölfen, Vampiren, Unholden, Monstern und Mutationen eben auch nicht zu, sondern »fürchterlich« und bedrohlich, mal mehr mal weniger blutrünstig, nur überboten von der eigenen Phantasie. Und mit dieser Phantasie befinde ich mich in der allerfeinsten Gesellschaft. Von Goethe über Turgenjew zu Jules Verne, Kafka, E.T.A. Hoffmann, Plinius und Ovid, um nur ein paar der illustren Namen zu nennen, die in diesem literarischen Genre ihr »phantastisches« Feuerwerk entfacht haben, u.a. in »Von Werwölfen und anderen Tiermenschen« sowie in »Künstliche Menschen«, zwei Zusammenstellungen von Dichtungen und Dokumenten über Werwölfe, Golems, Vampire, etc.

Aber erst meine Angelsachsen: in der angelsächsischen Sprache empfinde ich das Donnergrollen von »Horror« als besonders reizvoll, wie ein Gewitter aus der Ferne, erst nur zu ahnen und dann entlädt es sich plötzlich mit voller Wucht direkt über dem Kopf, so daß man erschrocken in Deckung zu gehen versucht. Offenbar sind auch die Übersetzer Opfer dieser Gewitteratmosphäre geworden und zu deutschsprachiger Hochform aufgelaufen; erstaunlich genug, wenn ich an den lausig übersetzten Tolkien denke.

Allerdings sind hier auch Meister dieser Erzählform am Werk gewesen. Um nur einen zu nennen: H.C. Artmann, dessen »Anfangsbuchstaben der Flagge« ich mit in meinen Lieblings-Grusel einreihe. Artmann hat u.a. einen meiner angelsächsischen Favoriten, H.P. Lovecraft, übersetzt; dieser beschreibt in »Chtulhu - Geistergeschichten«, ein auf leisen Sohlen daherkommendes Grauen, vor abermillionen Jahren antarktischer Kälte entsprungen, was einen leidvollen Umgang mit dem eigenen Spiegel zur Folge hat, die Haare sind noch grauer geworden, die Gesichtsfarbe tendiert zu grün, und das Betreten dunkler Räume artet zur Mutprobe aus.

Die »Scottish Tales of Terror« sind von anderem, aber ähnlichem Kaliber. Die Erzählungen aus der Feder von Robert Louis Stevenson, Sir Walter Scott, Arthur Conan Doyle z.B., garantieren einen leisen Verfolgungswahn, verbunden mit einer gewissenhaften Inspektion der Hohlräume des Bettes. Von schaurig-schöner Qualität sind auch die »Welsh Tales of Terror«. Allein die Geschichte einer älteren Dame: Sie rettet eine Ratte namens »Rufus« aus einem Versuchslabor, hält sie im Käfig, und, wie man sich schon gedacht hat, das bezaubernde Tier frißt die Dame auf. Dies wird so beiläufig, geradezu fröhlich erzählt, als würden täglich ältere Damen von Ratten gefressen.

Nicht zuletzt immer wieder erwähnenswert: Die »Bibliotheca Dracula« aus dem Hanser-Verlag, eine liebevoll und sorgfältig zusammengestellte Bibliothek des Grauens in zehn Bänden. Leider habe ich bisher nur drei: »Dracula« (Ur-Version) von Bram Stoker, Ire; »Melmoth-der Wanderer« von Charles Robert Maturin, ebenfalls Ire, und »Von denen Vampiren und Menschensaugern«, Dichtungen und Dokumente. Bereits diese drei Bände dokumentieren, daß kein noch so gutgemachter »Horrorfilm« annähernd die sprachliche Ausdrucksmöglichkeit der »alten« wie »jüngeren« Meister dieses Metiers erreicht, erreichen könnte, weil deren Sprache und Phantasie der Umsetzung in Film-Bilder Grenzen setzt. Von einer durch das splitternde Holz einer Tür getriebenen Axt bin ich nicht zu beeindrucken, aber von erzähltem, geschriebenen »Horror« sträuben sich mir die Nackenhaare. Alle Vampir-Filme dieser Welt sind ein Nichts gegen den »Dracula« von Bram Stoker.

Und Tolkiens »Lord of the Rings«, und »Die Nebel von Avalon« von Marion Zimmer Bradley? Nun ja. Schön, amüsant, unterhaltend, gewiß. Aber ich bin vergnügungssüchtig. Wenn schon »Fantasy«, dann auch richtig. Eine Kostprobe: »Mein Name ist Smith, Edward Smith, und mir scheint, ich sitze irgendwie in der Tinte. Ob Sie mir wohl helfen könnten?« »Jeder sitzt irgendwie in der Tinte, sagte Sammy gefühlvoll. Worum handelt's sich denn bei Ihnen?« Mit diesem Dialog beginnen Sammy, ein Ghul und Edward Smith, Vampir-Nachwuchs wider Willen, ihre zweifelhafte Bekanntschaft.

In der Tinte sitzen nicht nur Smith und Sammy, sondern ebenso Alt-Vampir Boris und Werwolf Lupo. Tinte deswegen, weil es auf der Erde den berühmten »großen Knall« gegeben hat, und das unterirdische Quartett sich Sorgen um die »Brötchen« machen muß, da nicht sicher ist, ob die - tatsächlich - überlebenden Menschen je rechtzeitig unter der Bunkerplatte, auf der meine vier Freunde hocken, rauskommen werden. Makaber? Ach woher, es ist genau wie im richtigen Leben. Diese vergnüglich-schaurige Mär von »menschlichen« Schwächen, Intrigen und Futterneid erzählt E.C. Tubb in »Der Parvenü« aus »Frankenstein wie er mordet und lacht«. Geballter schwarzer Humor, wie ich ihn so nur von den Angelsachsen kenne.

Man möge mich des Eskapismus und des Zynismus bezichtigen angesichts der atomaren Bedrohung, dennoch: Gibt es etwas Realeres als Gänsehaut und Verfolgungswahn? Und was hat heutzutage ein weißes Pferd an einem Sommertag in einer sumpfigen Wiese zu suchen? Na bitte.

Klaus Völker, Hg.: »Von Werwölfen und anderen Tiermenschen«. Dichtungen und Dokumente, 1977

»Künstliche Menschen«. Dichtungen und Dokumente über Golems, Homunculi, Androiden und liebende Statuen, 1976

Edward Reavis, Hg.: »Frankenstein wie er mordet und lacht«, 1971, alle bei dtv

H.P. Lovecraft: »Berge des Wahnsinns«, Zwei Horrorgeschichten. 1975, »Das Ding auf der Schwelle«. Unheimliche Geschichten, 1976: »Cthulhu-Geistergeschichten«, 1972, alle Suhrkamp, DM 9,-

9,-

Bibliotheca »Draculia«, 10 Bände, Carl Hanser Verlag, TB-Neuauflage, Pawlak-Verlag, 1984, DM 39,80

Angus Campbell, Hg.: »Scottish Tales of Terror«.

R. Chetwynd-Hayes, Hg.:, »Welsh Tales of Terror«, beide: Fontana Books, London

J.R.R. Tolkiens: »The Hobbit« und »Lord of the Rings«, beide Ballantine Books, New York

Marion Zimmer-Bradley: »Die Nebel von Avalon«, 1983 DM 44,- Krüger Verlag

H.C. Artmann: »Die Anfangsbuchstaben der Flagge«, 1970 DM 4,80, dtv

Literatur-Konkret 1985, S. 105

Rolf Lindner

Sport

Was mich am meisten am »Becker-Fieber« und noch ausgeprägter, am »Langer-Fieber« interessiert, ist folgendes: Wie sehen das die Herrschaften in den Clubhäusern? Sportarten wie Tennis, nicht von ungefähr der »weiße Sport« genannt, das heißt der allem Schmutzigen, Dreckigen, Unangenehmen ferne Sport, und Golf, bis vor kurzem neben Polo die exklusive Sportart par excellence, verlieren sie nicht an Dinstinktionswert, wenn sich schon Lieschen Müller anheischig macht, mitzureden? Finden die Herrschaften das Ganze nicht degoutant (wie dieser Fernsehmensch dem Plebs erklärt, was ein Birdie ist, und wie sich der gehobene Pöbel rund um den Centrecourt verhält, als befände man sich in einem x-beliebigen Fußballstadion) oder reibt man sich, als Boomgewinnler, heimlich die Hände und bleibt ansonsten unter sich?

In meinem Herrenbrevier (wildledergebunden!), zu dem ich immer wieder gerne greife, weil es in unnachahmlich kleinbürgerlicher Manier in den großbürgerlichen Habitus einzuführen gedenkt, finde ich folgenden vorläufigen Trost: »Herrensport ist der Sport, den der Herr aktiv zur Ertüchtigung seines Körpers mit Passion ausübt. Herrensport wird niemals berufsmäßig ausgeübt. Massensport wird in der Hauptsache optisch genossen«. Aber, soit dit entre nous, gilt das noch?

Und eine weitere Frage bedrängt mich: Wieviele Zuschauer mögen, in ihrem Becker-Fieber, in die nächste Buchhandlung geeilt sein und Lars Gustafssons »Die Tennisspieler« erstanden haben? Kein schlechter Mißgriff immerhin. Denn abgesehen davon, daß das Geheimnis des Aufschlags gelüftet wird, erfahren wir etwas über die Gödelzahl (vor Hofstadter), über die Infernokrise bei Strindberg und, last not least, über das System der Parkvorschriften an der Universität von Austin, eine etwas vulgäre, sozusagen amerikanische Distinktionspraxis.

Man sieht, ein Autor von kosmopolitischer Bildung, der sich nicht zu schade für die kleinen Weisheiten ist: »Über einen Ball, der geschlagen ist, darfst du niemals nachgrübeln. Er ist fort, ob er nun gut oder schlecht war, er ist wirklich fort. Es gibt niemals einen andern Ball als den, den du gerade vor dir hast«. Das hat die Qualität und die Tiefe eines Satzes wie »Das nächste Spiel ist immer das schwerste«, der Titel eines Buches von Rot Wolf, das dessen gesamtes Fußball-Oeuvre enthält. Wolf versteht die Kunst, aus dem sprachlichen Rohmaterial der Fußballexperten auf den Rängen und an den Mikrofonen durch Aneinanderreihung, Montage und Collage Literatur zu machen.

Der dargebotene journalistische O-Ton reicht aus, um Gremlizas Express ein ganzes Jahr zu füllen (eine Kostprobe: »Broszulat, der Einbein-Dribbler mit Schlepperqualitäten, wird niemals die Zange sein, die gebraucht wird«), die Zitate aus der Welt der Stars sind von entlarvender Trivialität (Beckenbauer: »Ich lebe zu Hause in meinen vier Wänden«) und die gesammelten Leserstimmen zum Thema »Schön ist schuld« geben eine Ahnung davon, wofür ein Bundestrainer tatsächlich bezahlt wird: nämlich als wahrer Bundeskanzler, an den sich der Bürger mit Kritik (»Was hat Herr Schön dazu veranlaßt?) und Wünschen (»Warum berücksichtigt Herr Schön nicht endlich den Besten, den wir seit Monaten haben, nämlich ... «) wendet.

Aber bereits die Anrede »Herr Schön« sagt ja nicht nur dem intimen Fußballkenner, daß es sich hier um älteres Material handelt. Uneingeschränkt zu empfehlen ist die Anschaffung daher nur denjenigen, der noch nicht »Punkt ist Punkt« und »Die heiße Luft der Spiele« von Ror Wolf sein eigen nennt, denn »Das nächste Spiel ... « ist im wesentlichen ein Wiederabdruck der frühen, inzwischen vergriffenen Texte.

Daß der Verlag auf diesen Sachverhalt nicht auf dem Rückentitel oder im Inhaltsverzeichnis aufmerksam macht, hat schon etwas von der Dreistigkeit, die den »Boss« auszeichnet, Hauptfigur von Per Wahlöös »Foul Play«. »Foul Play« ist kein Krimi, aber genauso spannend und zugleich die beste Darstellung der Intrigen und Machenschaften hinter den Kulissen eines Fußballvereins, die mir bekannt ist. Das liest sich wie eine Fallstudie zur Professionalisierung des Fußballsports am Beispiel des Aufstiegs eines Vereins vom Straßenklub zum Erstdivisionär und sagt zugleich, in der Gestalt des »Boss«, eines Hasadeurs mit Chuzpe, mehr über die Macher der Gesellschaft aus als so manche soziologische Studie.

Von allen mir bekannten Schriftstellern ist es Friedrich Torberg am besten gelungen, Sport zu einem würdigen Gegenstand der Literatur zu machen. Das gilt sowohl für »Die Mannschaft«, ein Titel, der merkwürdigerweise als Playboy-Taschenbuch wieder aufgelegt und inzwischen verramscht wurde, als auch für »Der letzte Ritt des Jockeys Matteo«, eine Novelle, die Torberg im amerikanischen Exil verfaßt hat und jetzt aus dem Nachlaß herausgegeben wurde. Es geht in diesem hübsch gestalteten Buch um das Nicht-Abschied-Nehmen-Können des alternden Jockeys Guiseppe Matteo vom Turf.

An einem Frühlingstag, im zweiten Jahr nach seiner Entlassung als Jockey, erwacht Matteo »aus Gewohnheit schon gegen fünf Uhr morgens und offenbar geschah es noch im Halbschlaf, noch gegen die bessere Planung eines tagwachen Willens, wenn er davon nicht weiter überrascht war, sondern mit Selbstverständlichkeit dachte: daß er jetzt natürlich zur

Morgenarbeit auf den Rennplatz zu gehen hätte«. Das ist die Geschichte: »Der Jockey Guiseppe Matteo wollte noch einmal ein großes Rennen reiten, noch einmal ein großes Rennen gewinnen. Und er wußte, daß er dann nichts mehr begehren würde, nicht vom Sport und nicht vom Leben, es galt ihm gleich«.

So verschieden die Sportarten sind: Das Nicht-Abschied-Nehmen-Können des Jockeys hat vieles mit dem langen Abschied von Boxern gemein. Beiden scheint der Geruch des »Stalles«, den es sowohl im Renn-, wie im Boxsport gibt, zu fehlen; nicht zufällig fristen weniger erfolgreiche Vertreter ihres Faches ihr Gnadenbrot als Stallknechte im Gestüt und als Faktotum in der Boxschule. Das führt mich zu einem Buch, auf das ich gespannt war, nicht zuletzt deshalb, weil es von einem Rezensenten eines bekannten liberalen Wochenblattes das Prädikat »magna cum laude« verliehen bekam. Das hätte Warnung genug sein müssen:

'Panama'. Das Leben des Boxers Al Brown«, geschrieben von dem spanischen Maler Eduardo Arroyo, war eine riesige Enttäuschung für mich. Enttäuschend ist nicht so sehr, daß Arroyos Erzählung des Lebens von Alfonso 'Panama' Brown, von 1929 bis 1935 Bantam-Weltmeister im Pariser Exil, über weite Strecken nicht über das Niveau biographischer Durchschnittsware ä la »X boxt sich nach oben« hinauskommt; enttäuschend ist vor allem, wie wenig Arroyo aus solchem Stoff macht: Das denkwürdige, weil doppelbödige Ereignis etwa, als Al Brown, ein Schwarzer, zugunsten der Dakar-Dschibuti-Expedition des Musée de l'Homme (unter den Zuschauern Griaule, Bataille und Leiris) boxt, wird auf einer Seite abgehandelt.

Es ist dies zugleich der Grund, warum ich auf Arroyos Buch zu sprechen komme. Offensichtlich gründlich recherchiert, ist es eine wahre Fundgrube an Ideen für noch zu schreibende Bücher: Über Young Perez zum Beispiel, jüdischer Herkunft, dem jüngsten Weltmeister Frankreichs, dem der Verband 1941, »aus den Ihnen bekannten Gründen«, die Lizenz entzog und der am Schauplatz seiner größten Triumphe, dem Vel' d' Hiv', selektiert und nach Auschwitz in den Tod geschickt wurde; oder über den Katalanen José Girones, der, aus Liebe zu Barcelona und seinem Viertel Garcia, nie seine Heimat verlassen und nur in seiner Heimatstadt boxen wollte und schließlich, vor Francos Truppen geflüchtet, in einer Zwiebackfabrik in Mexico City landete.

Der Stoff ist also da, jetzt fehlt nur noch der Autor.

Lars Gustafsson: »Die Tennisspieler«, Erzählung, dtv, 1982, DM 4,80

Ror Wolf: »Das nächste Spiel ist immer das schwerste«, Athenäum, 1982, DM 24

Per Wahlöö: »Foul Play«, rororo thriller, 1982, DM 6,80

Friedrich Torberg: »Der letzte Ritt des Jockeys Matteo«, Langen Müller, 1985, DM 14,80

Eduardo Arroyo: »'Panama'. Das Leben des Boxers Al Brown«, claassen, 1984, DM 36